SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde
ifl

Gelehrtenbibliothek
Hanno Beck
übereignet an das
Leibniz-Institut für Länderkunde

1972 R 438 Hist. Abt.

Naturschilderungen.

Mit gleichmäßiger Berücksichtigung

von

Geographie und Naturgeschichte

bearbeitet

von

Heinrich Stahl.

Vorwort von

Professor Dr. K. Wagner,
Gymnasiallehrer in Darmstadt.

Mit 8 Bildern.

Darmstadt, 1855.

Verlag von Johann Philipp Diehl.

GESCHICHTE DER GEOGRAPHIE
Sammlung Hanno Beck

Geographische
Zentralbibliothek
Leipzig

1972 R 438
Hi D, Alt

Gedruckt bei Joh. Georg Schmitt in Darmstadt.

Vorwort.

„Niemand lieſt eine Vorrede, er müßte denn in dem Buche ſelbſt nicht haben erfahren können, was der Verfaſſer eigentlich wollte.“ Hätte Cooper damit überall Recht, dann bliebe meine Vorrede gewis ungeleſen. Denn die folgenden Blätter ſagen an ſich deutlich, was ihr Verfaſſer wollte. Aber nicht Jedermann iſt ſo geringſchätzig gegen freundliche Begrüßung eines Beſuchers und will haben, daß er mit der Thür in das Haus falle. Auch ich halte es für ehrenvoller, wenn man nach eines Begegnenden Namen und Stellung mit Theilnahme bei deſſen Scheiden fragt, als wenn ſie ungeſucht bei ſeinem Auftreten uns entgegen gerufen werden. Aber manchem Reiſenden iſts doch lieb, von einem Ortskundigen auf die rechte Höhe zur überſichtlichen Umſchau und auf den beſten Standpunct zum völligen Verſtändnis eines Vortrags oder einer Muſik gewieſen, oder auf den eigenthümlichen Wert eines Kunſtwerks, auf das Beſondre eines Inſtituts und auf Ähnliches aufmerkſam gemacht zu werden. Zudem wünſchte der junge Verfaſſer der nachfolgenden Naturſchilderungen dieſe erſte größere Spende ſeiner Studien von einem einleitenden Wort eines Älteren begleitet zu ſehen, und ich geſelle darum gern ein Blatt zu den Blättern meines jungen Freundes, ſelbſt auf die Gefahr hin, der Weißagung Cooper's anheim zu fallen.

GESCHICHTE DER GEOGRAPHIE
Sammlung Hanno Beck

Der Verfasser, seit mehreren Jahren ein rüstiger Lehrer an einer hiesigen Erziehungsanstalt für Knaben, bringt uns hiernächst eine Reihe von Naturschilderungen nicht nur aus der Heimat, nicht nur das äußere Bild und innere Leben von unserm Wald und Feld und unsrer Wiese, sondern mehr noch aus weiter Ferne was einem Binnenländer und Europäer fremdartig und überraschend ist. Doch hat er selbst weder die Schönheit und die Schrecken des wogenden Meeres mit leiblichen Augen gesehen, noch auf einer schneebedeckten Alpe gestanden, noch weniger die russischen Steppen oder die Prärien am Missouri durchwandert. Wie kann da in seinen Schilderungen Wahrheit, Leben und Wärme sein?

Daß solches dennoch möglich ist, haben auch Schiller und Freiligrath bewiesen. Der Eine hat nie einen Fuß in die Schweiz gesetzt und doch die Heimat Wilhelm Tell's und die Umgebung des Sees, der Zeuge von dessen Mishandlung und Thaten war, mit überraschender Treue und Wahrheit in allen kleinsten Zügen wie aus der Urform abgespiegelt. Der Andere hat nie unter Palmen auf scharlachfarbigem Blumenpfüle oder am Fuß des jähen Tafelbergs geruht, nie den Tiger mit dem Leoparden ringen sehen, und doch atmen seine Bilder aus dem Orient und der Wüste deren eigenste Natur.

Das thut der Fleiß sorgsamer Studien, die Schärfe und Fernsichtigkeit eines poetischen Auges und die Kraft eines Geistes, der den Zusammenhang der Einzelheiten zu finden und diese zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden versteht. Solche Gaben sind auch unserm Verfasser gegeben, und er hat sie hier mit freudigem Eifer angewandt. Das Eigenthümliche seiner Arbeit liegt im Zusammenbegreifen des organisch Zusammengehörenden. An einzelnen sehr gelungenen Naturbildern fehlt es unsrer Schulliteratur nicht, und sie verdienen rühmende Anerkennung; damit aber Lehrer und Schüler auch lernen, die Thier- und Pflanzenwelt, sowie die Formen und Kräfte der sogenannten unbelebten Natur in ihrem gegenseitigen Verhältnis zu einander aufzufassen und zu begreifen, schien es förderlich, zunächst den ganzen Charakter einer Gegend, in der ein Thier, eine Pflanze lebt und von der ihre Beschaffenheit bedingt ist, in helles Licht zu stellen, so daß Nichts aus seiner natürlichen Umgebung herausgerissen, sondern Alles in

GESCHICHTE DER GEOGRAPHIE
Sammlung Hanno Beck

derselben angeschaut werde. Zu diesem Behuf hat der Verfasser versucht, Thier- und Pflanzenbilder auf geographischem Grunde zu zeichnen.

Wozu solche Naturschilderungen weiter nütze sind, wird Niemand fragen, der erkannt hat, daß wir Menschenkinder ein einzelnes Glied in der großen Kette der Naturschöpfungen, ein mit dem Ganzen in starker Wechselwirkung stehender Theil der aus dem Geist Gottes hervorgegangenen Gebilde sind; Niemand wird fragen, der beim Gesang der Nachtigall aufhorcht, beim blühenden Kirschbaum stehn bleibt, bei den reizenden Formen der blauen Berge Salzburgs gern verweilt, beim Donner des Rheinfalls, beim Leuchten des Meeres, beim Glühen der Alpen die Größe und Schönheit der Schöpfung fült. Die Freude, die in die Brust des Natur-Freundes und Kenners dringt, die Anregung und Befriedigung der Wissbegierde, die Bewunderung und Anbetung des allwaltenden Vaters der Natur sind Früchte der Lust an solchen Naturschilderungen, um nicht von dem materiellen Vortheil für Geschäft und Erwerb zu sprechen, der dem Kenner der Natur vielfach von selbst zufällt.

Für wen das Buch geschrieben? Nicht für Kinder, nicht für Anfänger in der Naturkunde, aber für alle, die schon die Vorbegriffe von Weltgegend und Zone, von Gebirg und Gestein, von Rassen und Menschenclassen in sich aufgenommen, überhaupt einen Gang im Gebiet der Geographie gemacht haben; für alle, die lernen wollen, die sie umgebende Natur mit offnen Sinnen, mit vergleichendem Geiste, mit liebreichem Gemüte, mit steter Beziehung auf den allweisen Schöpfer und Erhalter des Welttalls zu betrachten; für alle, die ihren Geist nicht an die Scholle, auf der sie geboren sind, fesseln, sondern ihren Blick hinausschweifen lassen wollen über Berg und Meer, um zu erfahren, wie es ihren Mitbrüdern auf der andern Hemisphäre, ihren Nebenbewohnern und Gegenfüßlern ergehet; endlich für alle, die Gesehnes und Erlebtes als Sichtbares und Lebendiges Andern schildern und in ansprechende Formen des Ausdrucks zu fassen sich üben wollen.

Alle diese werden in nachstehenden Naturschilderungen Vieles finden, was sie fördert und belehrt, was sie erfreut und erbaut. Denn es hat ihr Verfasser die Wirklichkeit der Zustände mit poetischem Sinn aufgefasst, den Geist der Naturgebilde glücklich heraus-

gefunden und zur Anschaulichkeit, zum Bewusstsein gebracht; dem scheinbar Unbedeutenden und Reizlosen hat er Wichtigkeit und Anziehungskraft zu verleihen, das Rohe zu verarbeiten, die Seele des Lesers mit Verehrung und Anbetung des unausdenklichen Schöpfungsgeistes zu erfüllen gewusst. Die starre Polarwelt gewinnt durch seinen Griffel theilnehmende Herzen; was die Eisfahrer dort wagen und tragen steht uns vor Augen, was sie für Mit- und Nachwelt zum Vortheil des Handels und Verkehrs, zur Förderung der Naturwissenschaft und der Menschenkenntnis thun, dessen werden wir uns deutlich bewusst; wir bangen und hoffen, wir dürsten und darben mit dem Zug der Karawane, und unser Herz jubelt und alles Leid ist vergessen, wenn er sich lagert in den fetten schattigen Gründen einer Oase. Dies sind nur einzelne Beispiele. Im ganzen Buch ist Leben und Seele, Wahrheit in der Sache, Poesie in der Sprache. Ich freue mich, von einem solchen Schatzkästlein den Deckel heben zu können.

Darmstadt, 7. März 1855.

K. W.

Inhalt.

Vorbemerkung. Da die Anmerkungen des Buches nicht allein Erläuterungen und Zusätze, sondern auch mehrere vollständige Bilder zur Erweiterung des Textes enthalten, so sollen letztere hier zur Erleichterung des Nachschlagens ebenfalls angeführt werden.

Seite

Vorwort . . . . . III.

I. Aus der Heimat.

Der Wald . . . . . 1.

Im Feld . . . . . 10.

Die Wiese . . . . . 15.

II. Die Nordseeküste und das westliche Niederdeutschland . . . . . 21.

Halligen . . . . . 22.

Marschen . . . . . 25.

Haide . . . . . 26.

III. Aus der Alpenwelt . . . . . 30.

IV. Skizzen über Italien . . . . . 41.

Neapel . . . . . 49.

V. Die südrussische Steppe . . . . . 53.

VI. Spanische Landschaften . . . . . 63.

Thal von Granada . . . . . 65.

Die spanischen Ebenen . . . . . 67.

Die spanischen Wälder . . . . . 68.

VII. Ostindien.

Ein Besuch auf Ceylon . . . . . 71.

Das Thal von Kaschmir . . . . . 79.

Seite

VIII. Bilder aus Arabien.
Die Beduinen . . . . . 85.
Das Pferd . . . . . 89.
Das Kameel . . . . . 91.
Die Dattelpalme . . . . . 93.
Der Kaffeebaum . . . . . 94.
IX. Die Sahara . . . . . 97.
X. Die Nordpolarländer . . . . . 105.
XI. Die Grasebenen Nordamerikas . . . . . 113.
XII. Der Urwald in Brasilien . . . . . 125.
XIII. Neuholland . . . . . 138.
XIV. Das Meer . . . . . 144.
Anmerkungen . . . . . 155.
Waldstille . . . . . 155.
Die Dürre in der Haide . . . . . 159.
Der Fön . . . . . 160.
Die Simplonstraße . . . . . 161.
Der Lago maggiore . . . . . 162.
Ein Stiergefecht in Madrid . . . . . 163.
Der Pfau . . . . . 167.
Westindiens Kaffeepflanzungen . . . . . 169.
Das isländische Moos . . . . . 171.
Der Wälschhahn . . . . . 171.
Das Leben in der Schöpfung . . . . . 175.

Die Weide, *Salix.*

Druck von *J. P. Achtelstätter.*

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

I.

Aus der Heimat.

Der Wald.

Im Walde möcht ich leben zur heißen Sommerzeit!
der Wald, der kann uns geben viel Lust und Seligkeit.

In seine kühle Schatten winkt jeder Zweig und Ast;
das Blümlein auf den Matten winkt mir: „komm lieber Gast!“

Wie sich die Vögel schwingen im hellen Morgenglanz,
und Hirsch und Rehe springen so lustig wie zum Tanz!

Von jedem Zweig und Reise, hört nur, wies lieblich schallt!
Sie singen laut und leise: „kommt, kommt in grünen Wald!“

Aug. Hch. Hoffmann v. Fallersleben.

Es ist Frühlingszeit. Der Wald blüht und glänzt in tausend Farben; die lauen Winde schaukeln in den Zweigen der Bäume und flüstern und erzählen sich die lustigsten Schwänke; die Vögel jubiliren, als sei es ständig Feiertag, und Morgen und Abend streuen ihre stralenden Perlen so verschwenderisch auf den Teppich des Bodens aus, daß ein Crösus selbst nicht aufkommen kann gegen solches Reichtums Fülle. Da klingt es so verlockend aus demselben herüber:

komm her, verlaß das Marktgeschrei,
verlaß den Gram, der sich dir ballt
ums Herz, und atme wieder frei,
komm her, hier in den grünen Wald!

Und was ist es denn eigentlich, was uns das Waldreich so angenehm macht; worin liegt der Zauber, womit es uns so sehr fesselt?

Es ist jene selige Verschollenheit, in die man versinkt, wenn man — in seinen Schatten lagernd — dem Spiel der beweglichen Blätter, den am blauen Himmel hinziehenden weißen Wölkchen, der Emsigkeit der Ameisen und Laufkäfer, dem märchenhaften Dunkel des Tannengrundes, der im Bewußtsein ihrer Kraft hoch um sich schauenden Eiche zusieht, und die das Alltagsleben mit seinen Sorgen und Mühen aus der Erinnerung löscht. Dazu kommt das Wolthuende des Grüns, das Angenehme des Schattens und der Kühlung, die mannigfaltige Beleuchtung und das wechselnde Helle oder durchaus Dunkle, die Stille, welche in ihm wohnt, ihre Unterbrechung durch Vogelgesang, und das Schöne der Baumform, welche in tausend eigentümlichen Veränderungen auftritt. Kühn steigen die schlanken Säulen hinauf und treten zu stolzen Hallen zusammen, darüberhin schlagen die Wipfel den luftigen Bogen, und wie ein ferner Hymnus säuselt das Wehen des Windes in die Stille. Ihm zu lauschen war von jeher der Deutschen Sitte; die Ehrfurcht vor dem Schatten ihrer Wälder, vor dem Rauschen ihrer Kronen, vor dem Gesang ihrer Vögel in den Wipfeln ist den germanischen Stämmen geblieben; immer und immer zog es fühlende Seelen hinaus, ihren Eingebungen zu horchen. Gibt es aber auch wol eine lieblichere Sprache hienieden, als die des deutschen Waldes? Wahrlich, dem keckſten wanderlustigen Gesellen wird das Herz weich, und er zögert, weiter zu schreiten, wenn an einem sonnigen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne über die Gabe des erneuten Lebens, mit einander reden, wenn alles rings umher säuselt und lispelt. Der Wanderer wirft sich dann in das Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über seinem Haupte zusammenschlagen, die herzigen Blumen sich neigen, ihn auf die Wangen und Lippen zu küssen, und schaut lauschend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von seiner Heimat, von dem Vater- und Mutterherzen, von den Gespielen der Jugend. — Ein Leben, eine Seligkeit zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfrischend für das Menschenauge und ergreifend für das Menschenherz. Komm darum, mein freundlicher Leser, und folge mir in jenen herrlichen Laubwald!

Noch umhüllt die Nacht mit ihrem düsteren Schleier die weite Welt, und Schlaf und Schweigen ruht auf der Flur. Nur das Bächlein da drüben rauscht unaufhaltsam dahin, eine Welle küßt die andere, daß sie alle wach und bereit sind, den Morgensegen zu beten in ihrer Weise. Dann eilen sie rascher dem Walde zu, und die Bäume schütteln die Nachtruhe aus ihren Zweigen und neigen sich leise zu freundlichem Gruß. Da plötzlich stimmt die Nachtigall den Frühpsalm an, und das Echo wird laut und trägt den süßen Schall von Busch zu Busch und erweckt die Vöglein, die noch schliefen. Der Himmel wird rot von dem vielen Lob, das nun zu ihm aufsteigt; sein Auge wird klar und ein Stral seines Lichtes dringt in die Tiefen, daß die Schatten weichen und die Nebel fliehen. Und jetzt —

Freundlich bricht der Stral der Sonnen
durch der Buchen grünes Dach,
dicht von Ranken überſponnen
blinkt im Grunde hell der Bach.

Hoch im Laube ſingt die Meiſe,
und des Spechtes Klopfen ſchallt,
aus der Ferne dumpf und leiſe
ruft der Kukuk durch den Wald.

Und der Schmetterling im Grünen
ſchwingt ſich aus dem Thau der Nacht;
eifrig ſummen blanke Bienen
durch der Blumen friſche Pracht.

Wo die alte, ſchwere Eiche
ihre Rieſenwurzeln ſtreckt,
iſt der Sitz, der kühle, weiche,
mit des Mooſes Sammt beſetzt.

Laß uns ſitzen hier und ſäumen
in der lebensvollen Ruh,
laß uns an den ſchlanken Bäumen
aufwärts ſchauen, himmelzu! [1])

Siehe dieſe kräftige Eiche, wie ſie tief und breit ihre Wurzeln in den Boden ſchlägt und zugleich kühn und hoch ihren Wipfel erhebt! Mark und Fülle zeigt ihr Wuchs; wie ein undurchdringlicher Harniſch legt ſich ihr die tiefdurchriſſene Rinde um Leib und Glieder; zornig zucken die knorrigen Aeſte, und wo der Nordwind ſeine Speere gegen den Eiſenſtamm ſchleudert, deckt ihn die zottige Mooshülle mit dichtem Schilde. So ſteht er da, der Baum der Stärke, als der graue Wälderkönig, den der Adler ſucht und der Held zum Bilde nimmt. Es treibt ihn

— — hinauf in den Himmel zu ragen,
bis über die Wolken die Krone zu tragen,
ſtets höher zu wachſen, Jahrhunderte fort. [2])

Das iſt die deutſche Eiche, die Sagenruine der Vorzeit, an der die Phantaſie ſinnend die Marksteine der Geſchichte zurückzählen kann. Und wenn ſie es thut, unwiderſtehlich drängt ſich ihr dann des Dichters Wort auf:

deutſches Volk, du herrlichſtes von allen,
deine Eichen ſtehn, du biſt gefallen. [3])

Doch, den Blick hinweg von dieſem ernſten Bilde, hinüber auf das heitere der Buchen!

Hoch auf ſtreben und kühn die ſtarken, gerundeten Säulen,
ohne gemeſſene Norm dennoch harmoniſch vereint,
und hoch oben da wölben ſich ſtolz die luftigen Bogen
bis an das grünende Dach, welches den Himmel umfängt.
Schirm auf Schirm entfaltet das Laub, und Fächer auf Fächer,
und durch die Lücken hindurch ſchimmert das himmliſche Licht.
Straff und kräftig gebaut erſcheinen die Glieder des Baumes,
und an dem männlichen Arm ſchwillen die Muskeln empor;

aber es liegt ihm die Haut so fein durchsichtig darüber,
und es schimmert der Leib so sauber und glänzend hervor,
daß du schaueſt und stehst und zweifelst, ob du bewunderst
mehr die männliche Kraft oder den weiblichen Reiz. [4])

Dort auf sandigem Hügel hat sich das muntere Völkchen der Birken aufgestellt. In leichtgeschwungener, oft anmutig geschlängelter Linie steigt ihr schlanker, gerundeter Stamm hinauf, nach oben schwach gebogen, doch mit geschmeidiger Härte der Gewalt der Elemente widerstrebend. Graubemooste Furchen zerreissen unten die glatte, atlasartige Rinde, die aus dem Blättergrün hervorleuchtet,
als wäre dran aus heller Nacht
das Mondlicht blieben hangen. [5])
Kein mächtiger Ast tritt aus dem zähen Holz, vielmehr fällt ringsum ein zierliches Reisernetz in langen Flechten herab, das sich kaskadenartig*) und immer lockerer aufbaut, bis die Krone wie in einem Federbüschel endet. Und nun dieser dämmernde Laubschein drüber hin! Dieser zarte, durchsichtige Schleier, der immer schwebt und schwirrt! Ist es nicht, als schmiege sich schmachtend eine Waldnymphe hervor?

Ihnen gesellt sich eine einsame Espe, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe des Waldes. Ist es der Fluch, welcher sie traf, als sie in hochmütigem Ungehorsam das Haupt vor dem Herrn nicht neigen wollte, und der sie nun nicht ruhen und rasten läßt; oder ist es die Trauer, welche sie durchzieht und ängstlich beben macht? Ersteres behauptet die fromme Legende, letzteres der Dichter:

— — ihr scheues Gelispel, ihr ängstliches Zittern und Beben,
denket des Winters im Lenz, denket im Leben des Tods;
und kein Vogelgesang und keine Blüte des Frühlings
sichert zur Freude ihr Herz, weil es des Leides gedenkt. [6])

Verlassen wir nun unseren Moossitz, um tiefer in das Waldesdunkel einzutreten!

Es ist ein Platz im Walde,
sah keinen stillern je,
da ruht ein einsam Wasser,
das ist der schwarze See.

Die dunklen Wasser hüllen
in ewge Nacht sich ein,
und wissen nichts von Sonnen-,
von Mond- und Sternenschein.

Da wiegt sich keine Blume
auf seinem dunklen Flor,
da flüstern nie die Wellen
durch schlankes Zitterrohr.

Rings schauen die düstern Erlen
so schweigsam starr darein,
als kehrt bei ihnen nimmer
ein Vöglein singend ein,

als wüßten sie nichts vom Lenze
und seinem Lächeln klar, —
mit ihrem See da drunten
trauern sie immerdar.

Das ist der Platz im Walde,
weiß keinen stillern wo:
da wird dir schwer das Herze
und schlüg es noch so froh. [7])

*) Kaskade = Wasserfall.

Eine echte Erlkönigslandschaft! Ueberall weht ein unheimlich moderiger Atem. Ein düsteres Brüten liegt über der Natur und beklemmt das Gemüt; still träumen die Bäume. Nur dann und wann wirft ein matter Stral seinen Schein auf die Wasser, die wie mit hundert Polypenarmen die einfachen Strauch- und Buschinseln umschlingen. Keine Blume schmückt das Ufer, vereinzelt nur ragen in schmutzigem Graugrün die steifen, struppigen, rundlichen Stengel und Blätter der Binsen empor, theilweise Knäulchen brauner oder schwarzer, trockner Blütchen tragend.

Heiterer freilich wirken die Erlen am kühlen Waldbache entlang. Sie gewinnen eine lebensfrischere Gestalt, Zweige und Blätter wölben sich zu schattigen Schirmen und dienen — wie der schwärzliche Stamm — dem hellen Wiesenteppich zur Folie. — Ihnen verbindet sich die Weide, am Dorfe nur verstümmelt, mit plumpem Stamm und geschorenem Haupt, hier trotz der viel- und scharfrissigen Rinde und trotz der schmalen, spitzigen Blätter ein schöner Baum. Die biegsamen, rutenförmig auseinander stehenden Blätter schlagen rastlos ihre dunkelhellen Wellen und bilden eine breitkuppelige Krone.

Aber wir haben jetzt genug hinauf geschaut an und nach den Bäumen und darüber das reiche Blumenleben zu unseren Füßen ganz unbeachtet gelassen. Und sie sehen so zart aus, die Blüten des Waldes, so treu, kein Falsch blickt aus ihren hellen, schmachtenden Augen. Ein zartes Kind in weißem Kleidchen, schimmernd wie der reinste Alpenschnee, und mit einem Blick so klar, so heiter und unschuldvoll, daß es Einem ist, als sei er aus den Wolken des Himmels herabgeschwebt, um lauter Freude und Seligkeit der Erde zu bringen, steht das Maiblümchen; ihm folgt, älter und ernster aussehend, die Glockenblume, von einem lichtblauen Mäntelchen umhüllt. Beide schwingen zierliche Stengel mit hellklingenden Glöckchen in den zarten Händen, und um sie herum drängt sich ein reicher Kreis der mannigfaltigsten Gestalten, licht und dunkel, heiter und ernst, bunt und einfach. — Tief im Waldesschatten wohnt die weiße Anemone,

sehnsuchtsbleich, das Angesicht
hebt sie nach des Himmels Licht. [8])

Das Geisblatt läßt seine Ranken
im Winde schwanken,
wie liebliche Träume
die ernsten Bäume
umschweben,
mit hellen Farben umgeben. [8])

Es zieht wie die Freude im schimmernden Gewand durch das Dunkel des Waldes, berauschenden Duft seinem Kelche entsendend.

An dem Felsen, graubemoost
blüht der kleine Augentrost.

Sieh sein helles Sternchen blinken,
und dir Trost ins Herze winken! [8])

Dort, am dürren Raine streckt der Fingerhut die Kerzen auf,
seine Glöckchen, purpurrot,
läuten dir vom bleichen Tod. [8])

Mit ihnen schmücken noch viele, viele andere Blümchen den Boden, aber „wie könnt ich all sie zählen, die süßen Blumenseelen im bunten Sommerkleid?“ [9]) Doch eines Pflänzchens dürfen wir nicht vergessen: des Mooses, das überall den schwarzen Boden mit seinem frischen Grün verhüllt und mit weißen, zierlichen Krönchen schmückt, in die es rote, gelbe und grüne Sterne steckt von den verschiedensten und wunderlichsten Formen. Allenthalben bietet es seine Dienste an; kein Zaun ist ihm zu schlecht und keine Mauer zu gering und alt, um drauf zu wirken und zu weben. Den Armen und Müden bereitet es ein weiches, sanftes Lager und stopft die Ritzen und Löcher ihrer zerfallenden Hütten zu, damit Wind und Frost nicht allzu grimmig hereinbrechen; den Kranken weiß es heilende Tränke zu bereiten und manchem Todten hat es schon das letzte Kissen gefüllt, das ihm mitgegeben wurde in den Sarg. Zu den steilsten Felsen und Bergen, welche mit ihren Spitzen den Aether berühren, strebt es mutig und frisch hinan und legt seine grünen Kränze darauf nieder. Die freundlichen Wolken lächeln es an und lassen ihre schönsten Perlen in seine grünen Blüten fallen, so daß die Häupter der Berge und Felsen wundersam geschmückt stehen und im Sonnenschein stralen wie reich bekränzte Altäre. Selbst oben zwischen den Türmen der alten Dorfkirche weilt das Moos, still und ernst, eine sinnige Einsiedlerin; hört den Klang der Glocken unter sich und das einförmige Schlagen der Uhr, und sieht über die stillen Gräber des Kirchhofs die Morgen- und Abendnebel dahinwallen. Aber nirgends grünt es so frisch, wölbt es so weiche, schwellende Sitze als hier im Walde. Allen Bewohnern seines Reiches dient es als das gute, freundliche „Aschenbrödel“; jedem Thiere bereitet es ein weiches Bettchen, den Blumen wärmt es die zarten Füßchen und die Bäume schützt es vor dem Frost und vor dem Winde.

Horch!

Hörst du aus jenem Thale
den scharfen, kurzen Knall,
hörst du von allen Höhen
den langen Wiederhall?

Rings wird es todtenstille,
es regt sich nicht ein Hauch.
Dort ferne wirbelt langsam
des Pulvers ferner Rauch.

Es breitet sich die Wiese
von tausend Blumen bunt:
das Reh schwankt aus dem Dickicht,
das ist zu Tode wund.

Es hebt den Kopf so müde,
schaut einmal noch sich um,
dann sinkt es langsam nieder,
liegt regungslos und stumm;

und schlägt noch einmal traurig
die großen Augen auf,
da senkts den Kopf zum Sterben
und streckt den zitternden Lauf.

In seinem grünen Reiche
springt es nun nimmermehr,
auf ewig muß es scheiden,
das wird ihm gar zu schwer. [10])

Wie wol fühlte es sich im sonnigen Walde! Und es sind so schöne Thiere, die Rehe! Alles an ihnen hat vollkommenes Ebenmaß. Der Wuchs ist zierlich. Schlanke Beine tragen den wolgebauten Körper, dessen ganze Haltung etwas Angenehmes, Lebhaftes hat. Der kleine Kopf mit großen, runden Augen und zugespitzten Ohren endet in einer stumpfen Schnauze und ist bei dem Männchen mit einem kurzen Geweih geschmückt. Sie gehören mit dem Hirsche zu den harmlosen und friedfertigen Geschöpfen, welche zur Verschönerung und Belebung der in tiefer Verborgenheit blühenden Gärten der Natur bestimmt sind. [11]) Ich wüßte nicht, welches von beiden Thieren ich für das schönere erklären sollte, denn auch der Hirsch ist ein gar schmucker Geselle. Sein schöner, edler Bau, sein stattlicher Anstand und sein feuriger Blick verdienen wol, daß man ihn den Edelhirsch genannt hat. Es ist wirklich schade, daß man die schmucken Thiere so sehr verfolgt, daß sie fast so selten geworden sind, als das hungrige Volk der Wölfe, das früher sein schreckliches Geheul auch in unseren Wäldern allnächtlich anstimmte.

Ueber unserem Hin- und Herstreifen ist es allmälig Abend geworden. Schon sendet die Sonne ihren letzten Abschiedskuß; die Lüfte halten ihren Atem an, kein Blättchen rauscht, nur die Vogelkehlen sind noch wach. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr witzigspitzes Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstumpf, dazwischen kreischt mit einem wunderlich äffenden Schnörkel der Häher, und ist dann auf einmal Alles still und erschreckt über des Possenreißers Glossen, so stöhnt aus dem Schooß der grünen Einsamkeit der melancholische Ruf des Wiedehopfs. Aber auch sie ducken sich nach und nach schweigend in ihre Nester; auch die Frösche haben ihr Concert geendet, und nur das kleine, geschwätzige Waldbächlein kann seine Zunge nicht ruhen lassen und ruft geheimnisvoll und sich wichtig machend durch die Stille: hör zu! — hör zu! Denn noch eine Stimme ist wach geworden, aber die schönste und lieblichste, welche man sich nur denken kann. Kräftige Töne, voll und durchdringend, erschallen, bald schmetternd, bald sanft und klagend, den Flötentönen ähnlich. Wer singt so herrlich? Es ist die Nachtigall dort, der kleine bräunliche Vogel mit dem unschuldigen Auge, der so sorglos auf dem Zweige sitzt. Wunderbar schön und rührend klingt ihr Lied durch die stille Luft:

Tag verschwindet, und die Nacht
kömmt herbei so sacht, so sacht,
dunkel wird es in den Bäumen;
und mit ihren hellen Träumen
durch den Wald die Liebe flieget,
mit den goldnen Flügeln wieget
sie ihn sanft zum Schlummer ein,
will sein treuer Hüter sein. [12])

Das Lied verstummt. Schwarze Schatten lagern sich in den Kronen der Bäume.
Die Nachtgesellen werden munter.

Erwachend spät die Eule nieder
und dehnt ihr mächtiges Gefieder.
Aus fernen, kluftzerrissnen Haiden
tönt noch des Fuchses spät Gebell,
das Waldhuhn hörts, und schwingt bei Zeiten
auf höhern Wipfelsitz sich schnell. [13])

Und nun tiefe Stille! Regungslos steht der Wald, als bete er sein Ave Maria. Die Luft, wie gesättigt von dem goldenen Sonnenschein des warmen Tages, deckt ihren dunkelblauen Mantel über ihn hin. Eine heilige Ruhe und ein sehnsüchtiges Verlangen schwimmt im Aether und flüstert mit tausend Stimmen, die der Mensch nicht hört, zu den Geistern der Natur.

O du schönes Waldleben zur Zeit des reichen Frühlings und heißen Sommers; schade, daß du so schnell ein Ende nehmen mußt!

Ach sieh, da fällt ein gelbes Blatt,
das fragt im Falle todtesmatt:
„wie lange glänzt auf Thal und Halde
der Frühlingshimmel rein und blau?
Wie lang, ihr Blumen in dem Walde,
umspielt euch noch der Flimmerthau?
Wie lange springt aus Felsenspalten
der lustge Quell noch kühn und hoch?
Wie lange trotzt des Sturms Gewalten
der Rieseneiche Wipfel noch?
Kurz ist die Lust! Die grüne Halle
und Alles fällt, wie ich nun falle!“ [13])

Bald unterbrechen recht finstere Tage die fröhliche Waldluft; eine schwere, trübe, dunstige Luft hängt über den Bäumen; traurig senken sich die grünen Blättchen, und klagende Töne irren hin und her. Der Herbst klopft mit stürmischer Hand an die Pforte des Waldes und seine rauhen Winde verjagen die sanften Sommerlüfte, streifen das frische Grün von den Blättern und lösen eines nach dem andern von den schlanken Zweigen, die klagend und rauschend, mit dem sterbenden Rot geschmückt, dahin flattern und verwehen im weiten, leeren Raume. Die Sänger des Waldes schicken sich an zu ihren Reisen nach fernen Ländern — „kommt mit uns“, rufen sie den Blumen zu, „was wollt ihr noch länger weilen in dem öden Wald“? Und da verläßt ein Blumenelfchen nach dem andern sein buntes Häuschen, das der Herbstwind rüttelt, bis es zusammenfällt und mit bleichen Blättern die Stelle bedeckt, wo es geblüht hat.

Das süße Dornröschen ist schon lange mit den letzten Nachtigallentönen entschwebt; der kleine Augentrost überstralt noch einmal mit seinen milden Blicken die dunkle Stelle, welche sie erhellt haben und zieht dann hinaus mit der frommen Drossel in die weite Ferne. Die leichten, bunten Geisblattranken flattern mit den lustigen Finken davon, und das helle, freundliche Rotkehlchen nimmt die bleiche, schwermütige Anemone mit sich nach wärmeren Zonen und milderen Lüften. Die Glockenblume aber schwingt ihr feines Seilchen und läßt zum letztenmale ihre frommen Glöckchen durch den Wald erklingen und rufen: Lebe wol, lebe wol, du schöner Wald! — wie bald, wie bald entflieht die Freud und kömmt das Leid und naht des Herbstes trübe Zeit! Der Herbst, der Herbst ist rauh und kalt! lebe wol, lebe wol, du schöner Wald! wie bald! — wie bald! — — Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht! haucht es aus dem süßen blauen Blümchen, das am Bache blühte, und der holde Blumenengel, der es bewohnte, fliegt mit dem letzten Lerchenliede auf den lichten Wolken des klaren Herbsthimmels hinaus.

An die Stelle all dieser lieben Blumen treten die wunderlichen Gesellen, die Pilze. Sie haben sich gar lustig schillernde Mäntelchen umgehangen, rote und gelbe und buntgefleckte, sind aber trotzdem der großen Mehrzahl nach nichtsnutzige Gesellen, welche mit ihren faulen Dünsten die reine Atmosphäre des Waldes vergiften und nur dem Schlechten und Unreinen zum Schutz und zur Nahrung dienen, weßhalb sie mit Recht von den Bauern, die in ihrer schlichten Einfalt oft das Kind beim rechten Namen nennen: „Krötenstühle“ geheißen werden.

Stürmischer wird der Wind, schon decken kalte Schneeflocken zuweilen den Boden; der Winter zieht mit starker Macht heran, den letzten Kampf mit seinem Feinde, dem Sommer, auszufechten. In wildem Streite schlagen die Aeste knarrend zusammen, aus den finstern Felsenschluchten stürzen die Wildbäche brausend hervor, der Regen strömt, die ganze Gegend ächzt — — der Sommer unterliegt. [14]) Im Walde zieht siegreich der Winter ein und krönt mit einem Diadem von glänzenden Eiszapfen die Tanne zum Herrn und König des Waldes. Wie der Fürst Teutoboch über alle seine Gefährten hervorragte und der König Saul eines Kopfes Länge größer war, als all das übrige Volk, so schaut auch ihr Wipfel hoch über die Bäume hinaus. Der Sturm singt eine wilde Siegeshymne, Raben kreischen hinein, und aus den Teichen, Bäumen und Sümpfen rufen tausend laute Stimmen dem neuen König ein Lebehoch zu. —

O stilles Leben im Walde!
O grüne Einsamkeit!
O blumenreiche Halde!
Wie weit seid ihr, wie weit!“ [15])

Im Feld.

Die Sonne brennt, — des Himmels Blau
erglänzt so hell dort oben!
voll reicher Saaten steht die Au
von Wiesengrün durchwoben. [1])

Schlank und zart streben die Halme in die Höhe; geheimnisvolles Wallen zieht feierlich über sie hin; es rauscht kein Blatt; so weit das Auge reicht, herrscht stiller Gottesfrieden. „Wie fromme Beter, still beglückt, im Gotteshause stehn gebückt", so stehen sie, andächtig hin- und herwogend. Wenn aber der Wind leicht und schnell daher schwebt und ihnen freundlich seine Grüße zuruft, dann verneigen sie sich so anmutig, und es gibt ein Geflüster zwischen ihnen, ein Gesäusel, so lieblich und so fein, als tauschten sie die schönsten Geschichten einander aus. Was können sie nicht Alles erzählen! Die Halme — wie sie ruhig und warm im stillen Schooß der Erde geschlummert, wie der Winter seine Schneedecke über sie gebreitet, der Frühling endlich wieder ins Land gekommen, der Kirschbaum geblüht und der Pflaumenbaum gegrünt habe, wie dann auch sie die Blättlein gespreitet und Halme getrieben und Aehren angesetzt und Blüte um Blüte dran aufgehangen; der Wind — wie er einhergezogen von Land zu Land, von Feld zu Feld, hier mit dem klaren Bächlein, dort mit den frischen Blumen gespielt und jetzt noch weit, weit in die Welt ziehen wolle.

Aber die Halme und Aehren sind es nicht allein, welche das Feld schmücken:

auch zwischen ihnen dort und hier
der blauen Blümchen lichte Zier,
als ob ein jedes hold und hehr
ein Liebesblick des Himmels wär! [2])

Die Kornblume (Korn-Flockenblume) mit 2 Fuß hohem Stengel und flockig behaarten Blättern schaut mit ihren schönen himmelblauen Blumenaugen gar freundlich darein; der Ritterſporn zeigt in armblütigen Trauben seine langgespornten, blauen, rötlichblauen oder weißen Blüten; die Rade (Korn-Lichtnelke) wiegt stolz den roten Kelch auf rundem, aufrechtem Stengel, den — wie die stiellosen, an einem Knoten sitzenden, lanzettförmigen Blätter — lange, weiße Haare schmücken; neben ihr senkt das Stiefmütterchen (Ackerveilchen) das blau-weiß-rote Blümchen bescheiden zu Boden; aber die grünen Aehren neigen sich zu ihm nieder, küssen es und hauchen ihren Segen darüber hin. Mag der Landmann über sie

als Unkraut schimpfen: Blumen und Aehren gehören zusammen und halten in treuer Freundschaft einander fest umschlungen, daß man eine Scheu fühlt, sie zu trennen und gerne die Blumen ungepflückt läßt, um das Feld nicht des holden Schmuckes zu berauben.

Von Aehre zu Aehre, von Blume zu Blume flattern die schönsten Schmetterlinge, bringen Grüße von den Pflanzen des Gartens und erzählen von der schönen Rose, der düftereichen Blumenkönigin, blühend und stralend in allem Glanze der jungfräulichen Schönheit, der Unschuld und Freude;

aus Morgenröte ist ihr Kleid gewoben,
ein Thaugefunkel glänzt als Krone oben.
Stolz steht sie da — und doch, sowie ich wähne,
von Scham gerötet ob der eignen Schöne.; [3]) —

von der zarten Lilie im schönen, bleichen Gesicht,

in weißem Atlas schön geschmückt,
ein Goldkreuz auf die Brust gestickt; [3])

sie erzählen, wie lieblich die Nachtigall singet im Walde und wie herzig das Bächlein plaudert in der grünen Wiese. Aber das allerangenehmste, das sind doch die vielen Lerchen, welche ihr Nestchen im Felde bauen. Wie traut und sorgsam hegen die freundlichen Aehren die zarten Vögelchen in ihrem warmen, grünen Schooß, schützen sie vor Kälte und Nässe und verstecken sie vor der Hand der wilden Buben. Und die Blumen umschlingen das friedliche Häuschen mit ihren zarten Ranken, streuen ihren hellen Farbenglanz darüber und lächeln den jungen Bewohnern ermunternd zu, wenn sie die kleinen Flügel regen und erst ganz schüchtern probiren, damit empor zu fliegen. Welch eine Freude, wenn sie nun endlich aus dem grünen Feld sich hoch, hoch hinauf schwingen in die blaue Luft, und ihre frischen, herrlichen Lieder herunter trillern und emporschicken wie ein Gebet, das Gottes liebendes Vaterherz sucht! Dann neigen sich die schlanken Aehren noch einmal so tief und dankend zur Erde; sie denken in ihrem stillbeglückten Sinn: „wir haben die frommen, herrlichen Sänger gepflegt und beschützt, daß sie nun so selig und frei und sorglos dort oben schweben können in der sonnigen Höhe und allen Geschöpfen der Erde singen von Gottes unendlicher Güte und Liebe. Wir freilich sind an den Boden gefesselt, wir müssen den Menschen die irdische Speise reichen; aber schön ist es, daß unsern Schützlingen eine Stimme für uns gegeben ist, die mahnt an das geistige Leben, das über der Erde steht und zu Gott hinauf strebt". So denken die demütigen, bescheidenen Aehren. Die Blumen aber richten freudig ihre glänzenden Kronen empor, wenn das Lied ihrer Freunde zu ihnen herabsteigt, sie lächeln sie an und flüstern: „wir haben sie geliebt und ermuntert, unsere Schönheit hat sie begeistert und erhoben, und Alles, was wir hier unten in der stillen, frommen Einsamkeit zusammen erlebt und gedacht haben, das lassen sie nun hoch oben in herrlichen Liedern der ganzen weiten Schöpfung erklingen." — Und Abends, wenn nun die Lerchen heimkehren von ihrem hohen Fluge in das kleine häusliche Nestchen und still und

fromm ausruhen zu den Füßen der Blumen und Aehren, dann läßt „sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt“ die Wachtel ihren Mahnruf erschallen, den ein altes Volkslied mit folgenden Worten deutet:

Hört wie die Wachtel im Grünen schön schlagt:
lobet Gott! lobet Gott!
mir kommt kein Schauder, sie sagt;
flieget von einem ins ander grün Feld,
und uns das Wachstum der Früchte vermeld't,
rufet zu allen mit Lust und mit Freud:
danke Gott! danke Gott!
der du mir geben die Zeit.

Jetzt schweigt sie, duckt in ihr einfaches Nest hinter der Scholle und schließt die klaren Aeuglein, um morgen in aller Frühe schon ihre helle Stimme wieder erheben zu können. In ihrer Nachbarschaft hat sich eine Rebhuhnfamilie häuslich niedergelassen. Spät umkreist noch der sorgsame Gatte und Vater den Ort, wo zwischen einigen Erdklösen das kunstlose Hüttlein errichtet steht, um jede Gefahr, welche der Familie drohen könnte, abzuwenden. Alles ist sicher; in stillem Frieden thront die Nacht am hohen Himmel und traulich grüßend funkeln die Sterne hernieder. Auch er geht nun zur Ruhe; kein Wesen regt sich mehr, keine Stimme ertönt — das Feld schläft süßen Schlaf.

Aber nicht lange, so zittern einzele Lichtstreifen am östlichen Himmel, und —

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau
ob Licht sie zünde oder trink im Blau.
Glührote Pfeile zucken auf und nieder,
und wecken Thaues Blitze, wenn im Flug
sie streifen durch der Aehren grünen Zug.
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
des Tages Herold seine Liverei,
ihr Köpfchen streckt sie aus den Halmen scheu,
und wirbelnd des Mandates erste Note
schießt in das feuchte Blau des Tages Bote. [4])

Ihr heller Morgenpsalm weckt das weite Aehrenreich; die Blumen öffnen ihre Kelche; die Wachtel stimmt mit ein in das „Wachet auf!“; die Rebhuhnfamilie aber rüstet sich, einen Ausflug durch den Halmenwald des Weizenfeldes zu halten. Wie finden die Kleinen Alles um sich her so wunderbar, die langen schlanken Halme mit der körnerschweren Krone, die prangenden Klatschrosen mit den glühenden Augen, die duftenden Kamillen, die goldgrünen Käfer und die eilenden Tausendfüße, das Marienkäferchen und die summenden Bienen! Sie eilen bald hier hin, bald dort

hin in froher Sorglosigkeit, aber die Eltern mahnen zur Vorsicht, indem sie selbst sich bedächtig umblicken, ob nicht ein Habicht, ein Fuchs, ein Wiesel oder ein Hund naht. Munter und wolbehalten erreichen sie den Rand des Feldes, dort, wo ein großmächtiger Birnbaum die Grenze bildet. Da hört man feste Tritte. Die Alten pfeifen, und im Nu flüchten sie alle in ihr sicheres Feld zurück. Es sind zwei Wanderer, welche der Stadt entflohen, um hier „auf Bänken von rohen Steinen und Rasen" den thaufrischen Morgen zu genießen. Es ist aber auch gar zu schön an dieser Stelle; der Birnbaum glänzt in frischem Grün, die Zweige wölben sich zu luftigen Kronen, ein munterer Luftzug fährt rauschend durch die Blätter. Dazu wallt und wogt das weite Aehrenfeld; und ein Leben ist drin, so munter, so fröhlich!

Die Grillen zirpen früh am Tag
und laden ein zum Zechgelag:
„hier ist es gut, herein! herein!
hier schenkt man Thau und Blütenwein!

Der Käfer kommt mit seiner Frau,
trinkt hier ein Mäßlein kühlen Thau;
und wo nur winkt ein Blümelein,
da kehret gleich das Bienchen ein!

Den Fliegen wird die Zeit nicht lang,
sie summen manchen frohen Sang.
Die Mücken tanzen ihren Reihn
wol auf und ab im Sonnenschein.

Das ist ein Leben rings umher,
als ob es ewig Kirchweih wär!
Die Gäste ziehen aus und ein
und lassen sichs gar wol hier sein. [5])

Aus den fernen Wohnungen der Menschen tönen die Morgenglocken feierlich herüber,

und der blaue Himmel webet,
sich herunter licht und warm,
und die ganze Erde schwebet
bräutlich still in seinem Arm. [6])

„Der Weizen wächset mit Gewalt", sein fettes Grün geht über in helleres Gelb, und endlich: — „das Feld ist weiß zur Ernte."

Da denkt das Mäuslein, das kleine, muntere, lustige Bürschchen: jetzt ists Zeit, das Spielen und Schäkern aufzugeben, um Vorrat für den rauhen Winter einzusammeln. Ich will auch mein Theil von dem reichen Segen, ehe die Menschen Alles holen, und fleißig macht es sich ans Einheimsen, nur zuweilen einer Freundin im Vorbeigehen einen kurzen Besuch abstattend. Nicht minder geschäftig ist der Hamster. Ernst und finster sieht sein schiefes, hervorstehendes Auge vor sich hin, seine breiten Backen hängen herab; die nackten, runden Ohren stehen etwas keck hervor; er lüpft gar hoch und spöttisch zur langen Nase die gespaltene, mit sparsamen Haaren besetzte Lippe, daß man immer sein Paar langer, gelber Zähne sehen mag. Den langen, schön gewölbten Leib bedeckt eine schwarze Sammtweste, sie schließt sich an die engen Hosen seiner kurzen Beine. Der braune Rock reicht ihm bis zur Ferse herab. Jahr aus, Jahr ein hat er das gleiche, freilich etwas altväterische Gewand, auch hinten noch ein kleines Zöpfchen. Der Hamster speculirt auf Alles, nicht nur auf Getreide; auch Kartoffeln häuft er an und Sämereien, öl- und gewürzreiche, er schleppt Alles herbei und füllt damit sein Gewölbe. Mit den Pfoten stopft

er sich gar emsig die Säcke voll; schwer beladen vermag er kaum seine Wohnung zu erreichen. Schwerfällig wankt er unter der Last; seine Augen glotzen, seine Backen sind gespannt, die Zähne stechen drohend hervor. So treibt ers alle Tage, und erst dann, wenn er seine Kammern gefüllt, Alles belesen und jede Sorte in ein besonderes Gewölbe gehäuft hat, ists ihm wol. Er denkt: ich hab mein Theil — jetzt mag der Bauer kommen, und das Uebrige für sich holen.

Und so geschiehts. Eine fröhliche Schnitterschaar zieht am frühen Morgen heraus ins körnerschwere Halmenfeld,

— — — die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank. [7])

Da strömet herbei die unendliche Gabe, es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe. [8]) Aber das Feld steht verödet. Ueber gelbe Stoppeln streicht der Wind. Da singt die Lerche ihr letztes Lied; auch der Wachtel will es nicht mehr behagen, sie

hebt sich vom Lande zu wandern nun fort
hin zu dem weit fröhlichern Ort,
wünscht indessen dem Lande noch an:
Hüt dich Gott! hüt dich Gott!
flieget in Frieden bergan. [9])

Möchte sie ihn glücklich erreichen! Nach Afrika ists so weit, und sie kann nur schlecht fliegen, hat sich auch im Sommer so gut als gar nicht darin geübt. Wie leicht kann sie da der Sturm in das Meer schleudern, wie es alljährlich Tausenden ihres Geschlechtes geschieht; wie leicht der Küstenbewohner wegfangen, wenn die ermüdeten Schwingen sie nicht mehr zu tragen vermögen!

Schlimmer freilich noch ist das Loos der Rebhuhnfamilie. Sie kann sich keinen wärmeren Himmel aufsuchen, sondern muß, wie in guter, so nun auch in trüber Zeit im Felde aushalten. Da wird nun gar bald der Mangel fühlbar. Das Getreide ist eingethan, Käfer und Insekten verschwinden; kümmerlich ist es mit dem Tisch bestellt. Wenn die Familie in den Mittagsstunden sich sonnt auf warmbeschienener Furche gedenkt sie mit Wehmut der Fülle des Sommers und mit Schrecken des kommenden Winters. Nicht selten muß sie hungrig zum Schlaf sich niederlegen und mancherlei Abenteuer bestehen, wenn sie von Jägern oder Falken verfolgt wird. Die Schaar verringert sich mit jeder Woche. Nun kommt gar der Winter mit seinen Regengüssen und seinem Schneegestöber heran. Wo jetzt Nahrung hernehmen? Stundenlang scharren sie hier und dort im Schnee nach einem Halme oder Korne, die Füße schmerzen und bluten; aber karger und karger wird die Nahrung, da die Schneedecke mit jedem Schneefall wächst und die warme Sonne die Oberfläche derselben durch eine dünne Eisrinde unzugänglich macht. Matt und lebensmüde schleicht das Volk von Feld zu Feld, schon vermögen die Schwachen nicht mehr zu folgen, sondern bleiben

hilfslos zurück, um eines quälenden Hungertodes zu sterben. Die Beherzten wagen sich in die Nähe der Menschenwohnungen, wo sie in Gärten und vor Scheunen mit Lebensgefahr einige Schnäbel voll Körner oder Kohl stehlen. Um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, erscheint der bewaffnete Mensch mit dem schnellfüßigen Hunde und jagt sie aus ihrem Verstecke. Mit einem Schreckensschrei erheben sie sich, um sich dem Verfolger zu entziehen. Da gewahren sie den Jäger, wenden sich rasch nach einer andern Seite und strengen ihre kurzen, runden Flügel an, ihm aus dem Gesicht zu kommen. Aber das Blei seiner Flinte fliegt schneller. Ein Schuß fällt, ein Rebhuhn thut einen lauten Schrei, denn der Tod ist ihm ins Herz gefahren. In der Todesangst verläßt es die Genossen, steigt steil aufwärts, als wollte es in den Himmel flüchten; es fühlt seine Kräfte schwinden, sieht die Freunde im sichern Versteck geborgen und kann ihnen nicht folgen. Schon dunkelt es vor seinem Auge, es kann die Erde nicht mehr erkennen, es weiß nicht, was es thut, sondern fliegt willenlos weiter, blickt mit brechendem Auge noch einmal in die sinkende Sonne, seufzt tief auf und stürzt besinnungslos herab, wo der lauernde Hund die zuckende Beute ergreift und dem Jäger zuträgt.

So geht es noch Manchem, und nur der kleinste Theil sieht den Frühling ins Land zurückkehren und die Lerchen und Wachteln, um den alten Kameraden die ausgestandenen Leiden und Gefahren mitzutheilen. —

Die Wiese.

Komm her zur blumigen Wiese,
umweht von Blütenduft,
und schlürfe in vollen Zügen
die wonnige Maienluft.
K. Müller.

„O ihr Blumenwiesen meiner Heimat! — gleich Oasen des Friedens liegt ihr in der Wüste des Lebens vor meiner Seele, und wie ein tröstender Hoffnungsstral wird euer freundliches Grün noch in der Nacht des Todes vor meinen Augen schimmern" ruft eine unserer neueren Dichterinen (Katharina Diez) begeistert aus, und wahrlich — es ist ein eigen angenehmer Eindruck, welchen die Wiesenflur auf den Menschen macht! In ruhiger, heiterer Mitte liegt sie zwischen dem kühnen Aufstreben des Waldes und der in sich

gesunkenen Schwermut der Haide: gleichsam ein einfach inniger Auslaut und Aufklang der Natur. Schon die offene Weite der Wiesenfläche zieht das Auge an; aber hauptsächlich ist es doch die sie bekleidende Vegetation, der reiche, üppige Graswuchs, welcher ihr jenen innigen Reiz verleiht, welcher jene tieferen Gefühle der Sehnsucht oder die heiteren der Lebensfrische und Lebensfreude hervorruft.

Im Winter, wenn Schnee und Eis Alles überdeckt, wie oft seufze ich dann mit dem Dichter:

Du junges Grün, du frisches Gras!
Wie manches Herz durch dich genaß,
das von des Winters Schnee erkrankt;
o, wie mein Herz nach dir verlangt! ')

Aber im Frühlinge! — Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich den frischen Rasen sehe! Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel, das ist meine höchste Seligkeit. Wenn das liebe Thal um mich dampft, ich dann im hohen Grase am fallenden Bäche liege, und näher der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mücken, näher an meinem Herzen fühle, und empfinde die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn: — dann sehne ich mich oft und denke: Ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des lebendigen Gottes; aber ich erliege der Gewalt dieser herrlichen Erscheinung.

Ja, es ist ein tiefer Eindruck, den das grüne Gras auf uns macht. Es sprießt so üppig, der Segen des Himmels ist so recht an ihm sichtbar; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts Anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch — ein Bild des wolthätigen Ueberflusses und ein Pfand jeder milden Gabe der Natur. — Wo Gräser wachsen und Wiesen sich dehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimatstimme an. Wo sie fehlen, auf dem Steinrücken der Gebirge, im Sande der Wüste, kann wol der Eindruck des Gewaltigen die Seele ergreifen und erschüttern; aber das warme, vertraute, zuversichtliche Gefühl des Daheimseins und der unvergänglichen Fülle des Lebens mag da nicht gedeihen. — Ueber Trümmer, Gräber und Wahlstätten zieht das Gras die versöhnende, belebende Decke; „es ist Gras darüber gewachsen", sagt mit inniger und treffender Bezeichnung der Volksmund, wenn ein Leid gestillt ist und aus dem Schmerz leise wieder die Freude kommt. An das Gras und die Wiese hängt sich unsere erste und letzte Hoffnung. Wenn nach trüben Wintertagen der Stral

wärmer und voller herabdringt, da ist es die Wiese, der grasumsäumte Fußpfad, der quellige Rasen, der die ersten grünen Halmenspitzen zeigt und dem harrenden Menschen den Sieg des Lichtes verkündigt. Hat Sommerglut die Flur versengt und fallen nun die langersehnten befeuchtenden Tropfen, so grünt am ersten wieder die Trift; und wenn im Spätjahr längst alle Blumen welk und alle Bäume entblättert stehen, dann ist die Wiese noch grün und zeigt dem Auge manche verborgene Blüte, dann träumt hier der Herbst den Traum des Frühlings noch einmal nach.

Und dieses thauige Wiesengrün! Welches andere käme ihm gleich an Frische und Milde! Von Sonnenlicht und Erdfeuchte gesättigt, warm und goldig schimmernd, und hoch darüber der blaue Himmel: wo gäbe es ein ruhigeres, und in dieser Ruhe doch schöneres, anregenderes Bild als die Wiese? Reizend liegt sie im vollen Sonnenglanz, wenn sich aus dem rötlichen Widerschein, der über die Halme fliegt, die ganze Fülle schaffender Kräfte ahnen läßt; aber ein nicht minder schöner Anblick ist es, wenn stille Wolkenschatten über die Flur schweben und ein Wechselspiel der zartesten Streiflichter entspinnen, oder wenn aus regenduftigem Gewölk plötzlich die Sonne mit goldenem Arme herabgreift und nun das feuchte Grün im langen Stral fast durchsichtig glüht.

In diesen Teppich webt die Blumenwelt ihre schönsten Perlen. Ists zu verwundern? Wo sollten die Blumen denn lieber sein? Das frische, schöne Gras und die hellen, murmelnden Silberbächlein, welche dazwischen fließen, wie wissen sie so anmutig mit den kleinen Blümchen zu plaudern und zu scherzen! Und dann die vielen Schmetterlinge, welche mit goldgeränderten Flügeln sie zärtlich umschweben; die schimmernde Libelle, das freundliche Marienkäferchen, die summende Biene, der glänzende Goldkäfer — welch eine Menge der lieblichsten Gespielen! Die Blumen wissen auch, wos gut sein ist, und wenn darum der Frühling die vielen Blumen, welche er im Paradies-Garten sammelt, über die Erde streut, damit auch sie einen Schimmer seiner Herrlichkeit trage und die Menschen ihrer himmlischen Heimat nicht vergessen — und sie dann ihre Wanderung antreten durch Berg und Thal und dem Wiesengrund nahen: O wie schön! wie lieblich mag es sich wohnen dort in den frischen Thälern! — Wärs nicht eine Heimat für uns? — Ja kommt, o kommet hin! Dann fassen sie sich an den zarten Händchen und wandern zum grünen Wiesengrunde. Ins saftige Gras tummelt in lustigem Gewimmel die bunte Schaar: gelb, rot, blau, weiß, violett — wer kann sie alle nennen und zählen?

Voran geht das bescheidene Maßliebchen (Gänseblümchen, Bellis perennis), gar freundlich aussehend mit seinem silberweißen Sternchen, dessen Spitzen so lieblich gerötet sind und in dessen Mitte ein so helles, gelbes Aeuglein glänzt: ein erster Sommerfunken in den Tagen des Vorfrühlings. Bald folgen genügsame Kreuzblütler, hier am Rain das Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris) mit seinen dreieckigen Schötchen, das Hungerblümchen (Draba verna)

und dort in wasserreicherem Boden und vollerem Wuchs das würzige Schaumkraut (Cardamine pratensis): Alle in das erste schüchterne Weiß gekleidet. Allmälig mischt sich auch warmes und bald feurigstes Gelb in das saftigere Grün. Wo auf sonnigem Hügel ein Gebüsch sich aufstellt, da grüßt Primula veris (die Frühlingsschlüsselblume), die Vielbesungene. [2]) Wie ein Bündlein goldener Schlüssel taumeln die süßduftigen blaßgelben Kelche, innen mit dem Blutflecken, am schlanken Stiel, von Bienen umsummt. Auf den Niederungen kommen sonnengelb zahllose Ranunkeln (Hahnenfußarten) und im höchsten Glanz der Farbe Caltha palustris (Schmalzblume, Dotter-, Kuhblume) mit den fetten, dunklen Blättern. Ganze Goldklumpen funkeln da in der Ferne, wahre Sonnengewebe schimmern im Grün und dann wieder zieht Schaumkraut und Steinbrech (Saxifraga granulata) lange Milchstraßen hinab. Mit der steigenden Sonne steigt die Wiesenflora immer sichtbarer gegen das Rot hinan. Das Siebenfingerkraut (Comarum palustre) hängt seine zierlich braune Glocke aus, die rötliche Rispe des Ampfers (Rumex) stellt sich felderweise auf, an feuchten Stellen folgt die rote Lychnis (flos cuculi, Lichtnelke, Fleischblume) mit der zerrissenen, flatternden Blüte, folgt der liebe Klee, die alte deutsche Volksliederblume mit dem bedeutungsvollen Dreiblatt und dem roten, honigreichen Köpfchen; aber zugleich erscheinen auch nun die starren, symmetrischen Doldenpflanzen (Umbelliferae): der Wiesenkümmel (Carum carvi), die Silge (Selinum carrifolia), die Pimpernelle (Pimpinella magna), vor allen der Wiesen-Haarstrang (Peucedanum officinale). Seine herrlich grünen, fein zerschlitzten Blättchen drängen sich zu üppigen Polstern oft von mehreren Fuß Durchmesser zusammen, aus deren zartem Gewebe stolz der nackte Stengel sich erhebt, seine aromatischen Blütchen in zahlreiche Schirme sammelnd. Doch sind die Farben der Dolden zu anspruchslos, um nicht gegen die nun ebenfalls zahlreich auftretenden Syngenesisten zu verschwinden. Die bunten Blumen dieser stärksten aller deutschen Pflanzenfamilien (sie bilden $^1/_8$ der d. Flora) vereinigen sich zu schönen großen Stralenblumen, und beleben das Grün der Wiese in hohem Maße. Leuchtend hebt die große Kamille (Chrysanthemum leucanthenum) ihren Stern mit gelbem Mittelfelde, neben sie stellt sich sonnenartig die Jacobaea (Senecio, Jakobskraut), der Alant (Jnula salicina), das Heer der Leontodanteen (der Löwenzahn, Ringelblume) breitet sich aus und zwischen ihnen die Blume der Schotten, die Distel, deren stachliges, seltsam zersägtes Blattwerk, oft in malerischen Rosetten zusammengestellt, mit dem weichen, purpurnen Blütenkopfe eigentümlich contrastirt. So versinkt zusehends das Grün unter der blendenden Decke der Farben, bis nun auch das Gras seine mattfarbigen Blüten zu treiben beginnt. Da schießt Halm an Halm auf, luftig, leicht und immer schwankend. Mit dem graciös geschwungenen Bogen der Glyceria (Mannagras) kreuzt sich anmutig der kürzere des Schwingels (Festuca); Roß-

gras (Holcus, Süßgras) und Windhalm (Apera spica venti) lassen ihre Fahnen wehen; Agrostis, die Tanne oder die Palme dieses mikroskopischen Waldes, besetzt ganze Striche. Dazwischen zittert dann und wann ein zierliches Gräschen mit haarfeinem Quirlstengel, so schlank und so elastisch, als sei es ein Stahlfaden. „Bibbernägelken" (Zitternägelein — Briza media) nennt der Niederdeutsche das empfindsame, zarte Pflänzchen, das bei jedem Lufthauch, bei jedem Anlauf einer Ameise erschreckt die kleinen Herzchen seines Oehrleins schüttelt. Das Kammgras (Cynosurus) hebt ein Cylinderbürstchen in die Höhe, Dactylis glomerata (Knäuelgras) harte Knäuel — sie sehen fast aus wie ein Hasenpfötchen —, Alopecurus streckt einen glatten Fuchsschwanz; aber schon hängt am verblühten Wollgras (Eriophorum) die weiße Seidenflocke, und der Löwenzahn (Pfaffenröhrlein) hat längst seinen gelben Stern in jene wunderbare Nebelkugel, in jenes luftige Sonnengespinst verwandelt, das wie ein grauer Puderkopf mitten in der jungfräulichen Blumenwelt steht und im Winde in hundert gefiederte Körnlein zerstiebt, die nun alle auf ihren Flugschirmen weit durch die Luft ziehen.

Frühlingsluft, Frühlingsatem schwebt über der Flur! Dort in der günen Walddämmerung ruft der tiefe Ton der Amsel, klagt im schmelzenden Ton die Nachtigall; und hier über dem sonnigen Plan, im lichtgetränkten Blau frohlockt die Lerche, in unermüdlicher Lust Alles erfüllend mit jubelnden Wirbeln. Bienen summen, Grillen zirben, Schmetterlinge gaukeln über die Blüten, selber wie fliegende Blumen, dort der Argus mit den schwarzen Flügelaugen, hier der schlanke Segelfalter, der prächtige Admiral. Zu dieser emsigstillen, fröhlichen Staffage stimmt der Bach, der sich in seinem weichen Lager so wol fühlt und in hundert muntern Wendungen durchs Gras schnellt. An seinem Ufer träumt der Reiher, aber im schattigen Erlicht zwischert der Zeisig. Dort zieht ein Grenzdamm sich hin, „eine Landwehr", mit Dornen besetzt. Es ist der Schwarzdorn (Schlehe), ein wahres Noli tangere von Stacheln. Das kreuzt und schränkt sich durcheinander, das kriecht, sticht und starrt zu allen Seiten heraus, und doch gibt der Frühling dem alten Griesgram seinen ersten Kuß. An jedem Dorn sitzt eine grüne Kuppe; wie betropft mit Perlen steht er da, und indeß er mit geizigem Finger noch eine ganze Wintererbschaft von dürren Blättern und Halmen festhält, schlägt ihm das junge Laub schon in grünen Funken aus und bald bedeckt ihn die weiße Saat der Blüten. [3]) In diesem Verhau lärmt der Schwarm der Feldsperlinge, schrillt und schnurrt der gelbbrüstige Ammer. Aber dem Dorfe zu, das hinter Eichen und Rüstern verborgen, nur mit dem Turme herübergrüßt, klingt das Blöken der Rinder, das Geläut der Widder, die Schalmei des Hirten; aus dem Kornfelde lockt die Wachtel im Tact, und weiter drüben vom Waldsaume orakelt der Kukuk. Alle diese einfachen, aber hellen, lebensfrohen Stimmen, scheinen sie nicht gleichsam ein Wiederklang dieser einfachen,

heiteren, lebensfrischen Natur, die hier das Lustrevier geöffnet? Den fernen Brüchen zu, wo die Seggenwiese ihre trübfarbige Fläche streckt und auf schneidenden Halmen die brandig braunen Aehren streift, da verstummen diese Laute. Im hohen Grase versteckt, schnarrt der Ralle (Wachtelkönig, Wiesenschnarcher), neckend neben uns herlaufend; über dir gellt der „Prairienschrei" des Kibitzes, der in taumelndem, kopfüberstürzendem Fluge deinen vordringenden Schritt umkreist; in der Ferne schwingt sich in langsamen Spiralen ein Kranich auf, bis er, ein kühner „Grotesktänzer", im Blau verschwindet und nur sein hochherabschmetternder Ruf ihn noch verkündigt.

Das Seggenried bedrückt in seiner trüben, steppenartigen Oede; aber die Wiese, die farben- und lebensfrische Graswiese erhebt und weitert die Seele. Wie herrlich leuchtet über der blühenden Flur die Pracht des Sonnenauf- und Untergangs! Einen einzigen funkelnden Regenbogen webt der Stral in dem dampfenden Morgenthau, Erd- und Lebensatem steigt stärkend auf, mit Lust und dankbarer Freude sieht der Mensch die weit, ach so weit aufgethane Hand Gottes. Und wieder am Abend! Wenn da der tiefere Lichtstrom über die träumenden Halme fließt und die roten Ampferrispen in Purpur zittern und alle die luftigen Aehren in goldenem Staube schimmern, wenn dann die Sonne groß und glühend versinkt und nun wunderbar der weiße Nebel aufsteigt und das letzte Lerchenlied im Blau ausklingt: welch eine tiefe Wehmut, welch seliges Heimweh löst da das Gemüt!

II.

Die Nordseeküste und das westliche Niederdeutschland.

An die Eingangsschwelle unseres deutschen Vaterhauses, das mit seiner breiten Vorderseite nach Norden schaut, schlagen die salzigen Wogen zweier Meere: der Ost- und Nordsee. Sie sind die weit geöffneten Thore zu einem geräumigen Vorsaale, der großen norddeutschen Ebene und werden durch die flache Halbinsel Jütland — welche ein Ausläufer dieser Ebene ist — von einander getrennt. Entwerfen wir hier ein kurzes Bild des westlichen Theils der Ebene!

Der breite, aber niedrige Küstensaum der Nordsee ist von der Nordspitze der holländischen Halbinsel an mit einer langen Kette kleiner Flachinseln in meilenweiter Entfernung umgürtet, welche wol als Ueberreste größerer Inseln oder auch versunkenen Festlandes anzusehen sind. Noch täglich machen die Wogen, mit Ebbe und Flut kommend und gehend, neue Versuche, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinabzuziehen. Bei der Ebbe geht die See so weit zurück, daß ein meilenweiter Schlickgrund bloß gelegt wird, und einzele kleinere Eilande auch ohne das umständliche Mittel der Schifffahrt mit einander oder mit dem festen Lande in Verbindung treten. Man benutzt diese Gelegenheit zu größeren Wanderungen; aber wehe dem, der zu viel dem trügerischen Meerriesen vertraut! Dieser kehrt oft mit ungewöhnlicher Schnelligkeit zurück, führt den Nebel mit sich als Bundesgenossen, und der Schlickläufer*) sieht das heimische Gestade vor seinen Blicken

*) Der, welcher die Ebbe zu Wanderungen benutzt.

verschwinden, er fühlt die Flut um seine Füße spielen, Entsetzen sträubt sein Haar bei diesem Spiel, er eilt mit Todesangst vorwärts, die schon ganz gefüllten Rinnen versperren seinen Weg, er wendet sich seitwärts, um sie zu umgehen, er verliert dadurch seine Richtung, läuft hin und her, ist gefangen ohne Ausweg, und mit jedem Augenblick kriecht die Flut höher an ihn hinan, sein Geschrei verhallt in der großen, weiten Wasserwüste und wird zuletzt von den ihn überrauschenden Wogen ganz erstickt, die bald seine Leiche bedecken — ein tiefflutendes Meer ist da, wo noch vor Kurzem die Fußtapfen des Armen sichtbar waren.

Die kleineren*) dieser Eilande heißen **Halligen.** Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum 2 bis 3 F höher liegt als der Stand der gewöhnlichen Meeresflut und daher sehr oft und besonders in den Wintermonaten sogar zweimal an einem Tage von den Wogen überschwemmt wird. Auf künstlichen Werften stehen die einzelen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräg absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten. Auch auf der Ebene sproßt der Ueberschwemmung wegen kein fröhlich Gewächs, keine nährende Frucht. Sie ist eine Wüste, die freilich durch ihr fahles Grün, das noch dazu vielfach von schmutziggrau überschickten Stellen unterbrochen wird, andeutet, wie das genügsame Schaf hier wol seine spärliche Nahrung finden mag; die aber keineswegs jenen frischen, duftigen Graswuchs kennt, in welchen sich behaglich die fette Kuh hinstreckt, oder über welchen das wiehernde Roß mutwillig hin und her sprengt. Suchst du sprudelnde Quellen, die einen Labetrunk geben könnten da, wo die Sonnenstralen, ohne durch eine buschigte Blätterkrone gebrochen zu werden, auf das matte Grasfeld brennen? Wol findest du vom Wellenschlag zerrissene Ufer; wol tiefe Einbrüche des Meeres, die sich oft in langen Krümmungen weit ins Land hinein erstrecken, als wollten sie es in noch kleinere Stücke zertheilen, um leichter desselben Herr zu werden; wol viele stehende Lachen, ein Nachlaß der letzten Ueberschemmung, zur Erinnerung, daß das Land schon halb dem Ocean gehöre und ihm bald ganz zufallen werde: — aber Trinkwasser? Auf der Werfte wird ein Behältnis ausgegraben und ringsum mit Rasen besetzt. Dahin mag sich das Regenwasser von oben her sammeln oder von den Seiten durchsickern; es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwol es von dem mit Meersalztheilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran Gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringensten Notwendig-

*) Höchstens ½ Q. M. umfassend, oft aber auch kaum 1000 F. lang und breit.

keit werden. Eine Freude hat doch wol der Halligbewohner, das muntere Treiben eines täglichen und reichlichen Fischfanges? Nein, nicht einmal den schönen Anblick eines in hellen, grünlichen Wellen flutenden Meeres hat er; ein widriges, trübes Gelb in Grau ist die gewöhnliche Farbe der Gewässer um ihn her, und von dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gerne dem Seehund und der häßlichen Roche das wenig einladende Gebiet. Und dieß Meer, das die Halligen umgibt und so oft überwogt, und das auf seinen verschiedenen Punkten nach den Namen der im Lauf der Jahrhunderte darin begrabenen Landstellen und ihrer Eigner bezeichnet wird, — dieß an Gaben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber, der bald mit langsamer, bald mit wild stürmender Gewalt ein Stück Land nach dem andern von dem Eilande abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Heerden der letzte Raum genommen sein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die — alles flache Land überwogend — an die Werften hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum anschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch sitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ocean werfen. Manch ein fremdes, aus seiner Bahn verschlagenes Schiff segelte schon in solchen Zeiten bei nächtlicher Weile über eine Hallig weg, und die erstaunten Seeleute glaubten sich von Zauberei umgeben, wenn sie auf einmal neben sich ein freundliches Kerzenlicht durch die hellen Fenster einer Stube schimmern sahen, die — halb von den Wellen bedeckt — keinen andern Grund, als diese Wellen zu haben schienen. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen zwanzig Fuß über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Die Wogen dehnen sich zu Berg und Thal, und das Meer sendet in immer neuen, langen Zügen seine volle, breite Gewalt gegen die einzelen Werften, um sie aus seiner Bahn wegzuschieben. Der Erdhügel, der nur eine Zeitlang zitternd widerstand, gibt nach; bei den ungesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der erschreckte Bewohner des Hauses rettet erst seine beßten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach, und — hohe Zeit war es! Schon stürzen die Mauern, und nur noch einzele Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermut schalten nun die Wogen in dem unteren Theile des Hauses. Sie

werfen Schränke, Kisten, Betten in wildem Spiel durcheinander; schlagen sich immer freieren Durchgang, um Alles hinauszureißen auf den weiten Tummelplatz ihrer unbändigen Kraft. Der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos einer noch vor wenigen Stunden in häuslicher Gesellschaft mit einander wirkenden, oder im sanften Arm des Schlummers neben einander ruhenden Familie ein schäumendes Grab bereitet. Aengstlich lauscht das Ohr, ob nicht das Brausen des Sturmes abnehme; ängstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drücken sich die Unglücklichen zusammen. In der Finsternis sieht Keiner das entsetzliche Antlitz des Andern; im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; aber Jeder kann an seiner eigenen Qual die marternde Angst seiner Lieben ermessen. Der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert vom Wogensturz; ein irrer Mondstral dringt durch die zerrissenen Wolken, fällt hinein auf die Jammerscene, die, von seinem bleichen, zuckenden Licht beleuchtet, in all ihrer Furchtbarkeit erscheint und die angstverzerrten Gesichter einander spiegelt. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite, ein neuer Flutenberg schäumt herauf und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei. Die triumphirenden Wogen schleudern sich einander Trümmer und Leichen zu.

Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimat, liebt sie über Alles, und der aus der Sturmflut Gerettete baut sich nirgends sonst wieder an, als auf dem Fleck, wo er Alles verlor, und wo er in Kurzem wieder Alles und sein Leben verlieren kann.

Die größeren Nordseeinseln sind theils durch künstliche Dämme — Deiche, theils auch durch die Natur selbst gegen den Andrang der Wogen geschützt, indem sich nämlich an ihrem Küstensaume im Lauf der Zeit lange Sandhügel aufgehäuft haben. Diese führen den Namen Dünen, und bieten gerade keinen sehr erfreulichen Anblick dar. Ein trauriges, oft in zahllosen Schlingungen verdorrtes Gewebe von Sandpflanzen umgibt sie und flattert oft lose im Winde umher. Kein munteres Grün, kein Zeichen eines lebenden Wesens sieht man, als etwa ein vereinzelt fliehendes Kaninchen oder den Austernfresser, der auf der Dünenspitze seine Beute verzehrt. Doch würde man sich das traurige Aussehen der Dünen noch gerne gefallen lassen, wenn sie nicht bisweilen einen Schaden anrichteten, der wo möglich noch größer ist, als das Ueberschwemmen der Wogen. Von der Flut und dem Seewinde unaufhörlich getrieben, rücken die Dünen langsam, aber sicher fortwährend weiter ins Land, und rettunglos ist Alles, was sie erreichen, verloren. Ueber Felder, Wiesen, Deiche schreiten sie mit einer ge-

spenstischen Ruhe und Gleichmäßigkeit hinweg; Wohnungen und ganze Dörfer zertreten und begraben sie gleichsam lebendig. Erbittert, aber doch vergeblich kämpft der Mensch gegen sie an, namentlich um die fester gebauten, widerstandsfähigen Kirchen zu behaupten. Aber auch diese verschlingt der Sand. Lange schon konnte man nur noch durch die Fenster in das Gotteshaus kriechen, wo die Menge bereits auf Sandhügeln saß und der Pfarrer auf der Kanzel in einer Sandgrube stand; nun ist auch der letzte Eingang versperrt. Es ist ein eigentümlicher Anblick, ein ganzes Land, welches selber auf dem Erdboden unaufhaltsam einherschreitet mit langsamem, Alles zermalmendem Tritt.

Durch den Schutz des besprochenen Inselsaumes, der, wo er fehlt, durch die Kunst (Deiche oder Dämme), zu ersetzen gesucht wird, ist die Nordseeküste zum großen Theil mit gesegneten **Marschländern** eingefaßt, die durch ihre besondere Bodengestaltung einen überraschenden Eindruck machen. Man denke sich den saftig grünen Rasenteppich bis zum fernsten Horizont aufgeschlagen, gestickt mit bunten Blumen, und durch blinkende Wassergräben in Hunderte von Feldern abgetheilt; man denke sich auf diesen Feldern die stattlichsten Rosse in wilder Freiheit, schwarz und weiß gefleckte Hornvieh, stattliche Schafe, deren Vließ an Weiße dem Schnee nicht nachsteht; man denke sich diese Thiere, wie sie einzeln oder gruppenweise vertheilt, die schöne Trift als Weide-, Tummel- oder Ruheplatz benutzen, die Rinder gelagert oder — wo es die Localität erlaubt — bis ans Knie im Wasser stehend, die Pferde, von munteren Füllen umschwärmt, umhergalloppirend und den Rossen deines Wagens mit lautem Gewieher einen guten Tag zurufend, und an den Deichen hinauf und hinab die schimmernden Schafe mit ihren Lämmern, die aus dem Euter der Mutter gierig saugend die leckere Kost sich holen:

ist irgend wo ein Paradies
bestellt für Thiere, so ist's dieß.

Das Marschenrind ist groß und kräftig gebaut und namentlich der Stier ein Bild der gewaltigsten Stärke. Jederman geht einem solchen Burschen bescheiden aus dem Wege, freut sich im Stillen, wenn er unbeachtet geblieben ist und fühlt unwillkürlich Respect vor dem vierbeinigen Koloß, dessen breite, buschige Stirne und das schwarzglänzende, große Auge Festigkeit des Willens, unerschütterlichen Ernst und Starrsinn verraten. Jetzt streckt er sich behaglich auf das grüne Ruhebett hin, schlägt das langbewimperte Augenlid nieder, während er die Kinnladen und wulstigen Lippen übereinander schiebt. Naht aber Jemand seiner Heerde, so erhebt er sich von seinem Lager, streckt den Kopf, den fleischigen, kurzen Nacken gerade aus, stützt die breiten Lippen auf, öffnet die Nüstern, schnaubt und brüllt in tiefem Baß dem Fremdling entgegen. Sein eigenes Brül-

Geographische
Zentralbibliothek
Leipzig

len scheint ihn noch mehr zu erbosen, immer höher hebt sich seine Stimme, bis sie in schneidenden Diskant sich versteigt. Ein rotes Kleid erweckt ihm noch besonderen Verdacht und Groll; mit gesenktem Haupt, die Hörner vorgestreckt, mit zornfunkelndem Auge rennt er dem Feinde entgegen. Wehe diesem, wenn es ihm nicht gelingt, dem Stoße auszuweichen! Der Ochse wirft sich mit breiter Brust auf ihn dar und stößt ihm die dicken Hörner in den Leib. —

Wie die Heerden, so sind auch die, meist einstöckigen Wohnungen der Menschen weit und breit verstreut. Sie liegen auf künstlich errichteten Hügeln von 10 bis 15 Fuß Höhe, die Wurten*) genannt werden, und die den Bewohnern und allen ihren Habseligkeiten als Zufluchtsort bei großen Ueberschwemmungen dienen. Wie Burgen ragen diese Hügelwohnungen aus dem Grasmeere hervor, und bis weit an die Grenze des Horizonts sieht man solche auftauchen. Die Abhänge der Wurten dienen zu Gemüsegärten, zum Anbau von Kohl und Rüben. Im Sommer sind sie meistens von dem in Blüte stehenden Senfsamen gelb gefärbt. Auch steht hier und da ein Baum auf dem Gipfel des Hügels neben dem Hause. Sonst ist in der Marsche selbst nirgends ein Busch, ein Baum zu entdecken.

Südlich von den Marschländern treten größere oder kleinere Strecken meist sandigen Bodens hervor, auf denen das Auge vergeblich jenen frischen üppigen Graswuchs sucht, der die Marsche so reichlich schmückt, oder den kräftigen Holzwuchs, der die Höhenzüge des mittleren Deutschlands krönt; eine andere Planzenart hat sich hier eine fast ausschließliche Herrschaft begründet und dem ganzen Landstrich ihren Namen gegeben — die **Haide.**

Der Uebergang aus der fruchtbaren Ebene in die Haide ist ein allmäliger. Das fette Grasland wird magerer, der Boden sandig gehügelt, die Dörfer liegen weit zerstreut, die Kiefer tritt auf und führt uns in die Haideregion ein. Endlich verschwindet die menschliche Nähe und mit ihr der betretene Pfad, und nach stundenlanger Wanderung über kahle, von Riedgras und Immortellen bewachsene Höhenzüge sieht man sich mitten in der Haide. Da ist kein frischer Grasboden mehr, da grünt kein Baum, da ist nur Himmel und Haide. Ueberall dieselben langgestreckten Rücken, überall dasselbe düstere Braun, dieselbe schwermütige Stille. Alles scheint erstorben, denn selbst die Vegetation gleicht fast nur einem Pflanzengespenst. Die Haide drängt die Zweige am kahlen Stengel in dichtem Busch nach oben. Bei dem trüben Grau der übrigen Pflanzentheile zeugt nur die grüne Moosfläche der Blättchen und die Blüte mit ihren lila- oder rotgefärbten Aehren von Leben. Hier und da drängt im Schatten einer Krüppelbirke die verkümmerte Stechpalme ihren armstarken Stamm mit seinen scharf gezackten, starren und stahlglänzenden Blättern in die Haidekraut-

*) Anderwärts: Warfen, Werften, auch Warten.

Geographisches Seminar-Bibliothek Leipzig

flur, oder zeigt der Ginster in unentwirrbarem Gemenge die stacheligen Rutenbünde und flackerndgelben Blüten, oder liegt der Wachholderstrauch, der unverwüstliche und unverderbliche Haidesohn, igelartig zusammengerollt am Boden, wenn er nicht wie eine Pyramide mit gothischen Türmchen und herabhängenden Schößlingen sich baumartig erhebt. Um ihn her siedeln sich Heidel- und Preißelbeeren an, deren lederartige Blätter sich zu einem dichten Teppich zusammenlegen, dessen Immergrün bald weiße Blüten, bald blaue und scharlachrote Beeren halb verdeckt.

Unbewegt wie eine krystallene Glocke steht das Himmelsgewölbe; die Sonnenstralen spinnen schimmernd über den Boden, von dem da und dort einzele Sandblößen hervorstarren, indeß der Horizont sich in fahles dunstiges Halblicht hüllt, das der wasserlose Boden und das bräunliche Rot der Blüten noch erhöht. Keine Wolke zieht durch die Luft, kein Schatten über die Erde, und das Ohr vernimmt nur das Geschrill der Heuschrecke, das in seinem eintönigen Gezitter ganz zu der zitternden Mittagshitze stimmt und von Schritt zu Schritt den Wanderer begleitet.

Die Haid in ödem Schweigen
sieht Blum und Vogel zu,
auf ihren dunklen Zweigen
liegt tiefe Traumesruh. [1])

Das Bangen der Leere überfällt die Seele; Schwermut, Todesschwermut ist der Ausdruck dieser öden Gefilde. Nur das Kleinleben bringt einigen Wechsel. Bienen schwärmen zu Hunderttausenden, denn am Rande der Haide stehen die Körbe ganzer Dorfschaften unbewacht, da die Einsamkeit selbst sie hütet. Mitunter dröhnt auch langsam eine Hummel vorüber, wie ein verhallender Orgelton, Motten schwirren auf, goldschillernde Laufkäfer schießen gierig einer Raupe nach, ein sammtschwarzer Trauermantel sonnt sich am Boden, die Flügel auf- und zuschlagend, die Eidechse schlüpft durch das Kraut, die Feldmaus lugt mit schwarzen Augen hervor, während dort die Erdspinne auf einen Fang lauert und verwundert die Ameisenpatrouille passiren läßt. Hundert wundersame Würmchen ohne Namen krabbeln, kriechen und wühlen um das Haidekraut umher, das nun auch seine Wunder entfaltet. Hier hängen seine Blüten und Knospen wie die reinsten Perlen an den schlanken, schwanken Stiel gereiht, dort neigen sie sich wie Korallenkügelchen an einem hellgrünen Seidenfädchen. Diese Blüte gleicht einem Albasterglöckchen oder Atlaspantöffelchen, jene einem Turban, einem weiß- und rotgefärbten Fläschchen, einem silbernen Trompetchen.

Doch sieh! Hier ist auch das Bett eines Baches, der als dünner Schlammfaden dahin kriecht zwischen wüstem Geröll von Feuersteinen. Da wo der Damm des Baches sich senkt, verkündet der feuchte, braunrote Boden das **Moor.** Dürre Binsenspeere, ein hartes, unbewegtes Riedgras, mit weißer Wollflocke sonderbar

behängt, ein blätterloses Moos, zuweilen einmal der duftige Strauch der Rosmarinweide bilden die Decke dieses Chaos, durch welches der Sumpf in tausend schwarzen, gährenden Adern schleicht. Es ist eine grauenhafte Oede, nur unterbrochen vom dumpfen Unkenruf der Rohrdommel, vom Klagelaut des Regenpfeifers, vom Schnarren des Wachtelkönigs, vom Schrillen der Schnepfe und dem bangen Gekreische des Kibitzes. [2]) Tiefer hinein liegen die ebnen, fahlschimmernden Strecken des Bebemoors, dessen Fläche unter dem Fußtritt weithin erzittert und selbst den Fuchs einsinken läßt, stumm und rettungslos. Zuweilen sammelt sich der Sumpf in schwarze, schweigende Wasserbecken, aus denen das Antlitz der Sonne leichenhaft hervorschaut.

Indeß fehlt es der Haide doch nicht an aller und jeder Staffage. Die kleinen, schwarzen Haidschnucken mit ihren frischen Augen durchwandern unter der Obhut des „Masters" die Haide, der, im weißwollenen, rotgefütterten Mantelrock strickend vor ihnen herschreitet, während sie in emporschnellenden, possierlichen Sprüngen sich tummeln, indem sie ihm träge blökend folgen. Von Zeit zu Zeit erblickt man auch das spitze Rohrdach der Hütte eines Torfgräbers, welches tief über das niedrige Fenster und die niedrige Thür herabhängt. Der Pferdekopf prangt auf dem Giebel als uraltes Sachsensymbol, auf der First noch ein Fuß hoher Kamm von Haidekraut, darunter ein aufgestaffeltes Strohdach ohne Schornstein, neben dem Hause ein Quell, ein paar verknorrte Eichen, ein Streifen fruchtbarer Erde mit hungernden, notreifen Halmen Buchweizens, eines niedrigen Krautes, welches schwere Arbeit mit kärglichem Ertrage lohnt, und dessen weißrötliche Blüte eine Weide für die Bienen ist. [3])

Geht die Sonne am fernen Haiderande unter, steht sie am Horizont halbverhüllt in Wolken und wachsen ihre flackernden Stralen immer weiter hinaus, brennt der Abend immer röter, wird das Blau des Himmels immer tiefer, schlagen die Brandstreifen der flammenden Abendwolken purpurn zum Himmel auf: so bietet die Haide mit ihrer Einsamkeit, ihrem öden Schweigen und mit ihren ins Unendliche zerfließenden Grenzen ein großartiges Schauspiel dar. Die feurigen Fernlinien, aus denen dort ein Tannicht seine düsteren Candelaber emporstreckt, oder ein einsamer Ziehbrunnen den Arm wie drohend in die Luft hebt, der trübaufleuchtende Spiegel eines Moorkolks, die schwarzen Erdmassen der Ebene, die abenteuerlichen Wolkenformen äußern eine magische Wirkung auf die Phantasie. Es ist, als wandle die Riesin Sage im wallenden Königsmantel, in der Hand das funkelnde Schwert, auf dem Haupte die blitzende Krone, über die Haide und rühre die Gräber an und wecke die schlafenden Hünen, daß sie aufstehen, das Nebelroß besteigen und zu Speer und Streitart greifen. Tageslicht verschwindet, und die Haide,

sie träumt von alten Tagen,
von Jagd und Ritterstreit,

von schauerlichen Sagen
der wilden, blutgen Zeit.

Wenn sie der Traum berauschet
und aufgereget hat,
wacht sie empor und rauschet
mit jedem Zweig und Blatt.

Dann sinkt sie schläfrig nieder,
und atmet leise kaum,
sie schläft und träumet wieder
den alten, dunklen Traum. [4])

Der südliche Theil der norddeutschen Ebene ist welliges Hügelland mit Waldungen und Steinkohlen, mit Bergwerken und Hochöfen. Hier hämmern und feilen rüstige Arme, weben und spinnen fleißige Hände, blüht Handel und Industrie.

III.

Aus der Alpenwelt.

So folgt mir nun zur Alpe und zu Thale!
Ihr seht die weißen Firnen glänzend stehn,
die Matten überglüht vom Sonnenstrale,
Gießbäche schäumend rauschen in die Seen.
Auf allen Höhn der Heerden hell Geläut,
durch alle Tiefen Alphornklänge hallen;
die Alpenrose purpurrot sich beut: —
Helvetiens Farbenpracht seht ihr entfaltet
im Thal und hoch, wo hehr die Jungfrau waltet.
O. Roquette. (Der Tag von St. Jacob.)

Das europäische Hochland, der Gebirgskern des Erdtheils sind die Alpen. In Gestalt eines ungeheuren, nach Norden gebogenen Halbmondes erstrecken sie sich von Westen nach Osten, von den Küsten des mittelländischen Meeres, auf der Grenze zwischen Italien und Frankreich bis ans adriatische Meer als himmelhohe weiße *) Mauer, eine eigene Welt bildend, aber eine Welt voll erhabener Mannigfaltigkeit und großartiger Schönheit. Verläßt du das Thal, so betrittst du zunächst die Vorlande der Alpen, ihre Hügelregion, durch die sie sich mit dem Flachlande auszusöhnen scheinen. Die Thier- und Pflanzenwelt ist noch dieselbe; du gehst durch wogende Aehrenfelder und reiche Weinberge (bis 2432 F. über dem Meeresspiegel); der Nußbaum läßt die duftenden Blätter wehen (bis 3640 F.) und der Kirschbaum glänzt im Schnee seiner Blüten (bis 4164 F.) Stolze Eichen- und Buchenwaldungen geleiten dich herauf in die Bergregion. Mit der gebirgigen Eigentümlichkeit verbinden sich auch hier noch die vollen Pulse aller Lebensmöglichkeit, die behagliche Breite und Blüte des Daseins in unendlicher

*) Alpe ist ein celtisches Wort und bedeutet die „Weiße" oder die „Hohe".

Mannigfaltigkeit; nur selten sind schon die Spuren des weiter oben lastenden Naturkummers zu finden. Die Bergregion ist die letzte Stufe über den Dörfern des Thales, das Gebiet der dichten Berg- und Bannwälder, durch ihr Nähe der Cultur zugänglich als Region der bebauten, kräftigen Bergwiesen. An ihrem oberen Saume weiden unter der Aufsicht des Aelplers oder Sennen zahlreiche Viehherden, deren Halsglocken melodisch durch die reine Luft tönen.

Höher hinauf
da sterben die Laute beseelter Natur,
dumpftosend umschauern Gewässer dich nur,
die hoch an schwarzen Gehölzen
dem Gletscher entschmelzen.
Hier dehnt sich die Oede so graunvoll und leer;
hier türmt sich beschneites Getrümmer umher,
wo Dunstgewölbe nur schweben;
hier atmet kein Leben.
Hier waltet nimmer der Odem des Mais,
hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
nur Moos und Flechten entgrünen
den wilden Ruinen. [1])

Du bist eingetreten in die Region des ewigen Schnees und Eises. Schon tiefer unten konnte der wässerige Saft der Buche der härteren Kälte nicht widerstehen; sie verschwand. Ihr folgte Nadelholz, sein harziger Saft verträgt sie besser. In den Nacken des Gebirges schlägt die Tanne ihre Wurzeln und steigt in schwindelnder Steillinie empor, indeß sich ihre Zweige schwer herabsenken: eine erhabene Pyramide, auf welcher der verhüllte Geist des Nordens thront, wie in ewiger Sehnsucht nach dem Süden trauernd. Wo sie aufhört, Nahrung für ihren schlanken Wuchs zu finden (in der Höhe von 5000 F.), da streckt der Bergahorn seine laubigen Aeste aus. An ihn reiht sich, nahe der letzten Marke aller Vegetation, die Zwergbirke (bis zu 6000 F.), sich über das Gestein beugend als der trauernde Genius der Pflanzenwelt, in der Hand die umgestürzte Fackel: das grünende Leben sinkt wieder in den Schooß zurück, dem es sich schwerkämpfend entrungen. Noch weiter hinauf (bis 6040 F.) läßt die sibirische Ceder ihre schwarzen Banner flattern. Mit ihr schwindet die letzte Spur des Hochwaldes, dem öl- und harzreichen Knieholz Platz zu machen. In seinem Haar, in seinem zottigen Moosbart wühlt der Sturm; er zerrt an den wunderbar lang ausgreifenden, dicht an die Erde gedrückten Aesten; aber es schlingt dieselben nur um so fester ineinander,

— — — klettert am Felsen empor und klammert am Steine
mit dem geschmeidigen Arm kühn und verwegen sich fest,
und auf der schwindelnden Höhe, halb schwebend über dem Abgrund
schwingt der verwegene Knirps lustig sein Käppchen und lacht. [2])

Neben ihm kleiden nur noch kleine Alpenpflanzen den kalten Boden, kleiden ihn aber in die reichste Pracht. Aus dem saftigen

Grün erhebt sich überall das glühendste, weichste Rot in schönen Bouquets hervor. Es ist die Alpenrose, die Königin der Blumenwelt, deren Kleid wie die Morgenröte aus dem Meeresgrün der Gräser hervorleuchtet. Höher empor geschossen, als der sie umgebende Hofstaat, wiegt sie sich im geselligen Verein auf einem zimmtfarbenen Thronsessel, geschmückt mit dem Blatt der Myrte. Bald glüht sie als einzele Riesenflamme über dem Sturz eines schäumenden Gießbaches, bald flattert sie an der schwarzen Kluft einer steilen Felswand, bald ziert sie den bunten Rasenteppich der herrlichen Hochweiden. Wo man sie auch findet, überall wird sie mit Freuden begrüßt. Der reich geputzte Hofstaat, welcher sich am Throne dieser Fürstin aufgestellt hat, strengt sich sichtlich an, ihr zu gefallen. Die Gentiane äugelt mit dem stralendsten Indigoblau verstohlen zu ihr auf, und das Kammblümchen streut den feinsten Vanillenduft im reichsten Maße aus. Neben der weißen Alsine prangt der blaue Ehrenpreis, und neben dem hochgelben Trollius steht die bunte Orchidee und die entzückte Aurikel, die ein Geschmeide von Perlen auf ihrem Kleide trägt. Alle haben ihren schönsten Schmuck angelegt, sogar das bescheidene Vergißmeinnicht prangt in einem dunkleren Blau, als auf der Wiese im Thal. Mit Recht haben die Alpentriften durch ihre schimmernde Blumenwelt einen so hohen Ruhm erlangt. Hier leuchten die Farben in zauberischem Lichte und duften die Blüten in den feinsten Wolgerüchen.

Aber so wenig als Baum und Strauch dürfen die lieblichen Blumen einen bestimmten Kreis überschreiten. Ueber diesen hinaus gehen noch allerlei farbige Moose, immer kleinerer Art, bis sie endlich dem bloßen Auge kaum sichtbar sind. Aber von hier an erstarrt die Pflanzenwelt, sie hört auf; ein anderes Wachstum beginnt. Es ist die Krystallisation der Gletscher (Ferner) und der feinen Dünste zu Haareis, das aus der Luft niederrieselt. Nur die oberen Gegenden sind mit Schnee bedeckt. Hier vermag die Sonne nicht, ihn wegzuschmelzen. Zwar entsteht alljährlich ein monatlanges Ringen zwischen Sommer und Winter, in welchem der erstere überall den günstigen Boden gewinnt, während der letztere über die Hälfte des Gebietes festhält. Nach Anfang Augusts wird ein großer Theil des Bodens (namentlich isolirte Kuppen bis über 8500 F. und große Reihen geschützter und südlicher Gelände) schneefrei, und ein kurzes Pflanzenleben entwickelt sich. Aber mitten in seine Blütenstunde schauert das todtkalte Schneegestöber, der rieselnde Hagel, der durchdringende Nebel, der eisige Frost. Die bedrohte organische Welt schließt sich mit zähen Wurzeln und zähem, langsamem Odem enger an den mütterlichen Boden und hält stille aus, bis die milde Hand der Sonne sie wieder aufrichtet und mit himmlischer Kraft durchströmt. Es bietet ein wundersames Bild, wenn wir so einen saftgrünen Graszug am sonnigen Berggehänge mit niedrigem Gewächs, aber feurig glühenden Blüten sich hinziehen sehen. Ueber ihm himmelhohe, kahle Felsen, mit schmalen Schneeplätzen; unter ihm tiefe Schluchten und Trümmerwüsten; auf der einen Seite endlose Fir-

Via mala.

Canton Graubündten in der Schweiz.

Druck von *J. P. Achtelstätter.*

felder bis zu den höchsten Gipfeln hinan; auf der andern bläulich stralende, viele hundert Fuß mächtige Eismeere voll Schutt und Blöcke bis tief ins Hochthal hinab. Der Schnee bedeckt ihn, der Fels schüttet sein thaugelöstes Getrümm auf ihn herab, der Firn sendet Schneestöße und Schmelzbäche über ihn, der Gletscher donnert im mächtigen Spaltenwurf ihm drohend zu, des Himmels Hochgewitter stehen flammend und brausend über ihm, die Todesgewalten der Luft gehen Hand und Hand mit den zerstörenden Kräften der Erde: aber treu und fest, hoffend und vertrauend arbeitet sich mit stiller Kraft das Leben zum balsamischen Licht, zur Sonne empor, wie ein zerdrücktes Menschenherz aus allem Elende das Auge Gottes sucht. Einen bis zwei Monate geht es. Der August wird auf dieser Oase zum Frühling und Sommer; der September reicht schon vom Herbste in den Winter hinein. Heiße Jahre verlängern vielleicht die Zeit des Lebens um ein Drittel; dafür verkümmern sie andere fast ganz. Der Winter türmt die Schneemassen so hoch, daß die matte Hand der trüben Sommerzeit die Decke kaum für 1 bis 2 Wochen wegzuziehen vermag, und dann folgen in einer Reihe 4 bis 5 Jahrgänge der Trauer und des Todes, wo der Schnee gar nicht mehr weigt bis gegen die untere Grenze der Region, wo im höchsten Sommer der Riesel mit dem Regen wechselt und der nächtliche Frost die feuchten Niederschläge zu einem Firnmantel auf Jahre hinaus bindet. — Endlich ist der Bann wieder gelöst; die Sonne hat ihre Kraft nicht verloren. Sie zieht von den Gehängen die mehrjährige Schneedecke; aber der Rasen ist fahl, der Strauch dürr. Unablässig wärmt nun das Sonnenauge die scheintodten Oasen von früh bis spät; bald regt es sich wieder am untersten Wurzelende; das lang verwahrte Samenkorn beginnt zu treiben, und wenige Tage, — so grünt und blüht es aus den dürren Gräsern heraus, als hätte es keinen vieljährigen Winter gegeben. Aber wie die Sonne ihre Kraft nicht, so verliert der Winter keine seiner Tücken. Er hat einmal keine Lust an diesem Wachstum, und setzt ihm deßhalb rasch ein Ziel. Nach einigen harten Kämpfen neigt schon im September entschieden die Schale zu Gunsten des Winters, und von Woche zu Woche flieht das Leben rascher der Tiefe zu. Das Schneewasser, das zu dieser Zeit überall gleich Bächlein niederrieselt, durchdringt die Schneemassen, die dann gefrieren und zu Gletschern oder Fernern werden. Neue Schneemassen lagern sich auf, gerinnen und gefrieren hinzu, und so wächst der Eisberg an Höhe und Umfang. Das Ganze der Gletscherwelt hat das Ansehen eines ungeheueren erstarrten Meeres, das theils zwischen den höchsten Hörnern und Gräten der Alpenhäupter aufgestaut liegt, theils in breiter Flut über alle Hochrücken herabwallt, oft mühsam durch schmale Thäler sich drängt und die verschiedenen Zuflüsse aufnimmt, in einzelen Stromarmen aber tief nach den untern Thalbuchten abfließt, wo es durch das saftige Grün der Wiesen phantastisch, wie durch ein Zauberwort festgebannt, stumm und starr hereinhängt. Alles organische Leben flieht diesen Bezirk bis auf wenige wunder-

liche Ausnahmen. Die Gemse weicht ihm aus, bis die Todesangst sie über ihn hinjagt; der Vogel findet keine Beute auf ihm; selbst das Insekt meidet den blumenlosen Schutt und ewigen Frost der Eismeere mit einziger Ausnahme des Gletscherflohs. Dagegen ziehen fast unaufhörlich Nebel auf und nieder. Jetzt erscheinen diese Regionen grün und lockend, wenige Minuten später mit düsterem Flor umhüllt, bald darauf mit weißem Gewand bekleidet. Bewundernd schaut das Auge den Zauber, der dort oben, wie auf einer Reihe phantastischer Feengärten und Schlösser vorgeht. Und nun gar die unendlich schöne Verklärung dieser Schnee- und Eismassen, wenn das Morgenrot am Himmel heraufglüht und die Gipfel der weißen Felsenmauern erst wie in Blut getaucht strahlen, dann, vom funkelnden Golde der Sonne übergossen, wie Opferaltäre Gottes aufleuchten (das Alpenglühen)! [3]) Ein solcher Anblick gehört zu den schönsten, welche die Natur nur irgendwo gewährt.

Aber neben diesen Schönheiten wohnt der Schrecken! Fällt im Sommer plötzlich oder lange nach einander eine größere Wassermenge, oder löst im Herbst der Fönsturm [4]) mit fürchterlicher Gewalt die frühen Schneemassen der Berge auf, und folgt ihm ein tüchtiger Regen, so schwellen in wenigen Stunden die Wildbäche (Runsen) zu schrecklichen Strömen an und stürzen ihre flutenden Wasser über die Bergflächen. Hoch oben sieht man sie auf mildgeneigten Triften gelbe Fluten sammeln; in jähem Falle reißen sie mit rasender Gewalt die größten Felsblöcke durch ihr Bett hinab, führen aufrecht stehende Tannen, Geröll, Sand und Erde in schwarzbraunen Wellen mit und dehnen sich dem Thale zu, oft plötzlich durch die gewaltigen Anstrengungen aus dem Bette geworfen, über bebaute Wiesen und Aecker aus. Der Donner dieser Stürze, das Poltern und Krachen der übereinander wild hingeworfenen Steinblöcke tönt weit durch Berg und Thal und erfüllt die Bewohner des Geländes mit Entsetzen. Mit Stangen, Hacken und Schaufeln eilen sie auf die Wuhrdämme, um die Aufstauungen möglichst zu hindern und zu zertheilen. Alles, was eine Schaufel rühren kann, steht hilfreich an den empörten Runsen, und das Schreien, Rufen, Jammern der Menschen mischt sich mit dem Krachen der Felstrümmer. Wer einmal in einer bangen Mitternacht diesem gräßlichen Schauspiel beigewohnt, vergißt es nie wieder. Die schönsten Wiesen werden in wenig Stunden mit 10 bis 12 F. hohem Schutt überführt und auf ewig zu todten Steinhaufen und Sandwüsten verwandelt, aus denen nur noch die Kronen der Obstbäume traurig hervorragen. Nicht selten verändert die Runs plötzlich ihren Lauf, reißt Häuser und Ställe mit Blitzesschnelle fort und vertilgt im Nu das Besitztum vieler Familien.

Nicht minder furchtbar werden bisweilen die Lauinen (Lawinen). Wenn im Winter oder Vorfrühling ein thauiger, lauer Sommertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht, und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Raubthier schnauft oder

ein Bröckchen fällt, so löst sich von der Schneehülle eine zarte Flocke und rieselt um einen Zoll tiefer. Der weiche, naße Flaum, den sie unterwegs küsset, legt sich um dieselbe an; sie wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder als einen Zoll. Das Knöllchen hüpft einige Hand breit weiter auf der Dachlenkung des Berges hinab: ehe man dreimal die Augen schließen und wieder öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießts in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann heraufhört, als ob viel tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte Wald; das leise Aechzen sind die geschobenen Felsen — dann kommt ein wehendes Sausen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — — dann Todtenstille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das reine Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Thal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumwege geht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz und denkt schaudernd an das Geheimnis, das jetzt tief unten in dem Thalgrunde begraben ist. [5]) Weniger gefährlich, als solche Staublauinen sind die Grundlauinen, die im Frühling bis in den Vorsommer hinein entstehen. Der Fön oder anhaltende Sonnenwärme löst große Schneefelder von vielen 1000 Q. F. auf, unterfrißt sie theilweise, zieht Wasserrinnen durch sie und erweicht ihre Unterlage so, daß bei geringer Veranlassung oft ganze Strecken gleichzeitig ins Rutschen kommen. Die tieferen Schneefelder hängen sich an, lösen sich leicht vom erweichten schwellenden Boden, Alles ballt sich zusammen, reißt überall neue Schneefelder mit, nimmt Erde, Schutt, Steine, Blöcke fort und donnert ebenfalls stromartig, aber in gedrängteren Massen über die Felswände oder durch die gewöhnlichen Furchen und Lauinenzüge in die Tiefe. Diese Gebilde stieben, weil sie sich fester ballen, nicht so reichlich in die Luft auf, wie die trockenen Staublauinen, deren Millionen Staubperlen die Atmosphäre leuchtend erfüllen; verursachen darum auch keinen bedeutenden Luftdruck und schaden nur durch ihre eigene Bahn, indem sie auf derselben eine Masse von Erde aufwühlen, oft auch, doch seltener als die Staublauinen, verheerende Bahnen durch die Hochwälder brechen. — Neben diesen großen Lauinen bilden sich vom Januar bis April in allen Alpen zahllose kleinere aus losem Schneegeschiebe. Sie hängen, wie Schleier an den Felswänden, sammeln sich auf einem Grasbande wieder und stürzen sich noch über eine Gallerie hinunter, wo sie gewöhnlich ein eigener Trichter oder Kessel aufnimmt. Es gibt einzele Bergfurchen, in denen den ganzen Frühling durch solche Lauinchen fließen. Da donnern die Höhen unaufhörlich; die Schleier wallen von allen Seiten über die Felsterassen und scheinen in den Lüften zu verschwinden, wenn ihr Trichter,

wie gewöhnlich, durch einen vorderen Bergaufsatz verhüllt ist. Es ist dieß so eine eigene Art, wie der Frühling in den Alpen sich einzuläuten pflegt, daß die Kinder des Thals in der Fremde sich gar nicht daran gewöhnen wollen, einen Frühling ohne jene rauschenden Silberbänder kommen zu sehen.

Viel schrecklicher, aber zum Glück auch bei weitem seltener, als die vorübergehenden Verheerungen der Runsen und Lauinen, sind die Erd- oder Bergstürze. Der fruchtbare Boden, welcher einen Bergabhang bedeckt, ruht häufig auf einem Thon- oder Mergellager, das von der Feuchtigkeit immer mehr und mehr aufgelöst und untergraben wird. Kommen dann ungewöhnlich starke Regengüsse, so löst sich die ganze obere Bergschichte mit Wäldern und Gebäuden von ihrer Grundveste und schießt mit zunehmender unwiderstehlicher Gewalt in das Thal, bisweilen selbst über dasselbe hinaus bis auf die gegenüberliegenden Abhänge der Berge. Der letzte und einer der gräßlichsten Fälle dieser Art ereignete sich am 2. September 1806, wo plötzlich um 5 Uhr Abends ein 1000 F. breiter und 100 F. dicker Abhang des Ruffiberges, im Canton Schwyz, sich ablöste und einer ungeheueren Lauine gleich, das Goldauer und Büsinger Thal bedeckte und einen Theil des Lauerzer Sees verschüttete. Die Dörfer Goldau, Büsingen, Ober- und Unter-Röthen und mehrere Häuser von Lauerz mit etwa 450 Menschen wurden unter dem Schutt begraben. Die ganze Gegend ist dadurch verwandelt und verödet worden.

Der Wärmegrad der Alpenlande ist höchst mannigfaltig: man schmachtet vor Hitze und zittert vor Kälte, ehe die Sonne den Bogen vollendet. Unten im Thal zwischen den erhitzten Gebirgswänden könnten theilweise nicht bloß Mandeln und Pfirsiche, nein, selbst die Orangen jeder Art gedeihen; aber an den mitternächtigen Gebirgsseiten, in den schattigen Thalgründen, am rauschenden Laufe eines Gießbachs hinauf lauert die Kühle; früh und spät tritt sie selbst in die wärmsten Thäler, man friert, wo man vor wenig Stunden noch schmachtete. Steigt man aus dem Thale zum Gipfel einer Alpe hinan, so macht man nach den Wärmegraden in wenigen Stunden eine Reise aus dem heißen Italien nach dem starren Nordpole, in Gebiete des ewigen Winters. Die Pflanzenwelt der Alpenlande vereinigt darum auch die Producte der entgegengesetztesten Klimate; auf den Höhen der Berge wachsen Pflanzen, ähnlich denen von Spitzbergen, und in einigen tieferen Thälern, besonders in Wallis, gedeihen Feigen, Granaten und andere Südfrüchte in freier Luft. — Unter den der Alpenwelt eigentümlichen Thieren behauptet die Gemse den ersten Rang. Die Gemsen, in ihrer Gestalt den Ziegen sehr nahe kommend, sind gesellige, muntere, friedliche Thiere. Sie bewohnen die höchsten und unwegsamsten Alpengegenden an der Grenze des ewigen Schnees, wo sie mit eben der Schnelligkeit über die steilsten Klippen hinweglaufen, wie ihre Gattungsverwandten — die Antilopen — in Afrika über die

Sandebenen, und in Asien über die Steppen der Tartarei. Die unzugänglichsten Alpenwiesen reichen ihnen die Nahrung, und ihre Behendigkeit, verbunden mit scharfem Auge und Wachsamkeit scheinen sie für den Menschen unerreichbar zu machen. Dennoch ist es eine Lieblingsbeschäftigung für Viele, „den flüchtigen Gemsbock zu zu jagen.“ Leicht gekleidet, in stark genagelten Schuhen, an die Fußeisen mit 6 bis 8 Griffen geschnallt werden, schreitet der kühne Jäger bedächtig und mühsam, aber furchtlos über die höchsten Klippen neben schauerlichen Abgründen und über hartgefrorne Schnee- und Eisfelder hinweg. Einen starken, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock in der Hand, ein gutes Gewehr und eine kleine, mit Pulver, Kugeln und einem geringen Vorrat von Brod und Käse versehene Jagdtasche über den Schultern, sucht er vor Sonnenaufgang noch auf den höheren Berggegenden zu sein.

— — der Dämmrung Grauen ruft ihn fort,
ein dunkler Trieb nach oben heißt ihn gehn;
die Lieben läßt er ohne Scheidewort,
um niemals wieder sie vielleicht zu sehn.

Wetteifernd mit dem Tag klimmt er empor,
tief unter ihm das Thal, das Wolkenmeer,
kühn schauend in des Himmels offnes Thor,
geht auf des Todes Wegen er einher!

Nun steht er oben auf der Scharte Saum,
wo Platz für ihn und seinen Mut nur ist,
und schaut hinaus weit in den freien Raum,
den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt. *)

Hat er nun eine Gemse aufgespürt, so wartet er entweder ruhig, bis sie von der Weide ins Gebirg zurückzieht, oder sucht sich ihr, oft große Strecken auf dem Bauch kriechend, schußweit zu nähern. Ist der Schuß gelungen, so weidet er die Beute aus, schwingt sie auf die Schultern und tritt den Rückweg an. Nicht immer gehts aber so glücklich ab. Eisige Winde, Schneegestöber, dichte, undurchdringliche Nebel, Kälte, Stürme, herabrollende Steine, oder das Uebereilen der Nacht in unwegsamen Orten bereiten Gefahren, denen selten ein Gemsenjäger in die Länge entgeht. — Neben der Gemse bewohnte noch vor Jahrzehnten der Steinbock diese luftigen Reviere. Er ist ein stattliches Thier. Der hirschartige Kopf, den große, halbmondförmig gebogene Hörner schmücken, wird von feurigen Augen belebt, und der dicke Körper von schlanken, aber kräftigen Beinen mit rauhen, scharfen Klauen getragen. Ein vortrefflicher Springer, scheint er kaum den Boden zu berühren und sich leicht wie einen Ball in die Höhe zu schnellen.

Ein weiterer Bewohner der höchsten Alpenbezirke ist das Murmelthier mit großen Augen, scharfem Gehör und feiner Nase; in seinem langhaarigen Pelzrock der Kälte trotzend. Stattlich steht ihm der Schnurrbart und die hohe Augenbraue, und an seinen feisten Backen merkt mans wol, daß es nicht Mangel leidet. Höchste Vor-

ficht und Wachsamkeit hat es mit der Gemse gemein; merkt es den nahenden Jäger oder den räuberischen Geier hoch über den Wolken, so pfeift es, augenblicklich geben die Kameraden Antwort und die ganze Schaar flüchtet hurtig in ihre sichere Festung. Dabei sind die Murmelthiere gar muntere Bürschchen. Schon am frühen Morgen sitzen sie auf den Steinen und unter den Blumen und lugen ganz in Betrachtung versunken, wie die Sonne ihr Licht in goldenen Bächen über das Eis schickt. Wird das Wetter trübe, so lassen sies brausen und stürmen, ihnen ists wol im engen Hüttlein. So gehts Tag ein, Tag aus, bis der August kommt, dann mähen sie Gras ab, trocknen es, tragen es ins Winterhaus und schütteln ihr Bett auf. Und wenn nun der Thau im Reif entschläft und am Mittag erst die lebendigen Tröpflein von den Blättern rinnen, dann denken sie, jetzt ists Zeit für uns. Sie gehen in ihr Winterquartier und vermauern die Thüre mit Erde und Heu, daß kein Lüftchen hinein kann. Der Winter wirft eine warme, flaumige Decke drüber hin; sie aber liegen bei einander, steif und kalt, essen nicht und rühren sich nicht, atmen wenig, und das Herzlein schlägt kaum. Der Winter kommt strenger und strenger; Wolken jagen finster und graufig durch die Schluchten und lassen sich herab auf ihr Haus; die Stürme rütteln die Berge und schütteln Eis und Steine ins Thal wie Blätter von Bäumen — sie wissen von allem nichts. Die Lauine donnert über sie — was liegt ihnen dran! Aber wie gut der Herbst sie verbirgt, der Winter sie deckt: der liebe Frühling findet sie doch und weckt sie auf. Die Sonne nimmt die Decke von ihrem Grabe und dringt durch die Thüre, so daß es ist, als rufe sie: „kommt hervor, es ist gedeckt und das Frühstück bereitet.“ Sie hören es, erwarmen, atmen tief auf, dehnen und strecken sich, und noch halb im Schlaf finden sie den Weg durch den dunkeln Gang und öffnen die Thüre. Der Morgen leuchtet hell und freundlich in ihre Augen; es ist ihnen, als seien sie erst gestern zu Bett und hätten eine ruhige Nacht gehabt.

Mancherlei Aehnlichkeit mit dem Murmelthiere hat der Berghase, der ebenfalls hier oben hauset. Von seinem Vetter, dem gemeinen Hasen, unterscheidet er sich durch den kürzeren, runderen, gewölbteren Kopf, eine kürzere Nase, kleinere Ohren, breitere Backen. Dabei ist er munterer, lebhafter, dreister, und aus dem tief dunkelbraunen Auge blickt Lebenslust und Munterkeit. Der Berghase hält etwas auf seinen Anzug und wechselt denselben im Lauf des Jahres einigemal. Wenn im December die Alpen alle im Schnee begraben liegen, kleidet er sich ins reinste Weiß, von dem die schwarzen Ohrenspitzen auffallend abstechen. Den Frühling empfängt er im sonderbar unregelmäßig gescheckten oder besprengten Leibrock; zum Maienfeste aber vertauscht er diesen mit einem von reinster graubrauner Färbung. Auch im Herbste kleidet er sich noch einigemale um, bis endlich das weiße Winterkleid wieder hervorgesucht wird. Seinen Sommeraufenthalt wählt er zwischen Steinen, in einer Grotte oder unter den Leg- und Zwergföhren; im Winter

aber gräbt er sich in den Schnee ein oder sucht in einer hochgelegenen Sennhütte eine Unterkunft zu finden.

Der schlimmste Feind aller dieser Thiere ist, außer dem Menschen, der Lämmergeier, der größte aller europäischen Raubvögel. Hoch über den höchsten Hörnern schwebt er als schwarzer Punkt; nichts entgeht seinem brennenden Auge. Hat er eine Gemse oder ein Murmelthier erblickt, schießt er gleich einem Pfeil hernieder und stößt den scharfen, gekrümmten Schnabel tief in die Beute, die er dann durch die Lüfte seinem Berge zuführt. Dort hauset er einsam an dem Vorsprung eines Felsen, wo ihn Keiner zu erspähen im Stande ist. Seine Wohnung baut er von Aesten, die er aus dem Thale emporgetragen, und um sie liegen die Knochen und zerrissenen Kleider der Gemordeten. Mit fast unglaublicher Schnelligkeit durchschneidet der Geier die Luft; vom Montblanc bis zum Gotthard ist ihm eine kleine Tagereise. Der Sturm ist ihm spielende Welle; dem Ungewitter rauscht er voran, er ist selber eins; er braust daher wie der Sturm, sein Auge leuchtet wie der Blitz, wie dieser schlägt er ein. — Blut und Kugel sind die einzigen Talismane, welche ihn bezwingen; jenes auf den Schnee gegossen, lockt ihn, diese allein fliegt ihm vor. Hat ihn die Kugel erreicht, so stürzt er wirbelnd herab. Dann schaut man einen Vogel, an Gestalt und Farbe dem Gabelweih ähnlich; der Kopf flach, klein, mit langem, starkem Hackenschnabel, welcher gegen die Spitze zu in einen Höcker sich aufwirft; das Auge beweglich, der Stern öfters rot, Schlund weit und blau. Die spitzigen Kopf- und Halsfedern sträuben sich noch im Todeskampfe. Unter dem Schnabel ist ein Büschel langer, vorwärts gerichteter Federborsten. Die ausgebreiteten Flügel messen gegen 10 F. Der Schwanz ist gabelig, die Füße sind kurz, befiedert bis zu den Zehen; diese, blaugrau mit mäßig langen Krallen, umspannen das Handgelenk eines Mannes. — Eine minder gefährliche, aber nicht eben sehr erfreuliche Erscheinung für den Wanderer in den höchsten Alpenregionen ist die Alpendohle, Dafür genannt, mit gelbem Schnabel und roten Füßen. Diese Vögel haben in den Spalten der Felsen ihre Nester; wenn sie von da schreiend hervorkommen, auf dem Boden sich niederlassen und daselbst herumbeißen, so kann man sicher darauf zählen, daß in kurzer Zeit Sturm und Regen, und wol gar auch Schnee erfolgen werde. — Liebe Vögel sind die Schneefinken, mit aschgrauem Kopfe, graubraunem Rücken und weißer Kehle und Brust. Die vorderen Schwingen sind schwarz, die hintern nebst den Deckfedern der Flügel weiß. Die Füße sind schwarz, der starke Schnabel ist im Winter gelb, im Sommer schwarz. Diese eigentlichen Alpenvögel sind es, welche die Einsamkeit der hohen Berge einigermaßen mit Ton und Klang beleben helfen und durch ihre, freilich nur kurz abgebrochene Pfeiflaute die einförmige Stille unterbrechen.

Je mehr wir uns aus den Gegenden ewigen Schnees und Eises entfernen, um so reicher wird die Vogelwelt. An der Schnee-

grenze leben Stein- und Schneehühner, und Ringamsel, Alpenfrühlerche und Citronenfink bilden das Sängerchor. Ungleich belebter ist die Bergregion. Zwar flötet hier keine Nachtigall ihre melodischen Weisen, kein Sprosser, kaum eine Grasmücke, kaum zur Seltenheit der treffliche Schwarzkopf — und doch tönen die Berge und Wälder wieder von fröhlichen Concerten. Schon ehe die rosigen Morgenwölkchen das Nahen der Sonne verkünden, ja oft ehe noch im Osten nur ein lichter Hauch ihre Geburtsstätte anzeigt, wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt von einer alten, hohen Tanne ein leises Kollern; dann folgen einige schnalzende, klappernde Töne, die immer schneller hervorsprudeln, — dann der Hauptschlag und endlich ein langer Faden wetzender Zischtöne. Der Auerhahn pfalzt. Mit verdrehten Augen tanzt und trippelt er auf seinem Aste herum; unter ihm ruhen friedlich die Hennen im Gebüsch und sehen andächtig den närrischen Kapriolen des hohen Gemals zu Nicht lange treibt er sein Wesen allein. Etliche Rohrsänger im nahen Riede haben schon von Mitternacht an ihre Weisen geübt und werden um so eifriger, als die Sonne jetzt naht. Da erwacht die Amsel, schüttelt den Thau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaum. Sie wundert sich fast, daß der Tag schon der Dämmerung Herr wird und der Wald noch fortschläft. Dann flötet sie mit Macht und Feuer ihre metallreichen herrlichen Strophen, bald in munterm Humor, bald in tiefen, klagenden Lauten. Rasch erwacht nun der Wald, und mit ihm die übrige Sängerschaar. In klaren, kräftigen Schlägen ruft der Buchfinke, in hellen Strophen das Rotkehlchen von dem Wipfel des Lärchenbaumes, der Zeisig im Erlenbusch, Ammer und Blutfink im Unterholz des Vorwaldes. Und dazwischen trillert der Hänfling, kollert die Tann- oder Blaumeise, jubelt der Distelfinke, quickt der Zaunkönig, pipst das Goldhähnchen, ruckst die Wildtaube, trommeln die Spechte. Aber alle übertönt des Mistlers kräftige Stimme, die melodische Weise der Baumlerche und das unnachahmbare Lied der Singdrossel.

Wenn schon diese Vögel keine der Alpenwelt ganz eigentümliche sind, sondern auch in den entsprechenden Regionen anderer Länder vorkommen, so ist dieß bei denen der Hügelregion noch mehr der Fall. Unsere Felder und Wälder bergen dieselben Arten und wir können ihre lieblichen Weisen darum ganz in der Nähe bewundern.

Der gemeine Oelbaum, *Olea europaea.*

Druck von J. P. Achtelstätter.

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

IV.

Skizzen über Italien.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht?

Joh. Wolfg. v. Goethe.

Wenn wir von den südlichen Abhängen der Alpen in die lombardische Ebene hinabsteigen, ist es uns, als wären wir plötzlich in einen ganz anderen Himmelsstrich, auf eine neue Erde versetzt. Eine jüngere Welt, reicher und blühender, eine mildere Natur, ein hellerer Tag umfängt, eine sanftere, durchsichtigere Luft umspielt uns. Die wilde und düstere Alpenwelt scheint nur darum zwischen Deutschland und Italien aufgetürmt worden zu sein, um den Unterschied zwischen beiden Ländern recht fühlbar zu machen.

Wer an einem schönen Tage von dem Simplon herabsteigt, auf den wirkt der erste Anblick **Italiens** wie bezaubernd. Gleichwie beim Erwachen aus einem ängstlichen Traum die Bilder, welche die Seele mit ihren Schrecken folterten, verschwinden und die beängstigenden Empfindungen allmälig der Ruhe weichen, so fühlt der Wanderer beim Eintritt in die lachenden italischen Thäler sein bisher von allen Schrecknissen der Natur gepreßtes Gemüt erleichtert und fängt wieder an, freier zu atmen. Statt der wilden Thäler und Einöden, wo er nichts sah, als Furcht und Grausen erregende Gegenstände, nichts hörte, als das betäubende Getöse des wilden Bergstroms, erblickt er nun auf einmal, wie hergezaubert, vor sich eine weite, fruchtbare, mit unzähligen Wohnungen übersäete Ebene, durch welche sich klare Bäche zwischen sanft gerundeten, mit der schönsten Vegetation bekleideten Hügeln lieblich dahinwinden. Jeder Schritt, in dieser herrlichen Gegend weiter gethan, entfaltet neue

Schönheiten; das lachende Dovedrothal — das erste, das man auf der Simplonstraße [1]) in Italien betritt — mündet durch die Gallerie von Crevola in die weite Ebene von Domo d'Ossola; die aus den ewigen Eismassen des Gries hervorquellende Toccia führt in das reizende Antronathal und bringt dann an einen Busen des Lago maggiore [2]), in den sie sich stürzt. Mit freudigem Erstaunen schweift das Auge über die Spiegelfläche dieses Sees und die unendliche Mannigfaltigkeit seiner reizenden Ufer. Aus den Wogen erheben sich einige kleinere Inseln, von denen zwei *) durch die Familie Borromeo in terrassirte Orangeriegärten umgewandelt sind.

Wenn gleich das Unnatürliche, Steife und Gezwungene in ihren Anlagen nicht gefallen kann, so wird man doch wunderbar überrascht, wenn man sich hier auf einmal dahin versetzt sieht,

wo die Citronen blühn,
im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht.

Es mag sein, daß auf den, welcher aus dem Süden Italiens hierher kommt, dieß Alles wenig Eindruck machen kann; allein wer noch die Wildnis der beeisten Alpen im frischen Gedächtnis hat, wem die Bilder des Grausens und Schreckens der Felsenwüsten noch immer vorschweben, wer nur baumleere Haiden, nur Wachholdersträuche und finstere Tannen zu sehen gewohnt ist, der muß hier wirklich ein Zauberland zu betreten glauben. Eine Reihe kühn in die Höhe strebender Cypressen führt in die dunkeln Schatten eines Lorbeerhaines, über welchen zwei mächtige Pinien ihre schirmartigen Kronen ausbreiten. Dann wandelt man weiter durch Alleen von Citronen-, Granaten- und Oleanderbäumen und zwischen Rebengehängen, die von einem Baum zum andern leicht hinranken. Längs den Mauern der Terrassen breiten Pomeranzenbäume ihre theils mit Blüten, theils mit reifen und halbreifen Früchten beladenen Aeste aus, Garten und Insel mit lieblichem Duft erfüllend. Milde Wärme begünstigt die üppige Vegetation so, daß die Stachelfeige, die Fackeldistel und die Baumaloe an den Felsen der Insel wild wachsen. — Von der obersten Terrasse der Isola bella öffnet sich dem Auge eine unvergleichliche, entzückende Aussicht, die sich über den größten Theil des Sees und über alle Berge, die ihn umgeben, erstreckt, von den ewigen Eisgipfeln der hohen Alpenkette an, bis in die unendliche Fläche der Lombardei hinab.

Was diese Insel durch die Bemühungen ihrer Besitzer im Kleinen, das bietet das mittlere, noch mehr Süd-Italien im Großen und Ganzen. Ich glaube nicht, daß eine ähnliche Mannigfaltigkeit schöner Natur sich zum zweitenmal auf der Welt so vereinigt findet,

---

*) Die s. g. borromäischen Inseln, vorzugsweise Isola madre und Isola bella. Der Fürst Vitaliano Borromeo ließ sie im Jahre 1671 mit Erde bedecken, bepflanzen, bebauen und verzieren, wie sie noch sind.

als hier. Machen wir einen kleinen Streifzug durch Flur und Wald, um uns davon zu überzeugen!

Der Morgen blitzt so frisch und duftig durch die Waldkühle, die neckischen Eidechsen mit ihren klugen Augen schlüpfen über den Weg oder sonnen sich auf altem Steingetrümmer, bunte Schlangen rascheln im vorjährigen Laubfall der immergrünen Eichen. Die Kastanien blühen und ihr würziger Duft mischt sich mit dem des blühenden Weins und all der wildwachsenden Blumen und blühenden Gesträuche. Dazwischen schmettern jubelnde Nachtigallen. Zwischen Hecken von Lorbeer und andern Büschen, umsponnen von Epheu und wilden Reben, von weißblühender Winde und duftigen Monatsrosen, schlängeln sich bergauf und abwärts einzele steile Fußpfade, nur für das sicherschreitende Maulthier und den bedächtigen Esel gangbar. Die Luft ist so still, daß das Rauschen des fernen Baches herüberdringt, der in schneeweiß schäumenden Wasserfällen von Klippe zu Klippe herabtost. Je tiefer man in die Waldungen dringt, desto wunderbarer und reizender gestaltet sich Alles umher. Uralte Eichen ragen neben jungen, üppig aufwuchernden Schößlingen; Ulmen, Kastanien-, Lorbeer- und Wallnußbäume sind von blühenden Schlingpflanzen umrankt, und über all diese Schönheit spannt sich ein hier und da von einzelen, silbergrauen Wolkenstreifen belebter sonniger Himmel, weht eine reine, lebenspendende Luft. [3])

Naht der Abend, so enthüllen sich neue Herrlichkeiten. Immer dunkler, kälter, blauer werden im Thale die Schatten auf den Wassern und an den untern Bergwäldern. Es ist, als sähe man durch Flor oder dunkelgefärbtes Glas die Gegenstände, und nur in unmerklich leisen Uebergängen an den Höhen hinauf dieß Dunkel bis empor zu dem violetten Zauberduft der Berghäupter, der sich mit dem reinsten Silberblau des Himmels mischt. Das Grün der Myrten und Lorbeergebüsche blitzt wie von tausend goldenen Lichtblüten, die Sonne zittert voll und glühend über den Cypressen. Jetzt sinkt sie hinab, und nun umzieht alle Ränder des Horizonts ein rosig schimmernder Kranz, während unten die Schatten immer tiefer sich schwärzen und feuchte Kühle emporsenden. Von nah und fern schallt das Avemariageläute:

Ave Maria! Meer und Himmel ruhn,
von allen Türmen hallt der Glocken Ton;
Ave Maria! laßt vom irdschen Thun,
zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn!

Des Himmels Schaaren selber knieen nun
mit Lilienstäben vor des Vaters Thron,
und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
der selgen Geister feierlich hernieder. [4])

Des Mondes helle Scheibe blickt mit mildem Goldglanze durch die Baumwipfel. Die Quellen plätschern, Kühlung hauchend, durch die Nachtstille. Der schrillende Gesang der Cikade ist verstummt.

Millionen von Leuchtkäferchen illuminiren Busch und Strauch und Bäume.

Treten wir an einem solchen Abend in die alte Roma! Es läßt sich nichts Lebhafteres denken, als das jetzt herrschende Getriebe und Gewoge, wo vom Säuglinge bis zum Greise Alles auf der Straße ist, die Weiber und Mädchen paarweise oder in Reihen, Arm in Arm geschlungen, schwätzend und singend; die Männer mit den Kindern auf Maulthieren und Eseln reitend; die Jacken über die Schultern gehängt, rote Nelken auf den breitkrämpigen Hüten oder hinter den Ohren in die schwarzen Locken gesteckt. Dazwischen prachtvolle Karossen, zweiräderige Ochsen- und Büffelkarren mit ungeheuren, 7 bis 8 Fuß hohen Rädern, einspännige Wagen mit buntaufgeputzten, schellenbehangenen Pferden. — Allmälig wirds stiller und stiller. Nur noch ein paar Bursche ziehen vorbei, der Eine beginnt ein Lied, der Andere fällt ein, die Stimmen sind stark, selbst heftig, aber dennoch haben diese wunderbar einfachen Melodieen mit ihren langen, auszitternden, weithin hallenden Schlußtönen etwas, das rührend die Seele ergreift. Der letzte Ton verklingt, und nun —

ringsum auf allen Plätzen
schläft unbewegt die Nacht,
am blauen Himmel stehet
der Mond in voller Pracht.

So todtenstill sind beide,
das alt und neue Rom,
Und selbst ihr Riesenwächter
nickt ein, St. Peters Dom. [5])

Südlich von Rom, etwa am Ende der pomptinischen Sümpfe, nahen wir uns dem Eingange in die Gärten der Hesperiden und treten durch denselben in das Reich der eigentlichen Südfrüchte. Der Himmel erscheint hier Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau und noch blauer, als bei uns in den schönsten Frühlingstagen, wann die Dünste, die immer über der deutschen Erde schweben, zu weißen Wolken zusammengeflossen sind. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe erscheinen. Tags sieht man Sterne, und in der Nacht hebt sich das Gebüsch und jeder andere dunkle Gegenstand unglaublich scharf in der Landschaft ab. Beim bloßen Scheine der schmalen Mondsichel werfen die Körper scharfe Schatten, und die Sterne, die in ungleich größerer Zahl und Pracht, als bei uns erscheinen, geben Licht genug, um lesen zu können. Ueber Himmel, Erde und Meer ist den Tag über eine Heiterkeit und Klarheit und bei Sonnenuntergang eine Farbenglut verbreitet, die unaussprechlich ist. [6]) Oft schwimmt, nachdem die goldene Scheibe hinabgesunken, plötzlich Alles in einem Meer von Rosenrot, von dem der Blick sich geblendet abkehrt; Häuser und Flur, Gebirg und Meer, ja die Gesichter flammen, und wann

— wie es manchmal geschieht — gerade ein feiner Regen fällt, so scheint Purpur niederzuträufeln.

Eis und Schnee sind hier höchst seltene Erscheinungen. Höchstens findet man vom November bis in den März in den Apruzzen weiße Berggipfel, oder der Vesuv ist oft wochenlang in einen Schneemantel gehüllt; in den Thälern aber lacht ewiger Frühling, — kein Frühling zwar mit blühenden Bäumen, wol aber mit frischem Rasen, mit Blumen, jungem Laube und Gemüsen. Er ist wie ein deutscher März; oft die wärmste Sonne, oft finsteres Gewölk, Regen und Sturm. Es fällt mitunter wol dem Himmel ein, fünf Wochen ohne Unterlaß Wasser herabzuschicken, von einer eigentlichen Regenzeit kann aber nicht die Rede sein. Auch unser Winter bringt bisweilen Veilchen hervor; um Neapel gedeihen sie jedoch, neben vielen anderen Blumen, in solcher Fülle, daß die Knaben vom Lande ganze Körbe voll Sträußchen in der Stadt feilbieten, daß im Februar an allen Carnevalstagen Bouquets den vorüberfahrenden Damen in den Wagen geworfen werden. Man ist darum auch gar nicht für eine rauhe Jahreszeit eingerichtet. Die Fußböden sind von Stein, die Fenster gehen bis auf den Boden und schließen nicht, die Thüren stehen immer offen, die Oefen fehlen und Kamine gehören zu den seltenen Dingen. Gewöhnlich hat der Neapolitaner bei kalter Witterung nur ein Kohlenbecken, über dem er sich von Zeit zu Zeit die Hände wärmt. So kommt es denn, daß man unter Umständen nirgends mehr friert, als in Italien, und zwar klagen die Russen am meisten, weil sie zu Hause am beßten heizen. Uebrigens hat hier die Sonne immer große Kraft, sobald der Winter heiter ist und kein Wind weht. Dann liegen die Lazzaroni und Landleute im Januar auf den Gassen und halten, wie im Sommer, ihren Mittagsschlaf; dann sieht man noch in der Nacht halbnackte Bettler auf dem Pflaster ausgestreckt. Erhebt sich aber der Nordwind, der berüchtigte Tramontana und rüttelt die schlechten Fenster, so hüllt sich der Fremde in seinen Mantel und seufzt nach dem traulichen Ofen in der Heimat.

Ebenso unangenehm, als der eisige Tramontana, ist sein Gegentheil, der heiße Sirocco. Man erwacht Morgens ohne Stärkungsgefühl und bei dem ersten Atemzuge schon merkt man des Feindes Nähe. Ein Blick aus dem Fenster zeigt den Horizont ganz in dicke, weißgraue Nebel gehüllt, die wie Gebirge auf dem fernen Meere lagern. Mit jeder Tagesstunde steigt der bleierne Druck der Atmosphäre. Unbehagen und Mattigkeit nehmen überhand, einzele Landleute schleichen nach kurzem Versuche, im Freien zu arbeiten, todtmüde in die Dörfer. Nicht einmal soviel Kraft und Lust, um in einem Buche zu blättern, ist vorhanden. Dann legt man sich zur Siesta, von der man sich noch erhitzter erhebt. Kein Blatt rührt sich im Walde. Der schwirrende Ton der Cikade klingt hell und trocken durch die Büsche: es ist die hörbar gewordene Siroccohitze. Man fühlt den Schweiß auf der Haut perlen. Da plötzlich streift uns ein Luftzug, aber so kühl und feucht, daß man erschreckt

den Paletot um den Leib zusammenzieht. Die augenblickliche Erfrischung und Abkühlung läßt die Hitze nachher nur noch schwerer empfinden.

Daß bei solchem Klima und unter solchem Himmel ein reicher Pflanzenwuchs den Boden bekleidet, kann wol nicht anders sein, und die herrliche Vegetation, die dem Naturfreunde überall entgegentritt, ist es gerade, was den italischen Landschaften den größten Theil ihrer Anmut, Pracht und Reize verleiht. Die Bäume des südlichen Italiens sind, so voll sie wuchern, oft mehr Strauch, als Baum; aus dem festgewebten, metallisch glänzenden, immergrünen Laube leuchten Blüten und Früchte, und damit auch der Schmuck der Schlingpflanzen nicht fehle, winden sich Epheugehänge und Rebenguirlanden in den Zweigen hinan. Da treibt in kräftigem Wuchse die Orange mit dem saftgrünen, massiven Laube und dem wunderbar belebenden Arom ihrer Blüte; der Johannisbrodbaum, der auf starken, eichenähnlich verkrümmten Zweigen die breiten Blätterdächer über den Boden legt; die weiche Feige mit den schlangenförmig auseinander laufenden Aesten, mit dem großen, schöngelappten Blatt und den stiellos emporstehenden Früchten. Durch das kühle Dunkel des Myrtenhaines blicken Granate und Oleander mit ihren heißen Farben, und selbst Palmen [7]) fehlen nicht, wenn sie auch die majestätische Höhe ihres eigentlichen Heimatlandes nicht zu erreichen vermögen. Vor allen aber tritt der Oelbaum hervor, die Weide Italiens (siehe die beistehende Abbildung!). Der Stamm desselben ist meist krumm, gespalten und zerrissen, als wäre er vom Blitze getroffen, so daß höchst abenteuerliche Figuren hervorgehen. Auf diesem phantastisch aussehenden Torso *) stehen die dünnen, schwanken Zweige, die nach allen Richtungen in die Luft hineinfahren. Das fahlgrüne, mattblickende Laub weckt eine gewisse Weichheit der Stimmung, und wenn die Sonne hell auf die verwitterten Kalkfelsen am Meeresstrande scheint und das Auge überall geblendet sich abwendet, dann ruht es mit Wolgefallen auf diesem grauen Grün. Aus den Blattwinkeln treiben die Blütenstiele hervor, die sich in verschiedene Zweige theilen und kleine, vierspaltige Blumen tragen. Die Frucht (Olive) ist anfangs grün, reif schwarz, eiförmig, von verschiedener Größe. Ihr schwarzgrünes Fleisch schließt eine Nuß mit dem Samenkern ein. — Die Cypresse, die bei uns nur hin und wider als heimwehkranker Flüchtling erscheint, bildet ebenfalls einen hervorstechenden Zug in der italischen Landschaft. In stolzer Linie hebt sich der Stamm empor, während Aeste, Zweige und Nadeln im dichten Geflechte ihren dunkeln, schweren Sammtmantel um die hohe Gestalt hüllen. Gleich einer Pyramide unten massig ausgebreitet und nach dem Wipfel hinauf immer schärfer sich zuspitzend, entwickelt der Baum einzele Aeste-

*) Der Rumpf eines zerbrochenen Standbildes, das Mittlere einer Bildsäule.

gruppen in vollen, edeln Formen, durch welche die mathematische Strenge des Wuchses angenehm unterbrochen wird und das ganze Gebilde den Reiz hoher Schönheit erhält. Das Blatt, zur Nadel zusammengezogen, und noch mit dem Dufte getränkt, der dem unvergänglichen Holze entquillt, starrt regungslos um die Zweige und vollendet in der Tiefe seines Schwarzgrüns, das kein Frühling verjüngt und kein Winter zerstört, den eigentümlichen Charakter des Baumes. In der That möchte sich diese düstere Erhabenheit, dieß Schweigen, das halb wie Schlaf, halb wie Majestät aussieht, kaum bei einem anderen Gewächse wiederfinden.

Imposant wirken Massen dieses Baumes in langen Wänden; ebenso bilden sie, vereinzelt oder zu Gruppen gesammelt, vor den Fronten der Paläste einen grandiosen Schmuck. Besonders schön erscheinen sie in der Nähe von Fontänen. Die steigende, fallende Wassergarbe, das magische Farbenspiel von Myriaden sonnendurchstralter Tropfen, das üppige Grün der Moose und Lilien stellt hier ein fröhliches, unerschöpftes Leben neben die erhabene, einsam schweigende Todesschwermut. Aber der schroffe Gegensatz löset sich in dem Rauschen des Quells, das in seinem ewigen Rhythmus das Kommen und Gehen der Seele in sehnsuchtsvolle Träume wiegt. Doch nirgends machen diese melancholisch in sich geschmiegten Bäume vielleicht eine so tiefe Wirkung, als in den Vorhöfen und Umgebungen der Klöster. Hier sind sie ganz an ihrer Stelle. Unter den schwer und feierlich aufsteigenden Wipfeln steht der Mönch. Vor ihm thut in der Pracht des Sonnenuntergangs ein Paradies sich auf — er sieht es nicht. Seine Gedanken sinken in die Tiefen der eigenen Seele und brüten über verschütteten Bildern. Da ruft die Klosterglocke durch die Stille; ein langhallendes Ave weht herüber. Der Mönch verschwindet, aber über dem trauernden Baume, wie über einem riesigen Sarkophage, taucht mild der Abendstern empor.

An die Cypresse reiht sich die Pinie. Eine rotschimmernde, reben- und epheuumsponnene Säule, am Wipfel die Aeste schlangenförmig hervorbrechend, und darüber im breiten Schirme die bläulichgrüne Krone: so steht dieser schlanke Baum als einer der edelsten, gleichsam als die poetische Signatur des Südens da, und mit Recht lassen ihn die Maler auf italischen Landschaftsbildern nie fehlen. Schon auf den Wandgemälden von Pompeji herrscht er neben der Cypresse fast ausschließlich. Gern sucht er die sandige, felsige Küste, er spiegelt sich in dem Meere, dessen Farbe seine Nadeln schmückt, und durchschneidet es als windbeflügelter Kiel. — Ein Schmuck der Villen ist der Erdbeerbaum, dessen hochrote Frucht der Erdbeere gleicht. Das deutsche Obst, — als Kirschen, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Aprikosen und Pfirsiche, gedeihen hier in bei weitem größerer Fülle, ohne jedoch schmackhafter zu werden. In allen Gärten findet sich auch der höchst zierliche Pfefferbaum mit kleinen, schmalen, weideartigen Blättern und Büscheln erbsengroßer, glänzendroter Beeren mit schwarzen, fleischlosen Kernen. An Mauern und Felsen trifft man die nur wenige Fuß

hohe Kapernstaude, deren Blumenknospen eingemacht als Zuthat zu Speisen dienen. In Menge wächst wild das Süßholz, eine mannshohe, strauchartige Pflanze, deren lange, kriechende Wurzel den Saft zum Lakritz liefert. Der Baumwollenstrauch gedeiht in der Umgegend Neapels und erreicht eine Höhe von 3 Fuß. Er braucht 2 Jahre, um zu wachsen und zur Reife zu kommen; dann trägt er nußgroße Kapseln, aus denen die reine Wolle glänzend weiß hervorquillt. Noch verdienen die Tamarindenbüsche mit wolriechenden weißen, in langen Trauben herabhängenden Blüten und der Judasbaum, welcher, pupurrot blühend, Felsen und Bergwände schmückt, Erwähnung. Endlich dürfen auch die Aloen und Cactus nicht vergessen werden.

— — Mit spitzen, dunkeln Blättern
trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,

und treibt im Lauf der Zeit einen armsdicken, 30 F. hohen Schaft. Die starrkompakten Cacteen, die „Quellen der Wüsten", scheinen sich in Italiens gesegneten Landstrichen ebenfalls recht gut zu gefallen. Das pflanzliche Grün verbleicht bei ihnen zu einem Bleigrau; die Blattbildung hört ganz auf. Dagegen entwickelt sich der saftstrotzende Stamm in einem unerschöpflichen Spiel der seltsamsten Gestalten. Bald mit vielgliedrigen, phantastischen Armen das Gestein umklammernd, bald in scharfkantigen Säulen orgelartig emporsteigend, bald mit Dornen drohend bewehrt, bald mit grauen Haaren greisenhaft behängt und mitten aus diesem Gewirre die wunderbare Blütenflamme hervortreibend, stimmt diese Pflanzensippe ganz mit der Vegetation, welche bisher zu schildern versucht ward.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf den übrigen Naturreichtum Italiens, um dann Neapel und seine nächste Umgebung, welche „die Reize des Himmels mit den Schrecken einer unterirdischen Welt" vereinigt, noch etwas näher anzusehen! Süditalien hat herrliche Pferde; Büffel sieht man heerdenweise in sumpfigen Gegenden; Schafe gedeihen vorzüglich in Norditalien, wo aus der Milch ein trefflicher Käse bereitet wird; überall Geflügel, einträgliche Seidenraupen, lästige Insecten, gefährliche Skorpione und Taranteln.*) Unerschöpflich sind die Eisengruben auf Elba, berühmt der weiße Marmor von Carrara; die Lava dient zum Pflastern und Bauen, die vulkanischen Gegenden liefern Schwefel und eine Asche, Puzzolane, die einen trefflichen Mörtel gibt.

*) 1 Zoll lange Spinnen, welche sich häufig in der Gegend von Tarent — daher der Name — finden und meist in Erdlöchern und Mauerspalten hausen.

Neapel.

Fremdling, komm in das große Neapel und siehs und stirb!
Aug. Graf von Platen.

Wenige Städte in der Welt, in Europa wol nur Constantinopel und Palermo, können sich an Schönheit der Lage, der Umgebungen und des Klimas mit **Neapel** messen.

Im Halbzirkel umher, an dem lachenden Golf entlang,
unabsehlich benetzt von dem laulichen Wogenschwall,
liegt von Schiffen und hohen Gebäuden ein weiter Kreis;
wo sich zwischen Felsengeklüfte des Bacchus Laub
drängt, und stolz sich erhebt im Winde der Palmenschaft.
Stattlich ziehn von den Hügeln herab die Wohnungen
nach dem Ufer [1]) — —.

Eine Folge dieser zwischen Berge und dem Meere gedrängten Lage sind die meist sehr engen Gassen und sehr hohen, durchaus massiven Gebäude (—„ und flach, wie ein Garten, erscheint das Dach" P.) Die einzige bedeutende Straße ist der eine halbe St. lange und an 30 Schritte breite, „von tausendstimmigem Kaufgeschrei lauthallende, hochgetürmte" Tolédo, welcher von N. nach S. die Mitte der Stadt durchschneidet und beim königlichen Palaste endet. Er ist die Hauptpulsader Neapels, der Mittelpunkt und Schauplatz des größten Volksgewühls. — Zwei selten unterbrochene Reihen hin und her gehender Equipagen und Mietkutschen, unter die sich noch mehrere Omnibus und viele Reiter mischen, drängen die Fußgänger rechts und links an die Häuser. Aber auch hier findet sich wenig Platz; denn nicht allein die Besucher der Kaffeehäuser sitzen der frischen Luft wegen in die Straße hinein, sondern auch alle Arten von Handwerkern, als Schneider, Schuster, Schlosser, Sattler, Blechschmiede arbeiten des Tags und bei Licht vor ihrer Bude;

Alles tummelt im Freien sich hier: der geschäftige
Garkoch siedet, er fürchtet den seltnen Regen nicht;
ihn umgibt ein Matrosengeschwader, die heiße Kost
schlingend gieriges Muts. An die Ecke der Straße dort
setzt ihr Tischchen mit Kupfermoneten die Wechslerin;
hier den Stuhl der gewandte Barbier, und er schabt, nachdem
erst entgegen dem sonnigen Stral er ein Tuch gespannt.
Dort im Schatten die Tische des fertigen Schreibervolks,
stets bereit zu Bericht und Supplik und Liebesbrief [1]):

kurz, die ganze Straße ist eine Bude. Dazu nehme man die

außerordentliche Mannigfaltigkeit der Trachten, Stände und Völker! Fischer und Lastträger in roten Mützen und Leibbinden, Garden und Schweizer in hochroten Uniformen, Geistliche in schwarzen Gewändern, bärtige Kapuziner im braunen Ordenskleid mit hellerem Stück auf der Brust und Sandalen an den nackten Füßen, weiße Camaldulenser, weiß-schwarze Dominikaner, buntscheckige Domestiken, Thürsteher, zuweilen hochrot vom Kopf bis zum Fuß, sowie die kanariengelben Züchtlinge, die öfters hier beschäftigt werden: Alle bewegen sich bunt durcheinander. Der Lärm, den all dieß Volk, — dem sich die herumgaffenden Fremden: Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier, Dänen, Russen, Amerikaner, hier und dort ein Grieche oder ein Mohr, zugesellen, — auf dem Toledo macht, übersteigt alle Begriffe. In der Mitte das auf- und abwärts sich wälzende Chaos der Menschen zu Fuß, zu Wagen, zu Roß und zu Esel. Dazwischen schallt das Klatschen der Peitschen, mit denen die italienischen Kutscher einen unglaublichen Spektakel machen, das wiehernde Grüßen sich begegnender Vetturine, der seltsam pfeifende Ausruf der Eselstreiber, das entsetzliche Getümmel um ein gestürztes Lastthier, dem helfend, zerrend, prügelnd und vor Allem brüllend sogleich Hunderte beispringen; dann das Glockengeläut galoppirender Fiakerpferde und die kreischenden Stimmen unzähliger Wandelhändler, die, ihre Waarenpyramiden auf dem Kopf balancirend, trotz des Gewühls mehr laufen und springen, als gehen. In einer Seitenstraße wird das Tamburin geschlagen und Tarantella getanzt; ein Prinz fährt vorbei, und die Wachen rufen heraus; die Schlosser, Blech- und Kupferschmiede hämmern; ein paar Esel lassen ihr „Ja" ertönen, das Militär pfeift, trommelt, paukt und trompetet, und von einer der vielen Kirchen wird das Fest des Schutzheiligen durch schnell aufeinanderfolgende Abschießung eines halben Hunderts kleiner Böller gefeiert. Denke man sich nun all dieß tolle Treiben unter 30 bis 40,000 Menschen, Pferden und Eseln, und man wird eine Vorstellung bekommen von dem Sinne betäubenden Getöse der Toledo-Straße.

„Auch zum Molo bewegt sich die Menge, wo hingestreckt sonnt die nackenden Glieder der bräunliche Lazzaron;" wir folgen ihr, lassen „stieben den Staub Neapels" und wenden uns dem **Golfe** zu. „Schatten winkt hier, Schatten und sanfte Labung, die des Meeres Salzwoge dem Kühnen zuhaucht, der an Felsvorsprüngen erlauscht beschäumter Brandungen Ankunft."

Komm und sieh — — — — — den Spiegel
dieses Golfs, weitoben und segelreich an! [1])

Laß dein Auge zuerst über die Inseln hinschweifen, welche die Wogen umfluten! Es streckt sich
Ischia turmgleich, Procida langgedehnt aus,
Cap Misen ragt mitten im Abendlicht als nackende Felsbrust. [1])

Von letzterem Orte aus stellt sich die Mannigfaltigkeit der anmutigsten Formen des Landes und der Reiz der Farben, welche darüber ausgegossen sind, wol am schönsten dar. Der ganze Halb-

zirkel des großen Golfs scheint an seiner Küste hin in einer 30 Stunden langen Reihe von Städten und Ortschaften zu bestehen, in deren Mitte Neapel selbst prangt, wie es seine hunderte von Straßen über die Berge wegstreckt und sich mit zahllosen weißen und grauen Häusern aller Gestalten und Größen von hinten auf dem bunten Teppich der üppigsten Südvegetation abschneidet und von vorn in den klarsten aller Fluten spiegelt. Ueber die lieblichen Hügel, die wie eine ruhende Heerde die lachenden Ufer umlagern, streckt der Vesuv die Doppelzinne empor, und seine alten Verwüstungen würden als Märchen erscheinen, hätte die Vegetation bereits alle seine Lavaströme zu bewältigen vermocht. An seinen sanften, in Fruchtbarkeit Alles überbietenden Abhängen wohnt eine ansehnliche Bevölkerung in vollkommenster Vergessenheit des Untergangs, der sich vielleicht unter ihren Füßen bereitet. Und wie sich die Natur hier mehr, als irgendwo, in Kontrasten zu gefallen scheint, so schiebt sie an alle Anmut der freundlichsten Uferformen auf einmal die ungeheure Masse des Kalkgebirges von Monte-Chiaro in stolzer Erhabenheit und taucht sein Vorgebirge della Scutolo von schwindelnder Höhe herab senkrecht in eine unergründliche Tiefe. Hinter ihm verbirgt sich der kleine Busen von Castellamare, als ob er sich der Vergleichung mit den Küsten von Sorrent entziehen wolle; denn zur Schutzmauer für das liebliche Thal dieser Stadt scheint das gewaltige Gebirge gegen die Klüfte des Monte-Faito gestellt, dessen fast unaufhörlich emporsteigende Dünste einen neuen Kontrast gegen den lachenden Himmel bilden und, schnell vor der Sonne schmelzend, gleichsam einen beständigen Sieg des herrlichen Klimas verkünden. Die mancherlei Formen, in denen sich das bildsame Gestein an den senkrechten Felswänden auszackt, nähern sich in ihrem Reichtum beinahe symmetrischen Bildungen; wo aber die Wogen seit Jahrtausenden ihre Gewalt geübt, haben sie Grotten von jeder Gestalt und Größe ausgehöhlt, in denen sich die grausigen Wunder des Elements zu bergen scheinen, wovon die Sagen der Völker erzählen werden, bis alle Rätsel der Natur von dem menschlichen Geiste gelöst sind. Aber in dem Maß, in welchem sich der starre Felsen dem Thale von Sorrent nähert, bedeckt er sich mit Reben und Oliven, um nicht ganz ohne Schmuck neben all dem Farbenreiz zu stehen, den die kräftigste Vegetation unter der verschwenderischen Gunst des mildesten Klimas hier entwickelt. Wer es nur von der See aus sehen kann, dem erscheint dieses ganze Thal als ein Wald von Orangen- und Citronenbäumen, über die sich nur hier und da ein blendendweißes Haus mit seinem platten Dache, oder ein Maulbeerbaum von kühnerem Wuchse, oder eine Ulme, eine Pappel, eine Karube oder ein Kastanienbaum erhebt. [2]) Diese dunkelgrüne Hauptmasse lehnt sich an einen Halbkreis von Bergen, deren mitunter kühne Formen in die blaßbläuliche Färbung der Olivenbäume schwinden und nur zuweilen in einer gewaltigen Felsmasse oder in einem im Zickzack emporsteigenden Gebirgsweg hervortreten. Aber dieses ganze liebliche Thal

ruht wiederum auf einer Schönheit anderer Art, auf einem Felsengestade, dessen Formen an Kühnheit und Wildheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit Alles, was die künstlerische Phantasie erschaffen kann, weit überbieten. In einer Höhe von mehreren hundert Fuß fällt der Stand des ganzen Thales über senkrechte Felswände bald in die Meereswogen selbst hinab, bald auf ungeheuere Steinmassen, welche durch gewaltige Erschütterungen vom Lande losgerissen sind, oder auf schmale Sandufer, die von jeder Flut bedeckt werden. An mehreren Stellen sind diese kolossalen Felswände von Klüften durchschnitten, die bald als kleine Buchten, bald als Mündungen wilder Gießbäche erscheinen. Sie ziehen sich tief in das Land hinein und laufen in die Einschnitte des Gebirges aus, welches das ganze Thal umschließt. Häufig sind sie unten weiter, als oben; manchmal schließt sich die Vegetation von beiden Seiten über ihnen zusammen, so daß sie unterirdischen Gängen von ungeheurer Größe gleichen. Ein solcher finsterer Raum öffnet sich dann auf einmal wieder in einen weiten Kessel, worin die ergiebigsten Orangen- und Citronengärten angelegt sind. Wo im Altertume auf den verschiedenen Höhen und Absätzen herrliche Göttertempel und glänzende Villen prangten, da haben sich Klöster und Kirchen, bescheidene Landhäuser und kleine Fischerwohnungen angebaut. Beinahe zu jeder Stunde des Tages wimmelt es von Nachen und Kähnen um die Ufer, und wenn ihre Bewohner so viel Glück im Anschauen der herrlichen Natur zu finden vermöchten, wie diejenigen, die sie nur gesehen, um sich ihr ganzes Leben hindurch danach zu sehnen, so könnten sie in dem ewigen Wechsel der Beleuchtung, deren Spiele hier unerschöpflich sind, und die diese Erde manchmal zu einem wahren Elysium verklären, Genüsse erblicken, die vor allen andern Sinnengenüssen den Vorzug haben, daß sie die Ahnung höherer Welten in uns wecken und weder von Uebersättigung, noch von Reue begleitet werden. — Ja, ja, der Italiener hat Recht, wenn er sagt: „Neapel mit seinem Golf ist ein Stück Himmel, auf die Erde gefallen.“

V.

Die südrussische Steppe.

Man hat gesagt, daß Europa seine Haiden, Asien seine Steppen, Afrika seine Wüsten und Amerika seine Savannen habe. Allein da der Ausdruck „Haide" stets das Vorhandensein von Pflanzen dieses Namens voraussetzt, und nicht alle Ebenen Europas mit Haide bewachsen sind, so ist diese Angabe in ihrer Allgemeinheit unrichtig. Eben so wenig sind die Steppen Asiens durchgängig mit Salzpflanzen bedeckt, indem einige derselben wirkliche Wüsten bilden. Auch tragen die amerikanischen Savannen nicht immer Gras. Anstatt daher die ungeheuren Landstrecken dieser verschiedenen Erdtheile nach der Beschaffenheit der Pflanzen, die sie hervorbringen, zu bezeichnen, scheint es zweckmäßig, sie in Wüsten und Steppen (oder Savannen) zu unterscheiden, unter welchen Ausdrücken man von aller Vegetation entblößte, oder mit Gras und kleinen dicotyledonischen Gewächsen bedeckte Ebenen zu verstehen hat. Letzterer Art sind die weiten Flächen, welche sich vom südlichen Rußland nach Osten durch das mittlere Asien fortziehen; in denen vor Zeiten die Hunnen, die Kumanen, die Uzen, Chajaren und Petschenegen, der fliehende Perserkönig Darius, der schreckliche Attila, der wilde Batu-Chan und Andere ihr Wesen trieben, jetzt aber friedliche Heerden und genügsame Bauern ihren Lebensunterhalt suchen. Entwerfen wir hier eine kurze Schilderung des europäischen Theils derselben!

Je mehr man von den fruchtbaren kiewschen, podolischen und ukrainischen Gegenden zum schwarzen Meere hinabsteigt, nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens und damit der Ackerbau ab. Der schwarze, 1 bis 2 Ellen tiefe Humus ist freilich hier noch immer zu finden, aber weil die Wälder fehlen, sind auch Aecker und Gärten zu wenig geschützt, und es wird nach und nach Alles umher ein bloßes Hirtenland. Der ganze Distrikt ist äußerst einförmig. Man rollt mit flüchtigen Pferden immer flink vorwärts und glaubt doch nicht von

der Stelle zu kommen. Man ist wie verzaubert. Immer vor und weiter, und doch bleibt rings umher Alles dasselbe und immer dasselbe. Nur hin und wieder bilden die Durrinas, niedrige Buschpartien aus Schlehen, Weißdorn, Hagebutten und Brombeeren, einige Abwechselung.

Der Kleinrusse unterscheidet die Steppe in das Gebiet der „Trawa" — des Rasens, und das Gebiet des „Burian" — der struppigen, hochaufschießenden Kräuter, die wegen ihres holzigen Stengels keine Nahrung für die Steppenheerden bieten und höchstens nur als Brennmaterial dienen.

Wer nur wenige Tage in der Steppe gereist ist, hört schon das Wort „Burian". Auf den Burian schilt der Hirt mit seinen Rindern und Pferden, über den Burian jammert der Ackerbauer, der Burian ist der Fluch des Gärtners und der Trost der Köchin. Denn bei dem für gewisse Unkräuter eigentümlich fruchtbaren Boden der Steppe schießen diese bis zu einer unglaublichen Höhe heran, wo nur irgend die Cultur den festen Boden, den sie meiden, gelockert hat. Vor allen zeichnen sich die Distein aus, die bis zu einer Größe, Entwickelung und Verzweigung kommen, die in der That bewunderungswürdig ist. Hier stehen sie kleinen Bäumen gleich neben den niedrigen Erdhütten des Landmanns; dort bilden sie ausgedehnte Gebüsche, selbst den Reiter zu Pferde überragend und jeden Umblick verhindernd. Neben ihnen erhebt sich mannshoch der Wermut, untermischt mit der riesenmäßigen Königskerze, dem „Steppenlicht" der Kleinrussen. Selbst die kleine Schafgarbe wird mehrere Fuß hoch und ist nicht gering geachtet, da sie das beßte Brennmaterial liefert. Von allen Pflanzen aber ist die charakteristischte die, welche die Russen „perekatipole" den Springinsfeld, die deutschen Colonisten fast noch bezeichnender die „Windhexe" nennen. Eine dürftige Distelpflanze, zersplittert sie ihre Kraft in der Bildung zahlreicher dürrer Zweiglein, die sich nach allen Seiten hin ausbreiten und in einander verwirren. Bitterer als der Wermut, wird sie selbst im dürftigsten Hungerjahr von keinem Vieh berührt. Die Kuppeln, welche sie im Rasen bildet, werden oft 3 Fuß hoch, haben zuweilen 10 bis 15 Fuß im Umfang, und sind aus lauter zarten, dünnen Aestchen gewölbt. Im Herbst fault der Stamm der Pflanze ab, die Zweigkugel trocknet zu einem großen federleichten Balle aus, den dann der Wind durch die Lüfte über die Steppe führt. Viele solcher Bälle fliegen oft auf einmal über die Ebene, mit einer Behendigkeit, daß kein Reiter sie einholen kann; bald hüpfen sie in kurzen, raschen Sprüngen über den Boden, bald wirbeln sie, in großen Kreisen über einander wegfugelnd, zu gespenstischem Reigen auf den Rasen fort, bald steigen sie plötzlich vom Wirbel gefaßt zu Hunderten hoch in die Luft. Häufig häkelt sich eine Windhexe an die andere, zwanzig andere gesellen sich hinzu, und die ganze riesige und doch luftige Masse rollt nun im Fluge vor dem pfeifenden Ostwinde dahin.

Die Trawa zeigen auf viele hundert Meilen ununterbrochen Halm an Halm. Unter diesen bildet das Federgras (Seidenkraut) die Hauptpflanze. Gleich nach der Blüte streckt es seine langen zart gefiederten Grannen aus den Aehren heraus, sich weit über die Büschel schmaler, dürrer Grasblätter erhebend.

So sehr eine grüne Wiese dem Auge wolthut, so sehr ermüden diese weiten, unermeßlichen Grasfelder. Zwar ist das Grün eine schöne Farbe, aber ein ewiges Grün übersättigt. So ists hier. Grün ist nicht nur der Mantel des Steppenlenzes, sondern auch sein lockiges Haar, sein Wangen- und sein Augenpaar. Mit grünem Grase bestreut er die Zimmer, ziert er Spiegel, Tische und Bänke, und schmückt er den Reisewagen. Wie einförmig ist dieser Schmuck! Zwar gibt es auch Tulpen und Reseda und Hyacinthen; aber diese Hyacinthen mit ihren schmutziggelben Blüten an krüppeligen Stengeln verhalten sich zu der edeln Hyacinthe unserer Blumentöpfe, wie die wilde Dornbirne der Steppe zur weißen Butterbirne (beurré-blanc) aus den Gärten der Normandie. Nur von der Höhe des Wagensitzes findet man den unendlich ausgebreiteten Wiesenteppich schön, aber sobald man herabsteigt und sich ihm freundlich naht, muß man über das unzarte und schlechte Gewebe desselben klagen. Nicht einmal ein weiches Plätzchen zur Ruhe bietet er dar!

Uebrigens liefern die Trawa — und das bleibt doch immer die Hauptsache — wilden und zahmen Thieren hinreichende Nahrung. Ueberall im Grase schlüpft das Süßlik*), ein allerliebstes, zierliches und bewegliches kleines Nagethier, das ganz einem jungen Häschen gliche, wenn man diesem die Ohren beschnitte und den Schwanz etwas verlängerte. Die Trockenheit und der weiche Boden der Steppe, sowie die vielen auf ihr wachsenden Zwiebelgewächse sagen ihm besonders zu, und lassen es hier in solcher Menge gedeihen, daß man meilenweit hinfährt und jeder Blick ins Gras auf ein Süßlik trifft, auf eins, wie es in sein Nest schlüpft, auf ein anderes, wie es vor seiner Höhle sitzt, neugierig sich umschauend, auf ein drittes, wie es im Grase manierlich frißt. Dabei läßt es ein melancholisches, langgezogenes Zirpen hören, dem Gezirp eines Heimchens zu vergleichen, aber noch feiner und fast noch trauriger. Diese Thierchen scheinen allerlei kleine Launen zu haben, die ihrem zierlichen Aeußeren entsprechen. Sie scherzen und spielen mit einander, wie die Murmelthiere, und beißen und kreischen im Grase herum, wie die Wiesel. Wenn ein Mensch oder sonst etwas Neues sich ihnen nähert, so richten sie sich auf, anfangs nur wenig; tritt man noch näher hinzu, so schießen sie mit jedem Tritt höher empor, und stehen endlich ganz kerzengrade da, über alle Halme und Blumen wegschauend, und das Köpfchen wie die Vögel bald auf die eine, bald auf die andere Seite werfend. Nähert man sich ihnen noch mehr, so verwandelt sich die Neugierde in Besorgnis, und sie

*) Erdhäschen, Cytillus vulgaris.

schießen eben so ruckweise wieder nieder; die Besorgnis geht endlich in Furcht über und sie springen zum Eingang ihrer Höhle. Hier setzen sie sich hin, blicken sich wieder um und berechnen die Nähe der Gefahr. Geht man zurück, so kommen sie sogleich wieder hervor und thun ganz unbefangen; schreitet man aber rasch und noch näher hinzu, so stürzen sie sich von Angst und Schrecken ergriffen, eiligst in ihr Nest hinab.

Die Pferde der Steppe sind von mausefahler Farbe, dichtem Haar und großem Kopf. Mit größter Schnelligkeit jagen sie unter der Anführung des mutigsten Hengstes im weiten Bogen über die unabsehbaren Ebenen, die angenehmsten und gesundesten Grasplätze ausspähend. Ohne einen besonderen Wohnplatz, ohne ein Schutzdach, außer dem Gewölbe des Himmels, atmen sie fortwährend eine reine Luft und werden dadurch stärker, kräftiger und leichter als die gezähmten Reit- und Ackerpferde. Völlig frei und ohne Aufsicht, wie man mitunter wähnt, leben diese Heerden übrigens nicht. Sie vor dem Verlaufen über das Gutsgebiet zu bewahren, den Pferdedieben abzujagen, und Acker, Feld und Garten anderer Steppenherren vor ihnen zu behüten ist die Aufgabe des Tabuntschiks.*) Ein schweres Amt! Er muß Tag und Nacht auf seinem schnellen Pferde hausen, das sein Stuhl, sein Speisetisch, sein Divan, seine Bettstelle, sein Alles ist. Die Gewohnheit thut Unglaubliches. Regen und Schnee, Hitze und Kälte verträgt so ein Tabuntschik gleich gut; er besitzt eine Haut, die bei Regengüssen, wo kein Tropfen sie verfehlt, den Wasserabfluß duldet wie eine marmorne Bildsäule und eine Lunge, die den nächtlichen Thauhauch des Grases und den glühenden Atem des Sirocco gleich erquicklich findet. Freilich sieht ein solcher Steppensohn etwas anders aus als ein moderner Stutzer. Hosen von behaartem Füllen- oder Kalbsleder, ein Kollet von demselben Stoffe mit einwärts gekehrten Haaren, beides zusammengehalten von einem ledernen Riemen, der drei- bis viermal um den Leib gewunden ist, und darüber die bei allen Hirten gebräuchliche Swita, einen aus brauner Schafwolle gewebten Mantel mit weißer Kapuze, die bloß für Augen, Mund und Nase eine Oeffnung läßt — das ist seine Kleidung. Dazu kommt die drei Klafter lange Peitsche (Harabak), der Lasso, ein 15 bis 20 Ellen langer Strick, und die 3 bis 4 Fuß lange Wolfskeule. Letztere ist des Tabuntschicks Hauptwaffe, die er mit bewundernswerter Geschicklichkeit zu handhaben versteht. Je nach Umständen schlägt er damit oder wirft sie aus der Ferne, und weiß ihren eisernen Knopf so geschickt den Wölfen durch den Kopf zu jagen, wie ein tyroler Schütze seine Büchsenkugel. Es fehlt ihm dazu nun auch gerade nicht an Gelegenheit zur Uebung.

Im Frühjahr, wo die Wölfe aus dem unwirtlichen Winter den größten Hunger mitbringen, sind die Kämpfe zwischen Wolf und Pferd sehr häufig und bedeutend. Am hellen Tage wagen die

---

*) Pferdehirten.

Räuber keinen Angriff; bei Nacht aber geschieht es wol, daß ein Rudel Wölfe mitten unter den Tabun*) gerät. Die zunächst angegriffenen Pferde, welche die Wölfe rochen oder ihre leuchtenden Augen auf der Steppe funkeln sahen, spitzen die Ohren, brausen und wiehern und stoßen Töne durch die Nüstern, die man durch die Nacht weithin pfeifen hört. Auf den ersten Lärm springen sogleich alle nahen Hengste, Wallachen und Stuten herbei und setzen gerade auf die Wölfe ein. Diese werden dann durch den ersten wütenden Angriff der Pferde, den sie selber aufregten, erschreckt und ziehen sich leise ein wenig zurück. Indeß geht das Geschrei unter den Pferden fort und der ganze Tabun drängt sich im Sturmlauf der gefährteten Stelle zu. Die Mütter schreien nach ihren Jungen, und diese traben hinter den Alten her, im dicken Haufen Schutz suchend. Fühlen sich die Wölfe an Zahl stark und peinigt sie der Hunger, so weichen sie nicht völlig, nähern sich hier und da wieder und erhaschen vielleicht ein Junges, das täppisch und schreiend mit der Mutter herbei läuft, die selber noch nicht wußte, wo eigentlich die Gefahr drohte. Die Mutter gerät außer sich und springt mitten unter die Wölfe, ihr Kind zu retten. Allein sie verfehlt es. Bald sitzen auch ihr ein paar hungrige Rachen an der Kehle und legen sie in den Rasen. Aber nun säumen auch die Pferde nicht länger. Sie nehmen ihre Jungen in die Mitte, und die Stuten mit den Wallachen bilden einen Kreis, der aber nicht so starr und mit den Vorderfüßen eingewurzelt dasteht, wie ihn unsere Bilderbücher darstellen. Auf diesen Bildern haben es die Wölfe ziemlich bequem. Sie hüten sich vor den Hinterhufen der Pferde, und das Schlimmste, was ihnen begegnen kann, ist, daß sie sich den Gedanken an Füllenfleisch aus dem Sinn schlagen müssen. In der Wirklichkeit büßen sie ihre Lust gewöhnlich schwerer. Die Pferde setzen wie eine bewegliche Phalanx**) scharf auf die Wölfe ein, und machen manchem von ihnen das verwünschte Augenleuchten vergehen; denn sie wollen sich nicht nur vertheidigen, sondern auch ihren Feind vernichten. Die Hengste gehen nicht mit in jenes Quarré,***) sondern bleiben draußen und umtoben es schnaubend mit wallender Mähne und mit bäumendem Schweife, als wenn jedes Haar eine Schlange wäre, zugleich als Feldherr, Fahnenträger und Schlachttrompeter. Wo sie den Wolf im Grase schleichen sehen, da springen sie Maul auf Maul gegen ihn ein und schlagen ihn mit den Vorderfüßen nieder. Oft genügt dazu ein Schlag; ist der Wolf nur betäubt, so packt ihn der Hengst ohne Umstände mit den Zähnen in den Nacken und schleudert ihn durchs Gras den Stuten zu, die ihm dann den Pelz so gerben, daß auch nicht ein Knochen darin ganz bleibt.

---

*) Pferdeheerde.

**) Die Kernschaar, bei den alten Griechen ein dichter Heerhaufen von 4000 bis 8000 und mehr Mann, welcher im Viereck mit sehr langen Spießen bewaffnet in den Feind drang und ihn gewöhnlich überwand.

***) Vertheidigungs-Viereck.

Diese großen Schlachten der Wölfe und Pferde entspinnen sich jedoch nur selten und immer gegen den Willen des Wolfes. Denn seine Kampfführung besteht mehr in einem Kosakenkriege, in einem immerwährenden Plänkeln. Ein allgemeiner Angriff liegt nie in seinem Plane, und Ueberlistung ist seine Hauptkunst. Er verfährt dabei nicht weniger schlau, als Meister Reineke. Ganz leise und vorsichtig kommt er durchs hohe Gras hergeschlichen, und zwar gegen den Wind, denn er weiß recht gut, wie unangenehm den Pferden sein Geruch ist. Er spionirt die Stellung des Tabuns aus. Bald entdeckt er nun auch eine Stute, die mit ihrem kleinen zierlichen Füllen etwas abgesondert weidet. Wol hütet er sich jedoch, sogleich spornstreichs hervorzubrechen; er fällt nicht mit der Thür ins Haus. Leise und allmälig nähert er sich dem Füllen, dessen Manieren er sogar in aller Unschuld nachahmt. Wenn sich das müde Junge ins Gras niederlegt, streckt er sich auch nieder und thut ganz unbefangen. Indeß wittert doch die Mutter etwas Unheimliches im Grase, erschrickt und springt auf. Der Wolf legt wie ein Hund die Schnauze auf die Vorderfüße, macht die freundlichsten Augen von der Welt und wedelt mit dem Schwanze. Der Erfolg dieser Manoeuvers ist verschieden. Ist die Alte täppisch und läuft unvorsichtig darauf zu, so springt er ihr im Nu an den Hals, reißt ihr die Schreigurgel aus der Kehle und läuft mit dem Jungen davon. Zuweilen ist aber die Alte eben so vorsichtig als wütend, macht Lärm und schlägt mit einigen herbeieilenden Schwestern den Wolf auf der Stelle in die Flucht. Nicht selten ist die Mutter weder wütend, noch täppisch, sondern bloß dumm und denkt, wenn sie den schwanzwedelnden Wolf angesehen hat, es sei wol nur eine friedliche Hundeseele, wie ihrer eben so viele, als Wölfe in der Steppe herumschweifen, weidet ein wenig mit dem Füllen auf der Seite und hegt keinen Argwohn. In diesem Falle siegt der Wolf wieder auf andere Weise. Will die Stute sich nicht vollkommen beruhigen, so zieht er sich ein wenig zurück, als wollte er Nichts mit ihr zu thun haben und ihr das freieste Feld lassen, kommt aber auf Umwegen wieder näher und legt sich auf einer Stelle nieder, wo ein directer Weg zum Füllen führt, das indeß müde geworden ist und wie ein Osterlämmchen im Grase liegt. Der Wolf wacht bedeutend. Er könnte es schon längst erschnappen; aber es liegt ihm nicht bloß am Fange, sondern auch am ruhigen Heimbringen und Verzehren, und dazu hört er immer noch die Tritte der Alten zu nahe. So unausgesetzt er auf das Junge schaut, so scharf horcht er auf die Stute, die er vor allen Wermut- und Königskerzenstauden längst nicht mehr sehen kann. Denn sie ging indeß weidend und milchreiche Kräuter suchend weiter und immer weiter. Auf einmal horch! welches Gestrampel und Geschnaube! Der Wolf sitzt an der Kehle des kleinen niedlichen Füllens! — Man muß dabei gewesen sein, um zu wissen wie schnell er ein solches Thierchen zerlegt. Oft bekommt es nicht einmal Zeit zum Strampeln und Schreien, und der Wolf verzehrt es in aller Stille.

Das Steppenrind ist groß, hochbeinig, langohrig und durchweg silbergrau oder weiß gefärbt. Die Steppenherren halten große Heerden von 100 bis 500 Stück Hornvieh allen Alters, und diese machen einen Hauptreichtum des Gutsbesitzers aus, da die Ochsen noch leichter in Geld umgesetzt werden können, als die Pferde. Auch ihnen sind die Wölfe gefährlich, haben aber doch einen gewaltigen Respect vor der unbändigen Kraft des Stiers. In eine Heerde von lauter großen Ochsen wagt sich ein Wolf noch weniger, als in die Mitte eines Tabuns; höchstens schleicht er derselben nach, um einen lahmen oder kranken Ochs, der dem Haufen nachhinkt, wegzufangen. — Die Schafe sind hier, wie überall, dumme Thiere und folgen darum den geistig weit überlegenen Ziegen bei der Weide auf Weg und Steg getreulich nach.

Um doch auch der Vögel der Steppe zu gedenken, bemerken wir, daß sich solche hier in Menge dem Reisenden zeigen. Bald ist es ein Taubenpärchen, bald ein schöner, silberweißer Falke, der, über dem Grase sich in eleganten Kreisen schwingend, für ein armes Erdhäschen besorgt macht. Hier sind es Schaaren von Kibitzen, die tändelnd und schreiend sich in den Lüften jagen, dort Kraniche, die, in geregelten Phalanx pilgernd, an ferne Länder erinnern. Dann ist es wieder ein Adler, der, für seine Jungen sorgend, Fraß heranschleppt, und um den die arme Lammmutter vergeblich im Grase schreit. Vor dem Wagen läuft beständig wie ein Courier der kleine, weißgefleckte „Podoroshnik“, und hinter ihm flattern Staare, Nahrung suchend. Zuweilen sieht man eine Schaar großer Trappen im Felde weiden, und hier und da stelzen die zierlichen Jungfrauen aus Numidien auf einem Grasrücken ihren geselligen Tanz. Ueber all diesem Vogelgetümmel zwitschert beständig die hoch in den Lüften schwebende Steppenlerche, Alles mit ihrer lustigen Musik begleitend. In den Dniestr-Schilfwäldern sollen auch Nachtigallen, aber nur von Wolfsohren belauscht, schon seit alten Zeiten gesungen haben. Erst jetzt aber fangen sie an, sich durch die Odessa'schen Gärten und in der Umgegend der deutschen Colonien zu verbreiten.

Das Hüten, Bewachen und Einfangen der zahlreichen Pferde-, Rinder- und Schafheerden ist die Hauptbeschäftigung der Steppenbewohner. Zwar treiben sie auch Ackerbau, aber doch nur wenig; mehr Sorgfalt schon wenden sie auf die Gärten, welche sie „Baschtans“ nennen. In diesen ziehen sie vor Allem die Arbuse (Wassermelone), die Lieblingsfrucht von ganz Südrußland. Diese treffliche, äußerst saftreiche Fruchtgattung scheint die Natur eigens für die Steppen erschaffen zu haben. Denn wie die Aloë in den Sandwüsten Afrikas und mehrere Cactusarten in den Llanos Südamerikas vorzugsweise gedeihen, sorgsam ihr kostbares Naß für die einheimischen Thiere bergend: so geraten die Arbusen in den wüsten, trockenen Steppen am beßten und ziehen gerade in den trockensten Jahren mittelst ihrer mageren und dünnen Stiele und Wurzeln ihre

süßesten und erquicklichsten Säfte zusammen. Sie werden in dem ganzen Steppensüden so groß, saftig und süß, daß sie als Ersatz für gutes Quellwasser gelten können. Die Kleinrussen, wenn sie eine Arbuse essen wollen, sagen auch: Ach, ich bin erschrecklich durstig, und kaufen dann die Frucht. Jeder liebt und ißt sie, regelmäßig erscheint sie auf der Tafel des Vornehmen, wie bei dem kärglichen Male des Armen. Viele Leute essen des Morgens Arbusen, wie wir Kaffee trinken; bei jedem Mittagsessen steht ihnen anstatt der Wasserflasche eine Arbuse zur Seite, in die sie zu ihrem Speck und Brod von Zeit zu Zeit einbeißen, wie man sonst ein Schlückchen aus dem Glase nimmt, und wenn Jemand in den Steppen über Land fährt, so wird er gewiß nicht vergessen, sich ein paar Arbusen in den Wagen werfen zu lassen, die vor den gläsernen Wasserflaschen den Vortheil haben, daß sie nie zerbrechen.

Auch die (gewöhnlichen) Melonen werden in den Baschtans in großer Menge gezogen; doch gelangen diese nicht zu der Güte der Arbusen. — Zahllos sind die mannigfaltigen Arten der Kürbisse; nirgends sieht man sie von solcher Größe und so sonderbaren Formen, wie hier. Einige sind aschgrau, wie die Steppenochsen, und werden zuweilen so groß wie die Mehlsäcke; andere zeigen auf hellem Grunde regelmäßig 10 dunkle Streifen; einige sind über eine Elle lang und dabei nur 2 Zoll dick, andere sind so klein, daß man sie mit Birnen verwechseln könnte, andere so groß und rund wie eine Billardkugel, wieder andere ahmen die Farbe und Gestalt einer Apfelsinne nach. Die kleineren Spielarten können ihres holzigen Fleisches wegen nicht gegessen werden und dienen nur zum Schmucke oder als Spielzeug für die Kinder. — Nach den Kürbissen sind die Gurken zu nennen, die in allen russischen Haushaltungen (und nicht bloß im Süden) eine sehr große Rolle spielen. Nichts ißt der Russe lieber als Gurken, und wenn er zuweilen die Griechen „Selonoi Grek“ — grasgrüne Griechen — nennt, weil sie vieles Gemüse roh essen, so kann er sich selber „grüner Russe“ nennen, der Gurken willen. Man sieht oft Frauen und Mädchen aus allen Ständen im Garten Gurken pflücken und mit Lust verspeißen.

Eine der größten Plagen für Gärten und Felder der Steppen sind die Heuschrecken, die zwar nicht alle Jahre erscheinen, aber wenn sie kommen, auch die Ernte gänzlich ruiniren. Man kann sich darum denken, in welchen Schrecken der Gärtner und Landmann gerät, wenn er ein nahendes Heuschreckenheer entdeckt, das sich nun niederläßt. Alles ist wie bei einem Schneegestöber von gierigen kleinen Ungetümen umhüllt und überschwemmt. Himmel und Erde verschwinden; die Dächer, die Mauern, der Boden sind mehrere Zoll hoch mit krabbelnden Geschöpfen bedeckt, und die Luft ist unermeßlich tief damit erfüllt. Alles rauscht, klappert, zischt und schnurrt. Man muß alle Thore und Oeffnungen verschließen und verstopfen; denn sie fallen in Massen in die Schornsteine herab und schlagen wie Hagel an die Thüren und Fenster. Auf dem

Boden liegen sie stellenweise zwei- bis dreifach übereinander, sich um das Futter — alle grünen Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachsen, — zankend. Ihre Freßgier verschont so zu sagen gar Nichts, macht die Schilfrohre und Maisstämme zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaum-Gerippen. Nicht mit Unrecht sagen darum die Russen: „Die Heuschrecken haben ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe, und eine Schnelligkeit der Verdauung wie kein zweites Thier auf Erden."

Verheerender und furchtbarer noch, als Heuschreckeneinfälle, wirken Feuersbrünste, die häufig im Herbste in der Steppe entstehen, wenn ein Landmann „sein Gehöfte reinigt", d. h. den Burian auf demselben und alle Reste des durch die neue Ernte unbrauchbar gewordenen alten Strohs mit allen darin enthaltenen Mäusen und anderem Ungeziefer in Brand steckt und dieser das dürre Gras der Umgebung ergreift. Anfangs fährt die Flamme wie eine Schlange mit mäßiger Raschheit dahin, hier ergreift sie einen Burianbusch mit gewaltigem Lärm, platzend und zischend züngelt die Lohe hoch gen Himmel; dann eine Strecke mit üppigem Federgras erreichend, zuckt sie in zartem weißen Schein auf, schwingt sich mit schrecklicher Gewandtheit über das wogende Feld, die Millionen zarter Federchen in wenig Augenblicken verzehrend. Zuweilen, zwischen zwei vegetationsentblößte Wege oder zwischen Wasserrisse eingeklemmt, zieht sich die Flamme eng zusammen, fast dem Verschwinden nahe. Dann plötzlich eine neue Dürrgrasfläche erreichend, gewinnt sie neue furchtbare Kräfte, in ein weites Rauch- und Flammenmeer auseinander gehend, in welchem die höher und heller aufwirbelnden Feuersäulen die unglückseligen Stätten menschlicher Wohnungen bezeichnen. Auf unberechenbaren Kreuz- und Querzügen bewegt sich ein solcher Steppenbrand oft acht und zehn Tage in einer Gegend umher, jedem veränderten Windzuge folgend. Endlich kommt ein Regen und das mächtige Element des Feuers unterliegt dem mächtigeren des Wassers.

Aber die Steppe ist öde, der Vegetation beraubt; was die Flamme verschonte war ohnehin schon als Opfer dem eisigen Hauche des eindringenden Winters verfallen. Immer düsterer ziehen die Wolken heran, immer dichter fällt der Schnee und immer schneidender zieht der kalte Nord über die schutzlose Ebene. Der verspätete Reisende treibt hastig seine Pferde zur angestrengtesten Eile. Silberne Streifen erheben sich von der Ebene und steigen immer häufiger auf; der Wind fängt an zu heulen und zu sausen, die Luft erglänzt mehr und mehr von Krystallen des Schnees und endlich wird dieß Alles eine dichte, dunkle Masse, die in einer Richtung fortzieht, bis sie vom Wirbelwinde gefaßt, sich im Kreise dreht, oder von den erhabenen Stellen der Steppe abprallt. Es ist Buran, der Steppensturm; schon lange hat der entsetzte Führer seine Wahrzeichen erkannt und mit verzweiflungsvoller Kraft auf die allmälig ermattenden Pferde gepeitscht. Heftiger und schneller folgen sich die

Schneewirbel, in wehendem Schwindel alles umkreisend und betäubend; jeder Gedanke an Orientirung muß aufgegeben werden und blindlings überläßt man sich dem Zuge der Rosse, die nun selbst wie vom Wahnsinn gejagt durch die Ebene dahinfliegen. An dem Schlitten vorbei braust eine entsetzte Heerde, und kaum erlaubt ein flüchtiger Blick durch den dichten Schneestaub zu erkennen, wie sie blindlings in ihrer Angst einen Felsenabhang hinunterstürzt, an dessen Fuße im nächsten Frühling ihre zerschmetterten Gebeine bleichen werden.

Jede Hoffnung scheint verloren und der Untergang gewiß; schon bricht die Nacht herein, — da ermattet der Sturm, die aufgejagten Schneemassen senken sich, und plötzlich, wie er entstanden, legt sich nach kaum halbtägiger Dauer der Buran wieder; der Luftkreis wird noch einmal durch das abendliche Dämmerlicht erhellt, und der erschöpfte Reisende sieht vor sich eine menschliche Wohnung.

Eine andere, nicht kleinere und dabei regelmäßig wiederkehrende Gefahr bringt der Frühling der Steppe. Er beginnt mit der schmutzigen Zeit der Schneeschmelze, und wenn die Steppe im Sommer oft Monate lang kein erfrischendes Tröpfchen Wassers an sich zieht und meilenweit nicht den geringsten Quell aus dem dürren Boden entläßt, so strömt im Beginn des Frühlings das unruhige Element überall, wo man es wünscht und nicht wünscht. Die ganze Steppe geht auf und ihre gesammte Oberfläche — wo nicht der dickste Rasen sie befestigt — verwandelt sich in einen schwarzen, schmierigen Brei, so daß es dem Menschen unmöglich ist, seinen Fuß auf dem ganzen weiten Gefilde irgendwo sicher hinzusetzen. Von allen Rücken und in allen Schluchten und Thälern brausen die schmutzigsten Ströme des widerlichsten Wassers. In den Wohnorten der Menschen, wo durch die Straßen eben solche wilde Ströme und Wasserfälle geräuschvoll arbeiten, wird der gräulichste Unrat, den die Schneedecke liebreich verbarg, enthüllt und von den Fluten emporgetragen. In dieser Zeit gehen die Hauptveränderungen der Bodenoberfläche der Steppe vor sich. Regenschluchten reißen sich oft in Einer Nacht bis zu Klaftertiefe auf. Die Senkungen der Küsten am Meere finden nun vorzüglich statt, so wie auch die Flötzungen der Dammerde, die so bedeutend sind, daß in einigen Tagen lange Thalstrecken mit einer mehrere Ellen dicken Erdschichte bedeckt werden. Doch oft fährt mitten in diese Bewegungen plötzlich der erstarrende Frost hinein und gebietet Stillstand. Kaum hat nämlich der Frühling, auf den südlichen Breitegrad trauend, sein blumiges Zelt zu weben begonnen, so schlägt ihn der Nordwind, der am Ural oder Altai seine Truppen sammelte, unerwartet wieder völlig aus dem Felde, wie Battu-Chan sprechend: „So weit die wilden Steppen reichen, ist Alles mein und meinen wiehernden Rossen.“

VI.

Spanische Landschaften.

1.

Heilig, heilig ist der Morgen;
aber lieblich ist der Abend,
ist das Land Hispania!
Eine schwimmende Oase
in des Weltmeeres feuchter Wüste;
fest an ihrem Wellenbusen
mit der Feuerberge Kette
hält die Erde das Juwel.
C. F. Scherenberg.

Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehen, sagt mit Stolz der Andalusier und mit Recht; wer Granada nicht sah, hat Nichts gesehen, wenigstens die Natur nicht in der vollständigen Entwickelung ihrer Schöpfungskraft.

Das alte Königreich Granada, in das wir einzutreten im Begriff stehen, ist einer der gebirgigsten Theile Spaniens. Weitgedehnte kahle Gebirgsketten*) denen die verschiedenen Marmor- und Granitarten ein buntes Aussehen geben, erheben ihre von der Sonne verbrannten Gipfel in den tiefblauen Himmel. Beim Durchreisen derselben ist der Wanderer allen Schrecken der Natur preisgegeben. Hier zieht sich der Weg an Abgründen hin, die Schwindel erregen und von denen man durch kein Geländer getrennt ist; dort windet er sich in jähe, gefährliche Schluchten hinab, die nur

*) Hier „Sierras" genannt.

von Schleichhändlern und Räubern besucht werden. Von Zeit zu Zeit steht ein Kreuz auf einem Steinhaufen an der Ecke des Weges als Erinnerungsmal eines verübten Raubes oder Mordes, das den Reisenden daran mahnt, daß hier Banditen hausen und daß vielleicht eben einer von ihnen ihm aus dem Hintergrunde auflauert. Schreckliche Mahnung! Die bis jetzt so lebhaft geführte Unterhaltung verstummt; ängstlich schaut das Auge nach allen Seiten — da horch! Aus der Ferne klingt munter Geläut, das näher und näher tönt; jetzt unterscheidet man auch kräftige Männerstimmen und — — alle Furcht ist zu Boden geschlagen! Dort steigt ein Zug Maulthiere langsam den Paß herunter; schon unterscheidet der Blick ihren bunten Kopfschmuck, die mit Quasten verzierten Decken und das durchnähte Geschirr.

Die Arrieros (Maulthiertreiber) bilden die privilegirten Reisenden Spaniens, die dasselbe von den Pyrenäen und Asturien bis zu den Alpuraras, der Serrata de Ronda und selbst bis zu den Thoren von Gibraltar durchziehen. Sie sind von mittlerer Größe, aber wolgewachsen und stark, haben eine braune, von der Sonne verbrannte Gesichtsfarbe, ein festes und ruhiges Auge, das aber bei plötzlicher innerer Erregung voll Feuer ist, offene, männliche und höfliche Manieren. Ihre Lebensweise ist hart und mäßig; Quersäcke von grober Leinwand enthalten den mageren Mundvorrat; eine am Sattel hängende Lederflasche ist mit Wein oder Wasser für den Weg über unfruchtbare Gebirge oder durch dürre Flächen gefüllt; hinter dem Gepäck ragt die stets geladene Flinte hervor.

Mit dem üblichen Gruße: „Gott behüte Euch, Cavaliers" nahen sie; wir schließen uns ihrem Zuge an und scherzend und singend gehts durch die rauhen Berge weiter. Der spanische Maulthiertreiber hat einen unerschöpflichen Schatz von Liedern und Romanzen, deren Weisen höchst einfach sind und nur eine kleine Anzahl von Noten umfassen. Er singt dieselben mit starker Stimme und verlängerter Cadenz, auf seinem Thiere sitzend, das ihm mit vielem Ernste zuzuhören und seinen Tritt nach dem Takte zu richten scheint. Den Text bilden alte überlieferte Romanzen von den Mauren, Heiligen-Legenden, Liebesklagelieder und noch öfter Klagen über irgend einen berüchtigten Schleichhändler oder Räuber; manchmal ist der Gesang sowol den Worten als der Melodie nach improvisirt und bezieht sich auf irgend eine Localscene oder ein Ereignis der Reise. —

Räuber können uns in so zahlreicher und wolbewaffnete Gesellschaft nicht mehr schrecken; öfters aber überrascht uns in einer Thalkrümmung ein in den Lüften tönendes Gebrüll. Alle Blicke wenden sich in die Höhe: dort auf dem grünen Saume des Gebirges weidet eine Heerde stolzer andalusischer Stiere, welche für die Kämpfe in der Arena bestimmt sind. [1]) Diese Thiere, welche in freiem Zustande wild und unzähmbar auf ihren ursprünglichen Weiden umherlaufen, gewähren einen höchst imposanten Anblick;

Die ächte Kastanie, *Castanea vesca.*

Druck von J. P. Achtelstätter

dem Menschen fast fremd, kennen sie nur ihren Hirten, der selbst nicht immer ihnen zu nahen wagt. Das Gebrüll der gewaltigen Bursche und ihr zornfunkelndes Auge, das von der Höhe des Berges herabstiert, erhöht noch den wilden Anblick der Landschaft.

Wir haben endlich die rauhe Gebirgswelt glücklich hinter uns, haben alle

— — — Höhen überstiegen,
sehn jenseits nun das ausgespannte Thal
im Sonnenglanz vor unsern Füßen liegen. [2])

Auf dem letzten Berge, an welchem sich die Straße in die **Ebene von Granada** hinabzieht, machen wir Halt. Welch ein großartiger Anblick! Unter uns liegen wunderbar geformte Felsen, die gleich Vorposten am Eingange ins Gebirge stehen, von dem — in den Hintergrund zurückweichend — kühne Felsenzacken und Hörner in den abenteuerlichsten Gestalten auftauchen. Zu unserer Rechten dehnt sich, die Ebene durchschneidend, ein überaus lieblicher Wald gegen die Stadt hin — das schönste Gehölze der Welt, dessen glänzende Eichen, Kastanien, Orangenbäume und Ulmen die naheliegenden Hügel krönen. Wogende Aehrenfelder ziehen in unendlich langen Streifen gleich goldenen Brücken über den grünen Teppich, der sich über diesen fruchtbaren Boden ausbreitet. Die zierlichsten Gruppen von Citronen, Orangen, Granaten, Feigen und Mandelbäumen bedecken die blühende Ebene, durch die der klare Genil sein glänzendes Silberband schlingt. Reben ziehen sich gleich Guirlanden an den hohen Schwarzpappeln fort, und in den Tausenden von Erlen, Espen, Silberpappeln und Eichen vergraben, glänzen hier und da und dort und überall weißschimmernde Pächter- und Winzerwohnungen und Landhäuser hervor. Vier Flüsse und unzählige, in arabische Kanäle geleitete Gebirgswasser durchziehen dieses liebliche Thal, das dreißig Stunden im Umfang hat, und durch beständigen Ueberfluß an Wasser jenes ewig frische, blühende und glänzende Ansehen erhält, das das Auge so entzückt. Hinter diesem grünen Sammetteppich mit seiner majestätischen Felseneinfassung erheben sich in sanftem Ansteigen die von Thälern durchschnittenen Berge, die das alte arabische Granada und seine Kalifenburg tragen. Gegen Osten schließt sich die Aussicht durch die düstere Gebirgswand der Sierra Nevada, die bis über die Alhambra hineinragt und zur Hälfte mit ewigem Schnee bedeckt ist. In weiter Ferne strecken die Gletscher ihre Eisscheitel in den blauen Aether hinauf, alle überragt von der hohen, unersteigbaren Veleta und der prächtigen Cerro de Caballo.

Nach langer Umschau verlassen wir unseren Standort, wandern in die Ebene herunter und durch dieselbe dorthin, wo unter dem starren Haupte des Mulhacen uns auf grünem Bergabhange Granada entgegentritt. Bei jedem Schritte stellt sich die Stadt anders dar, bald verhüllt, bald theilweise sichtbar, jetzt die neue, weiße Stadt, jetzt die dunkelrot gefärbte, hohe Alhambra, da-

hinter aber stets die weiße Schneewand und die tieferen, grünen Bergkuppen. Es ist die vollendeste, aber eine veredelte Schweizer-alpen-Partie, in den warmen Hauch der südlichen Zone getaucht. Bald sind es lange Reihen hochstämmiger Schwarzeichen und Cypressen, bald Orangen und Citronengehölze, bald einsame Palmen, überall aber Obstgärten aller Art und Rebengewinde, die den Weg zur Stadt umsäumen. Unbeschreiblich ist die Triebkraft dieses Bodens, unbeschreiblich ist aber auch diese feine, zephyr-fächelnde Luft, welche von den nahen Gletschern herab gemildert wird und diese Gegend zum gesundesten, erquickendsten Aufenthalte macht. Hierher zieht es uns drum, wenn der Dichter [3]) singt:

Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!

hier ist es,

wo die schattigen Kastanien
rauschen an des Flußes Rand;
wo die Mandeln rötlich blühen,
wo die heiße Traube winkt,
und die Rosen schöner glühen,
und das Mondlicht goldner blinkt.

Durch eine Allee hoher Ulmen gelangt man an die Brücke des Genil, über welche man in die Stadt eintritt. Aber was sollen wir in den dumpfen Straßen, während draußen der hereindunkelnde Abend tausend Genüsse verspricht? Wir folgen dem Menschenstrome, der sich nach der Alemada ergießt, die den schönsten Theil der untern Stadt durchschneidet und am Fuße der Alhambra endet.

Jede Stadt in Spanien, selbst die kleinste, besitzt eine solche mit Alleen besetzte Promenadeanlage. Hier ist der Zusammenfluß der Bevölkerung in den Abendstunden, hier begegnen sich alle Menschenklassen, alle Bekannten. Granada, das in Allem begünstigte, zeichnet sich auch durch seine Alemada aus, eine der schönsten, die man finden kann. Hohe, vierfache Akacien- und Ulmenalleen ziehen durch die breiteste Straße der Stadt, welche seit Jahren für diesen Zweck erweitert wurde. Alle Balkone, alle Fenster sind mit Damen besetzt, welche die Vorübergehenden mustern.

Am Ende dieser Straße ziehen sich die Alleen links fort, die drei inneren Gänge sind mit steineren Bänken besetzt. Hohe, stattliche Männer mit Spitzhüten, die ringsum aufgestülpt, mit Sammt überzogen und mit Quasten verziert sind, in weißem Hemde, rotem Gürtel, kurzen Beinkleidern und ledernen Gamaschen, den schwarzen Mantel malerisch über eine Schulter geworfen, und stolze Frauen in den reizenden Mantillas oder schwarzen Schleiern, das glänzend schwarze Haar mit Rosen geziert, wandeln mit leichtem, keckem Schritt in fröhlichem Geplauder umher; mutwillige, hübsch gekleidete Kinder treiben ihr schäckerndes Spiel und durchbrechen lachend und schreiend die dichten Reihen; aus den Buden blicken die Becher mit dem köstlichsten Eise, und frisches Quellwasser wird überall zum Verkauf geboten. Alles schwelgt in Freude und Entzücken,

und Mandolinen und Guitarren schwirren von allen Balkonen, Gesang tönt aus allen Fenstern.

Rechts von der Promenade sind die geschmackvollsten Blumenanlagen; weiter hinaus folgt wieder dichtes, duftendes Gesträuch und Gehölze, aus dem eine alte, romantische Kapelle herüberblickt. Am Schlusse erhebt sich eine prachtvolle Fontaine in hohen Bogen, die sich in weite Marmorbassins ergießen, und über der Fontaine der Berg der Alhambra, und über der Alhambra die Gletscher Granadas, und auf den Gletschern die volle Mondscheibe, Alles gerade vor, gerade über uns, wie wenn man an einer hohen Leiter in den Mond hineinsteigen könnte. Entzückt von dem unvergleichlichen Anblick treiben wir uns noch lange in den dichten Massen umher, Allen so fremd und doch von Allen so bekannt angesehen, und folgen erst spät der heimkehrenden Menge.

Lange noch müßten wir in dieser Gegend weilen, wollten wir alle ihre Schönheiten kennen lernen; wir müssen aber Abschied nehmen und besuchen nur noch jenen wunderbaren Rosengarten, der sich rechts von der Alemada hinzieht. Millionen roter Rosen prangen hier, von Cypressen durchwebt. Die Sträuche sind in Baumeshöhe zu großen Bouquets gebunden, und mehrere fächerähnliche, wasserreiche Fontainen brechen ihren Stral, vom lebhaften Winde gepeitscht, in weitverbreitetem Staubregen, der sich belebend über alle Rosenbeete ausbreitet. Die Sonnenstralen lösen sich in diesem Perlendufte in unzählige Regenbogen auf, deren mannigfaltig bunte Farben sich mit den herrschenden der Rose verbinden.

Herrliche Rosen von Granada, ihr duftet bei jedem Schritte, auf den Balkonen und in den Straßen, dient zum Putz der Häuser und Gärten, ziert das rabenschwarze Haar der Andalusierin, ihr seid überall in Granada, denn ganz Granada ist eine Rose.

2.

Wer von dem reizenden Thal von Granada einen Schluß auf das ganze übrige Spanien machen wollte, würde sich sehr täuschen. Man stellt sich zwar in der Regel dieses Land als durchaus anmutig und mit allen Reizen des wollüstigen Italiens geschmückt vor, aber sehr mit Unrecht; es ist im Gegentheil mit nur wenigen Ausnahmen rauh, wild und traurig, mit kahlen Bergen und großen baumlosen Ebenen bedeckt, die, still und öde, etwas von dem Anblick afrikanischer Wüsten haben. Diese Stille und Oede wird durch den Mangel an Singvögeln noch vermehrt. Man sieht wol den Adler und den Geier um die Felsen und über die weiten Steppen schweben; Schaaren schüchterner Trappen schlüpfen in das Haidekraut, — aber jene Tausende von Vögeln der kleineren Gattungen, welche in anderen Ländern die Fluren mit Sang und Klang erfüllen, findet man hier nur in einzelen Gegenden und mehr in den die Wohnungen umgebenden Obstpflanzungen und Gärten, als auf dem freien Felde.

Uebrigens haben die spanischen Landschaften in ihrer Einfachheit und ihrem tiefen Ernste doch wieder etwas Erhabenes, und die sich ins Unabsehbare ausbreitenden Ebenen erhalten gerade durch ihre Kahlheit und ungeheure Ausdehnung eine Art von Interesse, das sich bis zur Höhe voller Befriedigung steigert, wenn das Auge zur Zeit, wo die übrige Natur mehr oder weniger abgestorben ist, an der Menge immergrüner Gewächse und Sträucher haften kann. Dazu gießen die zahllosen Cisten ihre gelben, roten und violetten Blütenflammen über den Boden aus, die selbst der Winter mit seinen unendlichen Regengüssen nicht auszulöschen vermag. Auch macht das Thierleben dieser Gegenden einen angenehmen Eindruck. Hier weidet unter der Aufsicht eines Hirten, der unbeweglich wie eine Bildsäule mit seinem langen, stark mit Eisen beschlagenen Stabe dasteht, eine Heerde jener feinwolligen Schafe, die unter dem Namen Merinos in ganz Europa berühmt sind. Spanien nährt davon über 5 Millionen Stück. Sie kommen nie in Ställe; im Sommer treibt man sie ins Gebirge, im Winter in die milden Ebenen, wozu ihnen für die ganze Entfernung ein Weg von 240 Fuß Breite zur Weide freigelassen werden muß. Eine einzige Heerde dieser Thiere zählt 10 bis 40,000 Stück, bringt durch die kostbare Wolle ungeheure Summen ein, kommt aber das Land doch theuer zu stehen, da ihrentwegen beträchtliche Stücke des schönsten Bodens als wüster Anger unangebaut liegen bleiben. — Dort zieht eine Reihe Maulthiere langsam durch die dürre Ebene, ihnen voran der Führer mit Karabiner und Stilet bewaffnet. Diese Thiere sind hier hochgeschätzt und dienen der Sicherheit und Bequemlichkeit wegen vorzugsweise zum Reiten und Fahren, umsomehr, als die vortrefflichen Pferderassen, die ein Stolz Spaniens waren, in Folge der letzten Kriege größtentheils vernichtet worden sind.

3.

Um der Pflanzenwelt Spaniens näher zu gedenken, verlassen wir die baumlosen Ebenen der beiden Kastilien und Leons, des Ebro- und Guadalquivirbeckens, übergehen die Plateaus von Alava und Murcia, und suchen die waldbedeckten Distrikte auf. Da treten uns denn in den höheren Gebirgen und an den Küsten ausgedehnte Nadelwälder entgegen. Aus den Ebenen und Steppen ziehen sie aufwärts, das Dach der Berge bildend. Wo der Granit seine Türme in die Wolken baut und die Wasser donnernd aus den Kesseln springen, da steigt das Lanzenheer hinan und läßt die schwarzen Banner wehen; hier die Kiefer (Föhre), dort die Fichte. Zwischen den kahlaufragenden Stämmen sucht das Auge umsonst nach Leben, nur an lichteren Stellen ziehen Ameisenkarawanen hin und her, sonnen sich Cikaden, die einzelen Sträucher und Bäume von Wachholder umschwirrend. In den Ebenen und am Meere gesellen sich die übrigen Mitglieder dieser Pflanzen-

sippe herzu, herrliche Seekiefern und stolze Pinien, durch freieren Wuchs und glänzendere Nadeln das edlere Blut bekundend.

Die Laubwälder, welche besonders Hügel, Niederungen, Thäler und Gebirgsabhänge bedecken, stehen unseren Waldungen an Schönheit der Bäume nicht nach, ja gehören in einzelen Gegenden (besonders in den Gebirgen an der Meerenge von Gibraltar und den westlich davon gelegenen Niederungen, im Tajothale und auf dem Scheidegebirge zwischen Leon und Estremadura) zu den prachtvollsten Europas. Sie bestehen meistens aus Eichenarten, theils unsern gewöhnlichen, theils andern, wie der filzblätterigen, der gemeinen Immergrüneiche und der mit eßbaren Früchten, der Korkeiche und der portugiesischen und spanischen Eiche. Die Immergrüneiche erreicht eine nur unbedeutende Höhe; der Stamm ist dick, die Krone zusammengedrängt, die lederartigen Blätter sind klein, ungelappt, hellgrün und fallen im Herbste nicht ab. Der Korkbaum liefert in seiner schwammigen Rinde das bekannte Kork- oder Pantoffelholz, das einen bedeutenden Handelsartikel bildet.

Neben die Eichen stellen sich Eschen und Buchen, letztere besonders am Südabhange der Pyrenäen und auf dem höheren Cantabrischen Gebirge; während doch in den nördlichen Ländern das Bergsteigen gerade ihre Liebhaberei nicht ist und sie darum die sonnigen Hügelzüge und sanftgehobene Flächen den luftigen Höhen der Berge vorzieht. Die Esche treibt den tüchtigen Stamm in geradem Zuge herauf, ähnlich der Buche, nur daß ihre von gelbgrünen Flechten überzogene Rinde einen weicheren, bröckelnden Charakter hat. In der Höhe erst laden sich die Zweige aus, die dann edel gemessene Linien bilden. Die Sägeform des Laubes erzeugt, unerachtet des hangenden Blattes, einen etwas spitzen Baumschlag, der jedoch sehr schöne Herbsttöne annimmt. Bei alten Bäumen entfaltet es großen Reichtum, bei jüngeren ist es mager, in Büschel zerrissen.

Die Ulme (Rüster), die überall, aber nur vereinzelt vorkommt, erinnert in der Spröde und Schärfe ihres Blattes und Stammes an die Buche, wogegen die schlaffe, wenn auch dürftigere Verzweigung Verwandtschaft mit der Linde zeigt. Sie ist ein unfreundlicher Baum. Der Stamm geht meist kräftig in die Höhe, aber die Rinde ist von scharfen Furchen durchzogen, die Zweige, die von unten auf wie wirres Haar den Wuchs umhüllen, hangen zerrissen herab. Dabei fehlt es der Krone an energischer Fülle, das Blatt ist spitzgezähnt, staubtrocken und dünn über die Zweige gestreut; unten endlich umstarrt den Stamm ein Gestrüpp von Schößlingen, so daß man sich nicht leicht versucht fühlen wird, unter diesem Baume zu rasten und die lieblichen Träume zu spinnen, die uns sonst im grünen Blätterschatten durch die Seele ziehen. Gewöhnlich schlingen Reben ihr Gewinde um die Ulmen, und ranken dann von ihnen hinüber zu den ebenfalls vereinzelt stehenden Pappeln, die in dem vornehmen Anstande ihrer Haltung und in

dem glänzenden Grün der festen Blätter sogleich die südliche Abkunft verraten.

Auch die Akacie gibt sich durch die mimosenartige Zartheit ihres Blätternetzes, durch das Arom der Blütentraube, sowie durch ihre schirmähnliche Verzweigung der etwas kahlen Aeste sogleich als Kind des Südens zu erkennen. Seine blumenhafte, zierliche Statur eignet den Baum ganz zu einem Schmuck öffentlicher Plätze, Brunnen und Schloßfronten; besonders gilt dieß von der kleinen Kugelakacie, die an sich steifer, durch ihre satte Farbe und durch die runde Form in die Pfeilerlinien und Würfelkanten der grautönigen Architektur einen Wechsel bringt, ohne gerade zu verdecken oder zu beeinträchtigen.

Der Kastanienbaum, der nicht mit der Roßkastanie verwechselt werden darf, ist mit der Buche nahe verwandt, unterscheidet sich aber schon durch die länglich-lanzettförmigen, spitzigen, gezähnten, unbehaarten Blätter. (Siehe die Abbildung!) Ursprünglich in Asien heimisch, ist er jetzt im ganzen südlichen Europa verbreitet und nährt hier eine große Zahl Menschen fast ausschließlich. Spanien ist sehr reich an Kastanienbäumen, nicht allein, daß sie überall vereinzelt vorkommen: in Leon und Estremadura finden sich große Wälder von ihnen. — Wie hier Kastanien, so bedecken die Gebirge am Golf von Gibraltar prächtige Waldungen von wilden Oel- und Lorbeerbäumen. Von Carolina bis Cordova und weiter westlich ziehen sich ausgedehnte, zusammenhängende Wälder von angepflanzten Oelbäumen, mit Kork- und Immergrüneichen vermischt, hin, die eine Länge von 12 Meilen und eine Breite von 1 bis 2 Stunden einnehmen.

Manche der spanischen Wälder haben noch ganz den Charakter von Urwäldern, wie die Nadelhölzer, welche in einer Ausdehnung von mindestens 60 Quadratmeilen die Serrania de Cuenca*) bedecken. Hier sieht man den Boden mit vor Altersschwäche niedergestürzten faulenden Baumstämmen bedeckt, zwischen deren Trümmern junge Bäume hervorgewachsen sind. Oft steht das Gehölze so dicht, daß man kaum einige Schritte in den Wald hineinsehen kann. Dann folgen wieder große Waldblößen, welche mit aromatischem Labiaten-, besonders Rosmaringebüsch, mit niedrigen Wachholdersträuchern bedeckt zu sein pflegen und den Eindruck unserer Haiden hervorbringen.

Wer deßhalb Spanien als ein ganz waldloses Land darstellen wollte, — wie das hin und wieder geschieht — fehlte gegen die Wahrheit; auch hier hat die zerstörende Hand des Menschen, sein Unverstand und sein Leichtsinn die ewig junge Kraft der Natur noch nicht ganz zu vernichten vermocht.

---

*) Das weitverzweigte Bergland, das sich auf den höchsten Anschwellungen der Neukastilischen Hochebene erhebt.

VII.

Ostindien.

Ein Besuch auf Ceylon.

Am südlichen Ende der ostindischen Halbinsel erhebt sich eine der größten und schönsten Inseln unserer Erde aus dem Weltmeer. Ihre hohen Gebirge sind vom üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt; ihr Blumenflor verbreitet die köstlichsten Wolgerüche; die Seewinde, die sie beständig fächeln, mildern die Hitze des brennenden Himmels durch eine so liebliche Frische, [1]) daß jeder Reisende, wenn er zum erstenmale dieses Zauberland betritt, ausrufen muß: Hier ist das wahre irdische Paradies! Und wo gäbe es auch, wenn man etwa das liebliche Thal von Kaschmir und die Hochebenen von Quito ausnehmen will, so entzückende Landschaften und ein so angenehmes Klima als in **Ceylon?**

Dennoch ist Ceylon eigentlich nur für die Thierwelt ein Paradies. Der Mensch hat hier wenig Ruhe und Frieden, da er beständig mit einer unsäglichen Menge von gefährlichen Thieren jeder Form und Größe kämpfen muß. Das sollten wir bald erfahren.

Am 13. November gelangten wir nach einer glücklichen Fahrt über Aden in einem Hafen von Ceylon an und sahen das paradiesische Eiland vor unsern Blicken entfaltet. Ein großes Gedränge von Eingebornen in allen möglichen Trachten empfing uns am Ufer, voran die Hauptleute mit großen Mousselintellerhüten, die weiten, weißen Gewänder über dem Leib unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft. An die glänzende, kaffeebraune Hautfarbe der Eingebornen gewöhnt man sich bald und findet zuletzt sogar die zarten Gesichter und die großen, schwarzen Augen der eigentlichen

Cinghalesen ganz hübsch. Wir drängten uns, von allen Seiten angestaunt, mit Mühe hindurch und erreichten das alte, holländische, vom Moose grün gewordene Thor und diesem gegenüber den Ort unserer Bestimmung. Es war das Königinhaus oder das Regierungsgebäude.

Um einige Stunden Ruhe zu genießen, zogen wir uns bald nach der Ankunft in ein Nebenzimmer zurück. Hier traten uns zuerst die Thierplagen Ceylons entgegen. Schaaren von Mosquitos umschwärmten unsere Lagerstätte und bannten durch ihren schmerzhaften Stich allen Schlaf aus den Augen. Nur mit Mühe konnten wir uns ihrer durch sorgfältige Einhüllung in Tücher einigermaßen erwehren. Aber damit wärs nicht genug. An den Wänden liefen ganze Trupps äußerst tückisch aussehender Eidechsen*) herum, auf Ameisen und Wanzen, die sich in unzähliger Menge vorfanden, Jagd machend. Auch spazierte die übelriechende Spitzmaus oder Moschusratte nach Belieben im Zimmer ein und aus, da wir des kühlenden Luftzuges wegen die Thüre auflassen mußten.

Von all diesen zudringlichen Gästen unangenehm berührt, verließen wir bald das Zimmer wieder. Ein Blick in den Hofraum lockte uns ins Freie. Mit Entzücken weidete sich hier das Auge an der reichen tropischen Natur. Zwischen dem hohen Grase, das ebenfalls von langschwänzigen grünen Eidechsen wimmelte, glänzten blaue Schlingpflanzen von wunderbarer Schönheit, und eine Menge rotblühender Balsaminen. Hier standen Brodfruchtbäume mit fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern, weißem Stamme und centnerschweren, grüngelben, rauhen, kugelrunden Früchten; der zierliche Papay mit dem regelmäßig kegelförmig karrirten Stengel, der Blätterkrone oben am Wipfel, jedes Blatt breit wie ein Sonnenschirm und dicke Fruchttrauben darunter. Dort fanden sich Pisangbäume, überall in Indien „Bananen" genannt. Ein unter der Erde fortkriechender Wurzelstock treibt aus seitlichen Augen einen 15 bis 20 Fuß langen Schaft in die Höhe, der nur aus den übereinander gerollten, scheidenförmigen Blattstielen besteht, welche die oft 10 Fuß langen und 2 Fuß breiten, sammtartig glänzenden Blätter tragen. Zwischen den Blättern hervor drängt sich der reiche Blütenbüschel, der schon drei Monate nachdem der Trieb sich erhoben, 150 bis 180 reife Früchte, etwa von der Größe und Form einer Gurke, gebildet hat. Diese Früchte stehen in dicken, regelmäßigen Trauben an den Blattachsen; jeder Fruchtstiel enthält etwa 10 Reihen solcher Früchte und deren wol 20 bis 30 in einer Reihe. Die Banane ist eine der wertvollsten Gaben der Natur; was den Europäern die Kartoffel, das ist und bleibt sie dem heißen Klima von Indien, da sie mit der Wolfeilheit Nahrhaftigkeit und erfrischende Kraft vereint. — Der Brodfruchtbaum trägt nur grobe, harte Früchte, die unreif von dem Volke gegessen werden; bei völliger Reife enthalten sie zwischen

---

* Die Tamulen nennen diese Thiere „Ipulli": Mückentiger.

vielen Kernen eine äußerst scharfe Milch. Wir haben nie davon gegessen, aber gewiß sind die Lobeserhebungen vieler Reisenden, als ob nichts der Brodfrucht gleich komme, übertrieben. — Die Papayfrucht gleicht einer Melone, hat ein ähnliches gelbes, bei voller Reife rötliches Fleisch, nur macht ein eigentümlicher, nicht Allen angenehmer Beigeschmack, daß sie gegen die Menge der andern ausgezeichneten Früchte zurücksteht.

Nach der Quelle eines süßen, fast betäubenden Wolgeruchs spähte ich lange vergebens, bis ich einen grobwalzig ästigen, fast über 12 Fuß hohen Baum mit langen, schmalen Blättern und weißen, großen Oleanderblüten für die Ursache erkannte; es war die Plumeria, ein heilig gehaltener Baum, der gewöhnlich durch eine steinerne Einfriedigung geehrt wird.

Der allmälig hereindunkelnde Abend brachte uns in das Haus zurück. Spät suchten wir die Lagerstätten auf, aber kaum hatte uns ein erquickender Schlummer umfangen, als wir mitten in der Nacht durch ein eben so plötzliches als durchdringendes Katzengeschrei geweckt wurden. Auch stattete uns einer von den herrenlosen Pariahunden, von denen viele halbverhungert in der Nacht von den Dörfern hereinkommen, einen Besuch ab, den wir jedoch mit Stockprügeln uns verbaten. Zu aufgeregt, um weiter schlafen zu können, trat ich auf die Veranda, hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmerten die Sterne, berauschender Wolgeruch durchzog die Luft. Ein stark fallender Thau durchnäßte mich bald, aber dessenungeachtet konnte ich mich nicht entschließen, in mein Zimmer zurückzukehren, aus dem mir das Gesumse der Mosquitos entgegentönte. Gegen 5 Uhr dämmerte ringsum der Morgen herein; ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenrot verschmolzen und davon erheitert, umzog den Himmel. Die Formen der Bäume traten näher und näher, schon schimmerten rosenrote Lichter um ihre Gipfel. Nun begann der Thierlärm von Neuem. Sperlinge und Krähen übernahmen das Weckeramt mit mißtönender, heißerer Stimme. Dann stimmte der Krähenkönig in schönen, flötenden Tönen den Frühpsalm an, in den nach und nach das ganze Vögelgeschlecht einfiel.

Immer heller wards in der Luft. Käfer flogen, Mücken summten, Vögel riefen, die Nachtschmetterlinge suchten lichtscheu taumelnd ihre Waldnacht wieder, und die hinterlistigen Marderarten schlichen sachte vom Geflügel. Jetzt stieg die Sonne empor — in einem Nu übern Horizont. — Es war ein herrlicher Morgen. Kein Wölkchen am Himmel, und über der Erde eine unbeschreibliche Feier ausgegossen. Meine Gefährten traten zu mir, und wir benutzten die Frühstunden zu einer Wanderung durch die Stadt und ihre Umgebung.

Es ist kaum zu sagen, welchen wunderbaren Eindruck die Fülle der tropischen Natur, die warme, feuchte, von Gewürz und Kokosöl duftende, schwere Luft, die feenhafte Beleuchtung, streifig

aber hell die dichten Palmenkronen durchdringend, auf den Reisenden macht. Dichtes Gebüsch von gelb, rot und blau blühenden Glockenblumen umgibt die reinlichen Wohnungen, welche, nach holländischem, altertümlichem Style mit einer kleinen Veranda an der Seite gebaut, die ganze Straße bis Colombo einfassen, ohne einen besonderen Namen zu führen. Alte, holländische Inschriften finden sich überall an halbverwitterten, mit grünem Moose umzogenen Backsteinmauern wie in einer längst von Menschen verlassenen Gegend. Alles macht den Eindruck des Träumens und der Ruhe. Wo die Palmen nicht in dichten Gärten eingeschlossen stehen, bedeckt dichtes Strauchwerk den Boden, um so niedriger, je näher dem Meere zu. Unter dem Gesträuch wimmelt es von grünen Schlänglein; köstlich gefärbte Krappen laufen über die Steine hin, und verfolgt, verkriechen sie sich mit eilenden Seitensprüngen unter die dichten Ranken der schönen, rotblühenden Geißfußwinde. Die Ananas gedeihen hier wild auf dürren Klippen, nur genährt, wie es scheint, von der ewigen Feuchtigkeit der Luft.

Den herrlichsten Anblick gewährt eine in voller Entwicklung stehende Kokospflanzung. Es war Mittag, als wir uns auf den Weg nach einer solchen begaben. Die Sonne glühte in unbewölktem Glanz; kein Lüftchen regte sich, nicht ein Blatt war in Bewegung. Die langen Halme des jungen Reises glänzten an ihren feuchten Standorten wie polirtes Silber. Die Vögel hatten Schutz gesucht; nirgends war einer zu sehen. Die Käfer krochen matt über die kühleren Büsche, aber zum Summen und Brummen fehlte der Mut. Sogar die geschäftigen kleinen Ameisen schwitzten und ließen ihre winzigen Ladungen fallen. Endlich erreichten wir den trockenen Graben und die dornige Hecke, welche die Pflanzungen einfassen, und schritten durch das kleine Thor und an der Wachthütte vorüber. Der Saskoryn (Wächter) war ein bärtiger, grimmig aussehender Malaie, denn den Eingebornen kann man selten die Beschützung des Eigentums gegen ihre Landsleute anvertrauen. Rings um das Gut hatte man einen schmalen Gürtel von Wald und Gebüsch stehen lassen, um besser das Vieh und die wilden Thiere abzuhalten, welche trotz Gräben, Hecken und Wächter einer jungen Kokospflanzung großen Schaden zufügen. Als wir diesen Gürtel hinter uns hatten, lag vor uns ein Raum von mehr als 300 Morgen, ganz mit Kokospalmen bedeckt, deren lange schimmernde Blätter anmutig wogten und wallten. In traubenähnlichen Büscheln hingen die kostbaren Früchte um das obere Ende der Stämme; die ausgewachsenen, goldgelben unten, die kleineren grünen über ihnen, so dicht, daß sie den oberen Theil des Stammes ganz verbargen. Ueber den Fruchtbüscheln saßen hin und wieder federartige Blumen, weiß wie Schnee, glatt und glänzend wie geschliffener Marmor; sie schienen eben aus der Scheide gebrochen und man konnte sich nichts Zarteres denken.

Lange weilten wir in diesem einzig schönen Palmenwald, erst am Abend gegen Sonnenuntergang kamen wir nach Haus; es wet-

terleuchtete stark, und bald brach ein furchtbarer Platzregen mit dröhnenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen los. Kaum war dieser Tropenguß — der eine augenblickliche Ueberschwemmung zur Folge hatte — vorüber und die Dunkelheit stärker hereingebrochen, so glänzten alle Bäume von unzähligen Leuchtkäfern gleich den Weihnachtsbäumen, und das in den Tropen gewöhnliche Abendconzert begann mit verdoppeltem Eifer. Die Musikanten sind Grillen, Cikaden, 10 bis 12 verschiedene Sorten Laubfrösche, Geckos, kleine Eulen u. s. f. Dieses Volk macht einen Lärm, der gar nicht zu beschreiben ist; das zischt und zirpt, quäkt und quiekt, pfeift und prustet und klippert und klappert wie im Märchen vom verzauberten Schlosse. Es gibt sehr große Cikaden von wunderhübschen Farben; diese sind die Hauptruhestörer, denn an das Mühlengeklapper der langbeinigen Laubfrösche, welche ihren Verfolger gewöhnlich ganz keck aus einem großen Blumenkelche anquäken, gewöhnt man sich bald.

Als ich noch spät in der Nacht, in einem Buche lesend, da saß, verliert mit einem Male die oben an der Decke hängende Lampe ihren Schein und es entsteht egyptische Finsternis. Ein Schwarm Fledermäuse ist in das Gemach gedrungen und tummelt sich um die Lampe herum, wie schwarze Wolken, die den Mond nmhüllen. Diese Fledermäuse sind stärker und unverschämter als die unsrigen. Ich hatte einige Zeit später im Freien, bei einbrechender Nacht, mit Hunderten dieser Thiere auf einmal zu thun, und konnte sie nur dadurch abhalten, daß ich einen gewaltigen Knittel beständig über meinem Haupte schwang.

Aber noch weit gefährlichere Thiere, als die verwegenen Fledermäuse und die oben erwähnten Eidechsen, Mäuse und Ratten schleichen zuweilen in die Wohnungen, ohne bemerkt zu werden, verstecken sich mit vieler Klugheit und erwarten eine günstige Gelegenheit, um ihren Streich auszuführen. Wenn man schlafen gehen will, findet man bisweilen in seinem Bette einen Scorpion, dessen Stich, wenn nicht todbringend, doch sehr gefährlich und schmerzhaft sein soll. Mir ist glücklicherweise ein solcher Bursch niemals in den Weg gekommen, aber eine andere Gefahr nahte mir, Leben bedrohend. Eines Tages ging ich nach einem Spaziergang in mein Kabinet, um ein kaltes Bad zu nehmen. Als ich mich eben auskleiden wollte, hörte ich ein schwaches Rauschen unter meinem Nachttisch; es rührte von einer prächtigen Cobra Capella her, der gefährlichsten Giftschlange Indiens. Sogleich lud ich meine Pistole mit Schrot und schritt auf den Feind los, der sich bei meinem Anblick emporrichtete, so daß ich die auf den Hals gezeichnete Brille erkennen konnte. Mein Schuß zerschmetterte der Schlange den Kopf.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Colombo brachen wir auf zur Tiger- und Elephantenjagd im Innern der Insel. Am zweiten Tage, als wir das Dorf Bobola verlassen hatten, gelangten wir an die Grenze des menschlichen Anbaues. Wir traten

nun in einen dichten, massenhaften Urwald ein. Sein Dunkel erweckte Schauder und überwältigte durch das Gefühl des gewaltigen Unterschieds zwischen diesem und Allem, was wir bisher gesehen hatten. Die mächtigen Baumstämme standen dicht aneinander; baumartige Schlingpflanzen wickelten oft 3 bis 4 der stärksten zusammen, die zum Theil schon abgestorben oder im Absterben begriffen waren. Oft sah man nur einen schenkelstarken, spiralförmig gewundenen Stamm, den Stamm der Schlingpflanze; der durch dieselbe erdrückte Kern war verfault und verwittert und sie allein ohne Stütze übrig geblieben. Von Blumen sah man hier nicht viel, es fehlte an Luft und an Licht. Desto größer und schöner war die Fülle der Blätter. Schäumende Waldbäche, die das Wurzelwerk 4 bis 5 Fuß tief losgewaschen hatten, machten unsern Pferden viel zu schaffen. Zuweilen kam man auf offene Plätze, mit üppigem Graswuchse bedeckt; hier entfaltete sich eine Menge schöner Blüten, die von Schmetterlingen überdeckt waren; dann ging es wiederum in eine grausige Tiefe, wo eine Masse entblößter, knorriger Wurzeln und dunkle Gewässer, deren Tiefe man nicht zu schätzen wußte, unsere raschen Thiere aufhielten. Der Weg war so eng, daß man immer dicht hinter einander reiten mußte, um sich nicht zu verlieren. Sechs lange, mühevolle Stunden ritten wir so in angestrengter Eile; endlich erreichten wir unser Ziel, die Mitte des Waldes, wo ein paar Hütten für uns erbaut waren. Hier faßten wir Posto, und das Treibjagen begann.

Es war verabredet, daß die Treiber mit Pfeifern und Tamtam-Spielern sich in weiten Abständen von einander in einer großen, krummen Linie aufstellen und an den aufgebauten Hütten wieder zusammenrücken sollten, wo wir, die Jäger und unsere Malaien aufgestellt waren, um den einzigen Weg, den die aus ihren Verstecken gejagten Thiere auf ihrer Flucht nehmen konnten, ganz zu beherrschen. Schon 3 Stunden befanden wir uns in schußfertiger Stellung, als ein Aufseher der Treiber uns anzeigte, daß er die Tamtams und Pfeifen unserer Leute höre, und uns den Rat gab, passende Bäume sofort zu besteigen, um vor jeder Ueberraschung und jedem Angriff sicher zu sein. Wir thaten augenblicklich, wie er uns geheißen, und erwarteten nun mit lebhafter Ungeduld die Ankunft des feindlichen Heeres. Die Tamtams und Pfeifen kamen in der That immer näher, und schon unterschieden wir die Stimmen der Treiber.

Dieses Mal, wie immer, bestand die Vorhut aus einer Schaar Vögel verschiedener Art, die mit Geschrei über unsern Häuptern wegflogen. Bald darauf erschienen Rehe und Dammhirsche, ihnen folgten wilde Büffel, Schweine, Hunde, Schakals und Hasen. Allein es war nicht unsere Absicht, auf solches Wild Feuer zu geben. Da krachts in den Gebüschen, ein mächtiger Satz und — kaum 1000 Schritte von uns steht ein gewaltiger Tiger. Es war ein schönes Thier; fürchterlich funkelten die rollenden Augen und in lautem Murren machte er seinem Unwillen Luft.

Noch ehe wir unsere Büchsen abschießen konnten, ward unsere ganze Aufmerksamkeit nach der Gegend hingelenkt, von der das Wild herkam. In das Geschrei der Treiber und die betäubenden Töne der Tamtams und Pfeifen mischte sich jetzt ein anderer, den Jägern wolbekannter Lärm, welcher die Annäherung von Elephanten verkündete. Und wirklich hatten wir kaum die Köpfe umgedreht, als ein Trupp dieser Kolosse, mit Büffeln und Schweinen untermischt, in den Weg stürzte, den wir beherrschten. Alle diese Thiere nahten unseren Bäumen jetzt auf Schußweite; Jeder von uns konnte sich sein Opfer auswählen, und wir schossen fast alle gleichzeitig. Dieß unerwartete Feuern machte die Flüchtlinge so bestürzt, daß sie in verworrenen Haufen dem Flusse zueilten.

Wir stiegen alsbald von unseren luftigen Sitzen herab auf den Walplatz, der mit Todten und Verendenden überdeckt war. Fünf Elephanten lagen entseelt und auch der Tiger war, von vielen Kugeln getroffen, gefallen. Ich habe mir die Bestie näher betrachtet: — der Tiger ist und bleibt doch das vollendetste aller Raubthiere und nicht mit Unrecht allgemein gefürchtet! Von den ungeheuren Bambusen, die unter Ceylons mildem Himmel Baumhöhe erreichen, versteckt, wartet er seiner Beute. Wehe dem Menschen, den sein Weg in die Nähe führt! Ein Sprung, ein Schlag seiner Tatze — und er ist zu Boden gestreckt, ehe er noch an Vertheidigung denken konnte. Und glaubst du dich in Gesellschaft Anderer sicher: der Tiger hat schon mehr als einen Menschen mitten aus einer zahlreichen Gesellschaft herausgeholt, mehr als einen Soldaten aus der Reihe seiner Kamraden davon getragen; glaubst du ihn durch Feuer zu verscheuchen: der Tiger kennt keine Furcht, er erfaßt dich hinter den Flammen, schleppt dich durch das Feuer fort. Sind doch nach amtlichen Berichten in einem kleinen Distrikt im Jahre 1819 nicht weniger als 84 Menschen eine Beute seiner Blutdurst geworden, sind doch ganze Dörfer, welche nahe an den Bambuswaldungen stehen, durch Tiger entvölkert und nun verlassen!

Wir wohnten, außer dieser, noch verschiedenen anderen Jagden bei. Alle Morgen vor Aufgang der Sonne brachen wir aus unseren Hütten auf und gingen den Elephanten nach, die hier in großen Heerden anzutreffen sind. Ehe die Sonne über den Horizont emporkam, waren wir in der Regel schon naß bis auf die Haut. Wenn die Eingebornen die Nähe der Elephanten witterten, was sie mit einem besonderen Zeichen andeuteten, so wurde abgesessen, und die Jäger stürzten, den Kopf voran, durch das Dickicht, indessen ich und die Bedienten auf dem Halteplatz blieben. Das Krachen eines fortlaufenden Elephanten hört man schon auf eine halbe englische Meile; eine ganze Heerde macht einen Lärm, als ob eine Lauine über den Wald hinstürzt. Das verhängnisvolle Geschrei, einem furchtbar verstärkten Ton aus einer zerspungenen Trompete nicht unähnlich, läßt der Elephant in dem Augenblick ertönen, wo er sich wendet, um seinen Feind zu zermalmen oder selbst die tödtende Kugel zu empfangen. Ich wußte daher immer auch in der

Ferne, wann der Augenblick der Gefahr da war. Eines Tages war ich den Jägern näher als gewöhnlich geblieben. Plötzlich krachte es rechts und links, hinter uns Trompetenton, und vor uns schon wühlte der Kopf eines mächtigen Thieres durch das dichte Gebüsch; wir standen auf einem platten, nur wenig über dem Boden erhabenen Felsen. Welches Glück, daß gerade der geschickteste Elephantenjäger bei uns war! Er sprang mitten unter die Elephanten, knallte dem nächsten rechts, bis auf Rüssellänge herantretend, ins Ohr, eben so rasch mit dem andern Laufe dem zur Linken in die Schläfe. Beide stürzten mit einem dumpfen Gestöhn; die andern eilten davon, als sie ihre riesigen Gefährten krachend im Gebüsch versinken sahen, deren Sturz ein Getöse hervorbrachte, wie ferne Kanonenschüsse.

Ich aber hatte diese Jagd jetzt satt bekommen, und nach kurzer Zeit die ganze Insel. Wollte ich hier noch alle die übrigen wunderbaren Thiere Ceylons schildern, ich würde kein Ende finden. Das Meer wimmelt von Haifischen, die allezeit bereit sind, den Badenden zu verschlingen; nicht minder gefräßige Alligatoren bevölkern die Flüße und die kleinen Seen. Es traf sich zu verschiedenenmalen, daß ich, wenn ich an einem Wasser fischte, gleichzeitig von einem Tiger und einem Alligator beobachtet ward, die in geringer Entfernung von einander am jenseitigen Ufer lauerten, während mir ein Rudel Affen Kokosnüsse an den Kopf warf. Einer meiner Freunde mußte eines Tages über einen kleinen See und zwar an einer nicht tiefen Stelle, wo Baumstämme als natürliche Brücke dienten. Zu seinem Erstaunen wich einer von diesen Stämmen unter seinen Füßen und verschwand. Mein Freund verlor das Gleichgewicht und sank bis über die Hüften ins Wasser, sonst geschah ihm jedoch kein Leid; der faule und grünliche Stamm aber, auf den er unvorsichtiger Weise seinen Fuß gesetzt hatte, war der Rücken eines großen Alligators gewesen.

Wer sichs einfallen läßt, im kühlen Schatten eines freistehenden Baumes auf dichtem Rasen ein Schläfchen zu halten, dem kann es leicht geschehen, daß er sich beim Erwachen von durstigen Blutegeln ganz überdeckt sieht. Diese Thiere benutzen den Schlaf der Menschen, um sich einmal gütlich zu thun.

Doch genug! Nur noch eins will ich zu guter letzt hier anführen, das, was mich mein Besuch gelehrt: — Unvorsichtige Reisende, die ihr dieses Eldorado besucht, badet euch nicht in jenen Buchten, wo das Meer so durchsichtig und ruhig erscheint; widersteht der Lockung, unter den großen Bäumen der stolzen Urwälder zu lustwandeln; entfernt euch mit Grausen von jenen Seen, die so malerische Landschaften in ihren klaren Gewässern abspiegeln; seid selbst im Inneren der Städte, in euren Wohnungen beständig auf eurer Hut! Der Feind lauert überall, hier kühn und verwegen, wie Elephant und Tiger, Büffel und wilder Eber; dort gewandt und listig, wie Alligator, Schlange und Scorpion.

Haben wir auf Ceylon mehr oder weniger die Schrecken des gesegneten Indiens kennen gelernt, so wollen wir uns nun an seinen erhabenen Schönheiten weiden, und schildern darum das

Thal von Kaschmir.

Zwischen dem 33. und 35° N. B. und 91. bis 94° Ö. L. liegt im NW. des oberen Indusgebietes das reizende Thal **Kaschmir**, ringsum von einem hohen Gebirgswall eingeschlossen. Im Norden und Osten erheben sich die Gipfel des Himalaya, spitzig, schroff, in tausend seltsamen Formen gebrochen. Ewiger Schnee und dichte Wolken verhüllen die höchsten Zinken, die noch kein menschlicher Fuß betrat. Das laute Gekreisch des Adlers, das Tosen und Brüllen von Stürmen und Springfluten und das donnerähnliche Krachen stürzender Lauinen sind die einzigen Laute, welche in den Einöden und Wildnissen dieser Berge jemals vernommen werden. Die westliche Grenze bildet der Sind, welcher hier zwischen Himalaya und Hindu-Kosch durchbricht; ein Gebirgszug, von zahlreichen tiefen Schluchten durchschnitten, durch welche fast ebensoviele Wasserströme in die Ebenen hinabfluten, während dichte Wälder mit prächtigen hochstämmigen Tropenbäumen die Gipfel und Abhänge mit einer dicklaubigen grünen Hülle bekleiden. — Im Süden lagert ebenfalls ein hohes Gebirge, das die Sehne zu dem Himalayabogen bildet, und vom Behut (Jelum, Hydaspes) durchbrochen wird, der die Thalebene von O. nach W. durchströmt und sich später mit dem Chenab vereinigt.

Kaschmir ist die berühmteste Gegend der Welt, die Wiege der ältesten Geschichte Asiens. Die Hindus suchen hier die Heimat ihrer Braminen, die Chinesen das Vaterland des Fohi, die Muhamedaner halten es für den Wohnsitz der ersten Menschen. Und wahrlich, gibts jetzt noch irgendwo ein Eden, so ists hier! Felder und Fluren mit ewigem Grün bekleidet und reich durchwebt mit Veilchen, Rosen, Narzissen und anderen prachtvollen und wolriechenden Blumen, welche hier wild wachsen, begegnen dem Auge auf allen Seiten, während — um sie zu theilen — zahllose krystallhelle Flüßchen und mehrere Seen von verschiedener Ausdehnung im Vordergrunde der Landschaft gleiten und schimmern. Auf allen Seiten erhebt sich eine Reihe niedriger grüner Hügel, fleckweise mit Bäumen bewachsen und der Gazelle und anderen grasenden Thieren reiches Futter bietend; während die Gipfel des Himalaya im Hintergrunde ihre schneebedeckten Häupter emporstrecken. Die zahllosen Bäche und Flüßchen, welche von den Gebirgen herabrieseln, stürzen sich in kleinen dünnen Katarakten über vorspringende Felsen und unterwerfen sich, nachdem sie die höher liegenden Theile mit Schaum und Getös

erfüllt haben, dem Landmann, um in künstlichen Kanälen durch die sich unten ausbreitenden Gärten und Felder geleitet zu werden.

Hören wir zur Vervollständigung dieses Bildes die Schilderung eines neueren Reisenden! Nachdem wir den Durchbruch des Behut durchs Gebirge passirt hatten, traten wir in das herrliche Thal von Kaschmir ein. Der Frühling hatte bereits begonnen; eine Menge Pflanzen waren in früher, weithin duftender Blüte. Die lauen Lüfte schallten von den Stimmen gefiederter Sänger, nicht blos schnarrender Papageien, sondern aller europäischen Singvögel, die man jenseits der Wendekreise so selten hört. Es war noch früh am Morgen, als wir das Schiff verließen, um die herrliche Gegend zu Fuß zu durchwandern. Mit der einbrechenden Morgendämmerung erreichten wir die Wohnung eines reichen Gutsbesitzers, der uns freundlich aufnahm. Wir hatten nur kurze Zeit verweilt, als wir die weichen Sitze verließen und eine breite Treppe zum Dache erstiegen, um der erwachenden Sonne ins frische Angesicht zu schauen.

Unsere Ueberraschung war nicht gering, als wir uns in einem reizenden Blumengarten befanden, der das Haus statt eines Daches bedeckte. Das ist Landessitte, sagte der Wirt, unser Erstaunen bemerkend. Wir aber wußten kaum, was wir sahen und wo wir mit dem Auge verweilen wollten. Fern im Osten, über dem gewaltigen Kental, war der Himmel ein Purpurmeer, ein Rosenhimmel auf dem tiefen Blau des Gewölbes, und leichte weiße Wölkchen schwebten hier und da leicht angerötet und schon mit Gold gesäumt. Alles rings umher nahm Theil an dieser Rosenglut; Alles war ein Spiegel des Himmels. Jetzt erhob sich die Sonne über die zackigen Umrisse der Berge und ergoß ein Lichtmeer über die bunte, schöne Welt. Wir befanden uns auf dem Gipfel eines kegelförmigen Berges, von dem das Panorama ununterbrochen im Kreise herum lief, und an dessen Abhange wir nach allen Seiten hinabsahen. Das südliche Gebirge war uns sehr nahe, im Norden dämmerte in weitester Ferne der Himalaya in bläulichem Dufte. Gewaltige Palmen neben unserem Hause breiteten ihre Kronen wie Schirmdächer über den Garten aus, in dem wir uns befanden. Hier hatte eine Unendlichkeit an mannigfaltigen duftenden Blumen ihre Kronen dem Lichte erschlossen. Ganze blühende Büsche beschatteten stille Gartensitze, und hier und da rauchte ein Schornstein aus Blumenbeeten hervor. Vögel vom prächtigsten Gefieder umschwärmten uns und begrüßten laut das Gestirn des Tages. Bunte Papageien knackten auf den Bäumen Mandeln und Nüsse und ließen ihre schnarrenden Stimmen hören, und unter uns wiegten sich prächtige Pfauen auf schlanken Zweigen. — Die große, weite Landschaft war wie verklärt im Morgenlicht. Die vergoldeten Ströme stralten mannigfach unterbrochene Lichtmassen blendend umher, aber heller als alle Ströme glänzte der große See von Sirinagur, an dessen südlichen Ufern nun auch die weitausgedehnte Stadt in geringer Ferne sichtbar ward. Nach und nach belebte sich jetzt auch

Die ächte Cocos-Palme, *Cocos nucifera.*

Druck von J. P. Achtelstätter.

die Scene mit Menschen. Weite Felder mit Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo und Pfefferstauden in den Ebenen, Gerste, Weizen und Roggen auf den Bergen waren voll rüstiger Arbeiter. Winzer waren mit dem Rebenbau eifrig beschäftigt, und Schwarze arbeiteten in den Palmenpflanzungen. Große Heerden Schafe, Ziegen, Kühe wurden auf die entfernten Weiden getrieben. Kähne und bunte Schiffe trieben auf den Strömen; Reiter, Hakerys, Elephanten, Palankins und große Züge beladener Kameele und Ochsen zogen auf den von Platanen beschatteten Heerstraßen. Alles war geschäftig und lebendig. Ueberall sah man größere und kleinere Häuser zerstreut, und die ganze Gegend umher, so weit sie der Blick beherrschte, schien nur ein Garten, eine Stadt oder ein Dorf im ungeheuren Maßstabe zu sein. Ich war entzückt und unwillkürlich ertönte mir ein Lied aus der Kehle: so, dacht ich, müsse den singenden Vögeln am heiteren Morgen zu Mute sein. Ich verließ das Haus, um in der Gegend umher zu streifen. Ich suchte einen Pfad, die südlichen Berge in bedeutenderer Höhe zu ersteigen. Nach einigem Suchen fand ich einen, der aber sehr steil aufwärts stieg. Er führte in große Wälder, die durchaus keinen Blick ins Freie gestatteten. Um freie Aussicht zu erhalten, stieg ich höher und höher. Dazu reizte der Wald durch immer neue Schönheiten zum Verweilen.

Es ist nicht möglich, sich einen Begriff zu machen von der Ueppigkeit der Vegetation in diesen Wäldern, wenn man sie nicht gesehen hat. Vom Aequator bis zum fünfzigsten Grade nördlicher Breite gibt es kaum eine Baumart, die sich hier nicht wildwachsend fände; aber kaum erkennt man sie wieder, so groß und voll und saftig ist jeder Baum in allen einzelen Theilen. Jede gemeinste Pflanze duftet hier. Gras und Blumen im Walde sind der köstlichste Teppich. Große, breitblätterige Schlingpflanzen mit den schönsten Blüten umranken die Bäume und verketten sich unter einander. Dennoch wissen Hasen, Rehe, Dammhirsche, Antilopen und viele andere vierfüßigen Thiere, wie Tausende der schönsten Arten bunter Vögel so leicht und behend herum zu schwärmen, als ob diese Hindernisse nicht da wären. Eichhörnchen überall. Papageien und Fasanenarten im prunkvollsten Gefieder. Affen in Menge, in den possirlichsten Sprüngen und Stellungen. Doch gibt es kaum einen prächtigeren Anblick, als Hunderte von Pfauen [1]) beisammen auf den nächsten Bäumen, sich auf schlanken Zweigen wiegend im Sonnenschein, der den Glanz der schönen Farben ihrer herabhängenden Schweife, in schwankender Bewegung, zu blendender Pracht erhebt.

Endlich, nach ermüdender Wanderung, gelangte ich auf einen freien Platz im Walde, und als ich mich gegen Norden wendete, einige Schritte weiter, auf einen weit vorragenden Granitfelsen, mit blumigem Rasen bekleidet. Wer vermöchte die entzückende Lust zu schildern, als ich von hier aus ganz Kaschmir zu übersehen und zu meinen Füßen ausgebreitet glaubte? Eine Menge Städte und

Dörfer, kaum noch meinem scharfen Auge kenntlich, durch feine Silberstreifen, die ich als Flüsse erkannte, untereinander verbunden, waren das Einzige, das sich noch mit Mühe von der bunten Erde unter mir erkennen ließ. Um so näher glaubte ich mich dem dunkelblauen Himmel mit dem leichten, schimmernden Gewölk, das auf die fünf und zwanzig tausend Fuß hohen Häupter des Himalaya in der Ferne sich niederließ, indem der ewig glänzende Schnee jener Gipfel sich zu ihm zu erheben schien.

Die folgenden Tage machte ich mehrere Excursionen nach den übrigen Bergen der näheren Umgebung, die mir Gelegenheit boten, inmitten der wildesten und erhabensten Scenerie mit Staunen und Verwunderung die natürliche Aufeinanderfolge von Emporkeimen und Verfall zu erblicken. Auf dem Boden jäher Abgründe, den nie ein menschlicher Fuß betreten, lag manch ungeheurer Stamm, den die Zeit hinabgerollt hatte, einer über den anderen hingestürzt und in Verwitterung begriffen, während hart an ihrem Fuße oder unter ihren zerbröckelnden Aesten und Zweigen junge Stämmchen aufschossen und herrlich gediehen. Einige dieser verwesenden Stämme waren angesengt und zum Theil verbrannt, entweder durch den Blitz, oder — wie die Landleute erzählen — in Folge der glühend heißen Winde, die sie während der Sommerhitze gegen einander gerieben und in Brand gesetzt hatten.

Oefters erstieg ich die niedrigere Hügelreihe, um das Bild von Abgründen und steilen Felsenränden, über Schluchten hängenden Waldungen und aus deren finstrer Tiefe hervorbrechenden und mit donnerähnlichem Getös und wilder Wut über Klippen von ungeheurer Höhe herabstürzenden Strömen immer von Neuem in meinem Gedächtnisse aufzufrischen. Einer dieser Katarakte scheint mir der vollkommenste seiner Art in der Welt zu sein, und ein ihm benachbarter Felsen, von welchem aus sich dieser Wasserfall im vortheilhaftesten Lichte zeigte, war darum Stunden lang mein Lieblingsaufenthalt. Hier saß ich und blickte mit Verwunderung und Entzücken auf dieses herrliche Werk der Natur, das in Großartigkeit alle Wunder von Menschenhand weit hinter sich zurückläßt; sah, wie in beträchtlicher Ferne der Strom mit Gewalt den steilen Bergabhang durch eine finstere, von Bäumen überschtatete Schlucht wellenartig herabflutet. — Angelangt am Rande des Felsens springt die ganze Wassermasse darüber hinaus, biegt sich dann im Fallen gleich dem Nacken eines Streitrosses und stürzt mit betäubendem unaufhörlichem Donnergebrüll in den unten gähnenden Abgrund.

Das Schiff, das uns hierher gebracht hatte, war schon seit einigen Tagen wieder abgefahren. Statt dessen waren mehrere schöne arabische Reitpferde eingetroffen, auf denen wir früh am Morgen unsere Reise fortsetzten. Die Heerstraßen waren aufs Beßte unterhalten und mit weitschattenden Alleen bepflanzt. In einiger Entfernung von der Stadt ließen wir sie zur Rechten liegen und wendeten uns nördlich, dem westlichen Ufer des Sees zu. Vor uns dehnte sich in unabsehbarer Länge ein stattliches Dorf. Bald

ritten wir nur zwischen Gärten, mit größeren und kleineren Landhäusern, von denen die ersten wieder Gärten auf den Dächern, die andern große Sommerdächer hatten. In den Gärten spielten Kinder und arbeiteten Greise. Frauen und Mädchen waren, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, in den großen Vorhallen der Häuser zu sehen, während die Männer ihren Geschäften außer dem Hause nachgegangen waren. Lastträger und Geschäftsleute aller Art erfüllten die Straße und die kleineren Nebenwege. Alles war Leben und Thätigkeit, Alles Sauberkeit, Ordnung, Gedeihen und Heiterkeit. Wir ritten oft halbe Stunden lang im raschen Trabe; dennoch brachten wir vier bis fünf Stunden zu auf dem Wege durch dieß reizende Dorf, bis wir gegen Abend ans Ziel gelangten.

Kaum war es Tag geworden, als ich auch schon den Garten auf dem Hause besuchte. Welche Düfte, welche Büsche und Blumen [2]) empfingen mich hier! Welche Landschaft enthüllte sich aus der Dämmerung dem schwelgenden Blick! Dazu das ewig neue, ewig ergreifende Schauspiel des Aufsteigens der Sonne! Zu Füßen das reizendste Ufer, das ich je sah, mit Palmen, Bananen und anderen tropischen Prachtbäumen in malerischen Gruppen auf kaum zu übersehende Strecken nach beiden Seiten bepflanzt. In einiger Entfernung von meinem Standpunkte und vom Seeufer, diesem parallel laufend, zog sich gegen Süden das schöne Dorf hin, das wir gestern zu durchreiten vier bis fünf Stunden brauchten. Und es war nur die Hälfte des Dorfes. Denn in einiger Entfernung hing es westwärts zusammen mit eben solchen Häusern und Gärten, die sich, gleichfalls parallel dem Seeufer, ebensoweit nach Norden hinzogen. Unendliche Wiesen und Felder, von Heerstraßen, Baumreihen, Bächen und Flüssen durchschnitten, erstreckten sich nach Westen weit über den Gesichtskreis hinaus. Nach Osten aber breitete der Spiegel des Sees sich Meilen weit aus. Hinter demselben, vielleich eben so weit, eine dämmernde Ebene bis an den Fuß des großartigen und riesenhaften Cantal-Gebirges, über welchem in diesem Augenblick die Sonne stralend in den Purpur des Himmels trat, den Spiegel des Sees verklärte, die Nebelhüllen in leichte Streifen zusammenzog, und die reizende, weite Ebene jenseits die reichste und anziehendste Ferne in mannigfaltig unterbrochenem Lichte zeigte. Endlich zur Rechten legte sich um das südliche Ufer des Sees mit ihren leuchtenden Kuppeln und Minarets, ihren hohen Thoren, weißen Häusern, Palästen und Gärten die fernglänzende Sirinagur, die „Wohnung des Glücks.“*)

Der Schönheit und Fruchtbarkeit Kaschmirs kommen die Milde und gesunde Beschaffenheit seines Klimas gleich, das seiner Heiterkeit wegen das Entzücken aller deren ist, welche aus der Gluthitze Indiens oder den dürren Gegenden Persiens kommen. Kein Wunder, daß der herrliche Landstrich von jeher die Habsucht der Eroberer gereizt hat und seine friedlichen Bewohner schon seit vielen

*) So heißt nämlich Sirinagur verdeutscht.

Jahrhunderten fremden Herrschern gehorchen müssen! Die Einwohner sind indischen Stammes und gehören zu den schönsten der kaukasischen Rasse. Sie sollen sich vor allen Hindostanern durch Geistesfähigkeiten und Fleiß auszeichnen. Künste und Wissenschaften blühen bei ihnen, und ihre Palakins, Bettgestelle, Koffer, Schränke, Löffel, Mussivarbeiten und andere Manufacturen sind durch den ganzen Orient berühmt. Vor allem aber verschaffen ihnen ihre Schawls, ein reicher, mit besondrer Geschicklichkeit gewobener Kleidungsartikel, der sich bis auf den heutigen Tag des Beifalls des schönen Geschlechts durch die ganze Welt erfreut, den ausgezeichnetsten Ruf. Von denselben werden jährlich an 80,000 Stück verfertigt, von denen die schönsten nach Europa gehen. Die Wolle dazu liefert eine Ziege*), die unter den gröberen Haaren einen feinen Flaum erzeugt, welcher allein zu diesen Zeugen gebraucht wird. Ob sie in Kaschmir einheimisch, ist ungewiß; die beßte Wolle dieser Art kommt aus Tibet.

Der Anbau des Landes ist vortrefflich; in den Ebenen und Thälern herrscht der Ackerbau, in den bewaldeten Gebirgen die Viehzucht, und so erscheint Kaschmir mit seinem Pflanzenreichtum, seinen Rinderheerden, seinen Ziegen, seinen Gazellen, seinen zahllosen Bienenschärmen in der That als das Land, wo Milch und Honig fließt. Ein großer Theil von Indien wird von ihm mit den dort fehlenden Trauben und Melonen versorgt. [3])

*) Die sogenannte Kaschmirziege.

VIII.

Bilder aus Arabien.

1.

Welch ein Volk, das Volk Arabiens,
voll des Blutes seiner Sonnen,
voll des Markes seiner Löwen,
deß Fuß in der Menschen Wiege,
dessen Arme sich vom Morgen
ausgestreckt bis in den Abend!
C. F. Scherenberg.

Nur der kleinste Theil der Araber ist ansässig und lebt in Dörfern und Städten; die Mehrzahl bilden die **Beduinen**, die als Nomadenvolk bald hierhin, bald dorthin ziehen. Wo das glühende Sandmeer, wasserleer und pflanzenlos, in unabsehbarer Weite sich ausbreitet, und in der flimmernden Luft die Bilder entfernter Gegenstände sich spiegeln und den irrenden Wanderer täuschen; wo für den Schmetterling keine Blume, für den Vogel kein Baum, für das Thier kein Grashalm vorhanden ist; wo nur, wenn man Tagereisen zurücklegt, eine Quelle gefunden wird, da wohnen die Kinder der Wüste in erzväterlicher Einfachheit. Der Beduine,

er lebt im heißen Sonnenbrand,
die Wüste ist sein Vaterland,
die Heimat, wo sein Zelt erbaut
und wo ein grüner Weidplatz schaut.

Und wo ein dürftig Quellchen rinnt
ein Dattelbaum sein Mark gewinnt;
wo müde das Kameel sich streckt,
dort wird sein Lager aufgesteckt.

Er ist von Welt und Menschen fern,
hat keinen König, keinen Herrn;
ist Fürst, wohin sein Wurfspieß reicht,
ist Fürst, wohin sein Bolzen fleugt.

Frei, wie der Sand der Wüste weht,
frei, wie die Antilope geht,
zieht er auf dem durchglühten Sand,
soweit die Ebne ausgespannt. [1])

Von schöner Körperbildung, von heller, bald dunkler Hautfarbe, mit Augen, die unter buschigen Augenbraunen mit einem Feuer funkeln, wie wir es in unseren Klimaten niemals sehen, ist der Beduine von schmächtiger Statur und mittlerer Größe. Ein großes Baumwollenhemde und darüber einen wollenen, sehr weiten Mantel, meistens weiß und so eingerichtet, daß ein Stück desselben kapuzenartig über den Kopf geschlagen werden kann, macht den bei weitem größten Theil der Kleidung aus. Eben so einfach ist die Nahrung. Die hauptsächlichsten Speisen sind Ayesch — ungesäuerter Teig aus Mehl und Wasser gebacken, — Mehl und sauere Kameelsmilch gekocht, Brod, Butter und Datteln unter einander gemischt, und der sogenannte Burgul: Weizen mit etwas Sauerteig gekocht und dann in der Sonne getrocknet. Der reichste Scheikh [2]) lebt wie der Aermste seines Stammes, und es findet nie eher Luxus statt, als bei der Ankunft eines Fremden, wo das Zelt des Wirtes allen seinen Freunden offen steht. Kein Volk der Erde übertrifft das arabische Beduinenvolk an Gastfreundschaft; so lange ein Gast unter dem Dach oder dem Schutze eines Beduinen sich befindet, ist er unverletzlich und heilig; dieser macht sich aber auch kein Gewissen daraus, den Fremden zu berauben, sobald er seiner Obhut entlassen ist. Plündern und Rauben hält der Beduine für ehrenvoll und der Name Haramy ist einer der schmeichelhaftesten Titel, welche man einem jungen Helden nur beilegen kann.

Auf Kunst hält der Beduine nicht viel; die wenigsten können schreiben und lesen, dagegen gab ihnen die Natur eine glühende Phantasie und Sinn für Poesie.

Wach in Mondlichts Schattenmassen
kauert noch in bleichen Gruppen,
weißer Bund und dunkel Antlitz,
unter freiem Himmelszelte

das Nomadenvolk um seinen
Märchensänger.

Und der Sänger
singt von Ismael dem Kinde,
Kind der Liebe und der Wüste;
wie er kam ins Land Arabien,
zu dem Volk der dreizehn Söhne,
zu dem Volk von Joktans Stamme;
wie er goß ins alte Leben
seiner Jugend ganze Fülle;
wie der Herr war mit dem Volke,
daß es wuchs und Kön'ge wählte;
wie der Herr war mit den Kön'gen,
daß sie übten Strenge über
sich, und Milde an dem Volke;
all ihr Recht war ihre Gnade,
all ihr Lohn war ihre Mühe.

Singt von Sabas großem König:
Quellen gab er seinen Wüsten; —
singt von Sabas großer Kön'gin,
hochgeehrt von Salomo;
preist den Jobbo, wie sein Name
kam auf seine Erben, als da
ihrer Schätze höchstes Kleinod;
zählt die Städte, die sie bauten
all im Land und an dem Meere;
rühmt die Heerden und die Früchte;
wie das Gold quoll aus den Bergen,
wie das Gold schwamm auf den Feldern
und die Perlen in den Wassern.
Köstlich Harz troff von den Bäumen,
Weihrauch war der Lüfte Odem,
und des Segens war kein Ende
im gelobten Hamyar. — —

Und nun schweigt er, und nun klagt er:
Ueber Hagars durstge Kinder
kam der alte Fluch der Wüste,
Zwietracht in dem eignen Blut.
Und der Herr ward zornig, schlug sein
Volk zu sieben Malen mit dem
Schwerte seiner Feinde: Ninus,
der Assyrer, und Sesostris
Pharao, der König Cyrus
und die schlauen Ptolomäer;
selbst Cleopatra, das römsche
Heldengrab am schlammgen Nilstrom,
zwangen sie; und die Cäsaren

spannten vor die Siegeswagen
ihre Könige als Rosse,
aufgeschirrt mit roter Scham.
Aber andre Zeiten kamen —
Rom versank in Völker-Thränen
und Arabien blieb.

Und höher
spannt der Sänger seine Saiten,
tiefer schöpft er seinen Odem, —
rauschend drängt sichs durch die Lauscher,
Alles wird ein Sinn zu hören, —
nnd er singt: „Allah ist Gott!"

„„Und
Mahomed ist sein Prophet!""
fallen alle Gläubgen ein,
ihre Stirnen tief im Staube.

Und er singt das hohe Lied von
dem Propheten, singt vom Buche,
das vom Himmel ist gefallen,
tausend Palmenblätter, leuchtend
gleich der Schrift am Firmamente;
wie die Gläubgen aufgelesen
Gottes Wort, und ausgeworfen
es mit Feur und Schwert, und wie die
Erde bebte und sich beugte
vor dem Halbmond, von dem Morgen
bis zum Abend, und der Halbmond
seine Throne setzte vor den
Auf- und Untergang der Sonne
bis die Erde hieß — Arabien.

Weiter singt er;
hell und düster an dem Antlitz
ziehn vorüber die Jahrtausend
ihrer ewigen Geschichte.

Sang und Klang verwehen sterbend
in der öden, todten Wüste,
und die dunkeln Männer alle
sitzen schweigend um den Sänger. [3])

Das Eigentum eines Arabers besteht fast einzig und allein in seinen Pferden und Kameelen. Darum sind aber auch diese Thiere Mitglieder seiner Familie, sie sind seine Freunde, seine Lieblinge; — „des Menschen ältere Brüder sind die Thiere" sagt er von diesen beiden. Niemals werden sie geschlagen; die sorgfältigste Wartung und Pflege wird ihnen zu Theil. Der Araber ist stolz auf die Schönheit und Vollkommenheit seiner Thiere und wahrlich, er hat ein Recht dazu.

2.

Er hat ein Roß, das wie ein Pfeil
vom Bogen fliegt mit Windeseil;
es geht zur Weide zügelfrei
und kommt auf seinen Ruf herbei.
J. Chr. von Zedlitz.

Das Herz lacht uns vor Freude, wenn wir solch ein edles **Pferd** in seiner Vollkommenheit erblicken. Diese Gestalt, dieses Bild der Kraft, diese Leichtigkeit und Anmut in seinen Bewegungen, dieses Feuer und diese Klugheit in seinen großen, schönen Augen, diese edelstolze Haltung, dieses mutige, kampflustige Wiehern, dieses Schnauben aus seinen weitgeöffneten Nüstern, dieses ungeduldige Stampfen und der Schaum an dem Gebisse, das seinen Mut zügelt: das Alles reißt uns zur Bewunderung hin und zwingt uns, diesem Pferde den höchsten Rang unter den vierfüßigen Thieren einzuräumen.

Edel ist das Pferd; wie aus Erz gegossen, so steht es da, und dennoch schlank wie ein Reh und so friedlich. Sicher ist sein Gang, stolz trägt es sein Haupt mit schön gewölbter Stirn und Nase; das runde, rege Auge mit dem schwarzen Glanz erspäht den Feind; mit grünem Schein erleuchtet es den dunkeln Pfad. Es spielt mit dem spitzen Ohr, erfaßt den verlornen Laut, stutzt und warnt seinen Reiter. Zur Seite des schlanken, glatten Nackens fällt die seiden-schimmernde Mähne. Seine Brust, voll und weich, wie die des Schwans, stellt sich keck der Gefahr entgegen, und der glatte Leib ruht sicher auf festen Lenden, auf nervigten Füßen. Die eisenfesten Hufe stampfen ungeduldig den Boden; der volle, glänzendschwarze Schweif fließt ruhig über das gewölbte Kreuz zur Ferse nieder.

Auf des Reiters Wink springt es auf, rennt davon, den Hals gestreckt wie ein Adler im Flug; wie ein Adler leicht, berührt es kaum die Erde, und es fliegt sein Schweif ihm nach. Die Bäume eilen wie Schatten vorüber, der Boden weicht, als stürze er hinter ihm in den Abgrund. Unter dem Hufe zerbersten die Kiesel, Funken sprühen umher, es fährt über die feurige Bahn eine schwarze Wolke mit ihren Blitzen dahin, zurück läßt sie die Stürme und deren Brausen schweigt. So stürzt es mit dem Araber dem Löwen entgegen! Dieser wirft die Mähne empor, weist brüllend die Zähne und schlägt mit dem Schweife seine Lenden. Jetzt steht er, jetzt duckt er sich nieder zum Sprunge, da schickt ihm rasch der Jäger die Lanze zu. Der Löwe achtet nicht den tödtlichen Stoß, mit zerbrochenem Schaft in der Brust schwingt er sich dem Jäger entgegen. Da funkeln des Pferdes Augen, die Adern spannen sich, die Mähne fliegt, es dampfen seine Nüstern, die Muskeln spielen und schwellen, und zornwiehernd bäumt es sich, schlägt aus; — sein eherner Huf hat die Stirne des Löwen getroffen und ihn zu Boden geschmettert.

Mit dem Krieger zieht das Pferd gegen den Feind, es beißt schäumend in den Zügel, schüttelt die Mähne, scharrt den Boden, schnaubend und wiehernd vor Kampflust. Da schmettern die Trompeten, es erwartet nicht des Reiters Sporn, sprengt entgegen den blitzenden Lanzenreihen. [4]) Es ist eins mit seinem Führer, ein Wille beherrscht beide, ein Held sind Roß und Reiter zusammen. Das Roß ist des Reiters Schild, mit dem er zugleich in die Reihen der Feinde trifft. Des Rosses Mähne flattert, eine schwarze Todesfahne, dem blinkenden Schwert des Reiters voran. Es steht vor der Lanze, aber es zittert nicht, bleibt besonnen, unerschrocken und wie ein Fels mitten im Rauch und Donner des Geschützes. Nicht das Getümmel, nicht das Sausen der Kugeln, nicht der Wunden und Sterbenden Klagen heißen es wanken. Es trägt seinen Reiter von Sieg zu Sieg oder — rettet sein Leben durch die eiligste Flucht:

Ein schwarz Kameel, das Sterne grast,
die Wolke zog am Himmel.
Da kam im Sturm herangerast
ein Scheikh auf flüchtgem Schimmel.

„Greif aus, o Kabron, trefflich Roß,
du Perle aller Stuten!
Mordlüstern naht der Feinde Troß,
in Schmach muß ich verbluten.

Greif aus, sonst stirbt mein edler Stamm,
die Brüder sind erschlagen,
greif aus und spann die Muskeln stramm,
mein Roß, jetzt gilts zu jagen."

Abdallah sprichts, der kühne Held,
er streicht dem Pferd die Mähnen,
und Kabron stolz die Nüstern schwellt
und spannt die kräftgen Sehnen.

Sie schießet durch der Wüste Sand
als wie auf Sturmes Flügeln,
es treibt sie schneller Wort und Hand
als Sporen an den Bügeln.

Der edle Stammbaum*) tritt hervor
in hochgeschwellten Adern,
sie legt und spitzet keck das Ohr,
wie mit dem Feind zu hadern.

Das edle Roß in wilder Jacht
fliegt weiter ohn Ermatten,
da scheuchet auf der Tag die Nacht,
fern fliehen ihre Schatten.

Mit heißem Brand die Sonne glüht,
versengt die letzten Halme,
Der Samum**) sinnbethörend zieht
durchs Land mit trübem Qualme.

Wild schüttelt er das Riesenhaupt,
den Sand aus gelben Locken,

---

*) Ueber die Abstammung seiner Pferde führt der Araber Stammbäume, die theilweise bis in den Marstall Salomos hinaufreichen sollen.
**) Vgl. die „Sahara," wo ausführlicher über den Samum gesprochen wird.

und als er hoch zum Himmel staubt,
die Feinde laut frohlocken.

Gewiß ist ihnen nun der Fang,
der Flüchtling ist verfallen,
sie lassen durch die Wüste bang
den Schlachtenruf erschallen.

Manch braune Faust das Schwert umschlingt
und reißt es von der Seite,
und Mancher hoch die Lanze schwingt
und schleudert sie ins Weite.

„Vernahmst das Sausen du am Ohr
mein Roß, des Todes Mahnen?"
da rafft sich Kabron frisch empor,
bricht durch den Sturm sich Bahnen.

In Strömen fließt herab der Schweiß,
schon pochen wild die Flanken,
und aus den Nüstern glüht es heiß,
doch rennt sie wie Gedanken.

Wie staunten da ob solcher Kraft
der Wüste flüchtge Söhne!
Es war, als ob die Eigenschaft
des Rosses sie versöhne.

Da plötzlich ruft die Horde zu
dem Scheikh: „Halt ein zu jagen,
und gönn dem edeln Thiere Ruh!
Dein Roß hat uns geschlagen.

Hör unsern Schwur, halt ein! halt ein!
den Schwur bei unsern Bärten,
du sollst dem Stamm willkommen sein,
wir sind dir nun Gefährten.

Und willst du theilen nicht das Zelt
mit uns, zieh friedlich weiter,
Gott schütze dich im Sturm der Welt,
Abdallah, tapfrer Streiter!"

Es winkten lang mit Tuch und Hand
die bräunlichen Gesellen,
bis Kabron fern am Himmel schwand
in heißen Sandes Wellen. [5])

3.

Das **Kameel** ist dem Araber geboren, sein Reichtum, sein Sclave von Abrahams Zeiten her bis zum heutigen Tage. Es hat die Zeichen der Sclaverei: den behaarten Fetthöcker auf dem Rücken; Schwielen an Brust und Knie sind die Folge seiner Arbeit, sowie die Ballen seiner kleinen, gespaltenen Hufe, die es schützen vor dem heißen Sande. Eine Misgestalt ist es, ohne Schmuck, ohne Anmut, halb Pferd, halb Schaf, mit gespaltener Lippe, mit kleinen, aufgestellten Ohren, mit langem, eingebogenem Halse, dem Bart an Brust und Kinn, dem hageren Kreuz und kurzen Schwanze. Auf hohen Beinen schreitet es daher, geht Tage lang, schwer beladen

fort, so sicher, so gleichmäßig schnell, daß sein Schritt — regelrecht wie der Pendelschlag — dem Araber die Stelle der Uhr ersetzt und man auf das Genaueste die Räume und ihre Distanzen durch die Zeiten mißt, in denen sie durchschritten werden. Genügsam, wie der Beduine, die beide zusammen nur erst ein Ganzes bilden, findet das Kameel fast überall, auch auf der nacktest scheinenden Fläche, in dem härtesten, holzigsten Wüstengestripp, in den Salzpflanzen, den Disteln und Tamariskennadeln, wie in dem dornigsten Akaciengewächse, das jedes andere Thier unberührt läßt, wie im steinigen Dattelkerne, wenn er ihm gereicht wird, durch die zermalmende Kraft seiner Zähne und sein knorpliges Gebiß doch noch seine hinreichende Nahrung. Es labt sich am Wasser der Cysterne und nimmt davon einen Vorrat auf die Reise mit; selten wird ihm ein Trunk aus frischer Quelle zu Theil. Sich auf den Boden zu werfen und Lasten zu tragen, wird es abgerichtet; demütig und geduldig beugt es die Kniee vor seinem Herrn, damit er bequem es belade. Auf den Wink desselben erhebt es sich und folgt ihm. Er nährt sich von der Milch des Kameels, er ißt sein Fleisch und kleidet sich in seine Wolle. Ohne das Kameel könnte der Araber nicht sein. Es trägt ihn zu Mekkas, zu Medinas heiligen Tempeln; es ist das Schiff, auf welchem er die Wüste durchzieht; es gibt ihm Heimat und sicheres Vaterland; oder wie hätte er sich sonst die für Andere ganz unnahbare, sicheren Tod bringende Wüste, die auch keine Tyrannengewalt, kein Eroberungszug feindlicher Kriegsheere zu erobern vermag, zum Eigentum machen und dadurch ein Asyl gewinnen können, schwerer zugänglich, als selbst die eisigen Bergfirsten der Kaukasier oder Himalaya-Bewohner? Was würde er sein ohne seinen Ernährer, seinen Durststiller täglich durch nährende Milch, durch Witterung und Entdeckung der Quellen, seinen Mitkämpfer und Retter in der Schlacht, sein Schattenthier im verzehrenden Sonnenbrand, seinen treuesten Gefährten in der sonst todten Einsamkeit des unabsehbaren Blachfeldes? In der Trauer des langen Wüstenzuges ist das Kameel dem Araber der einzige Freund, dem er zusprechen kann; er erzählt ihm gerne während des Marsches von seinen eigenen Geschichten, Thaten und Thorheiten, und freut sich des Zuhörers, der seinen stets gemessenen Schritt in gleicher Weise fortschreitet.

Schmeichelnd legt er seine Hände
um des Thieres weichen Nacken,
seinen Kummerblick gerichtet
auf des Rückens hohe Packen.

Von der fernen Heimat spricht er,
von der süßen grünen Weide,
seine schönsten Lieder singt er
zu des Freundes Wüstenleide.

Und des Thieres Schritte eilen
rascher mit dem lieben Sange,

tief das Haupt mit stillem Lauschen
hingewendet nach dem Klange.

Immer rascher, immer lauter
tönt es von des Sängers Munde,
immer schöner, immer süßer
dränget Kunde sich auf Kunde.

Selbst von seiner ersten Liebe
flüstert er in weichen Tönen,
daß des Thieres kluge Augen
höher glänzend sich verschönen.

Flüchtig schwebt es wie zum Tanze;
endlich schnaubt es durch die Lüfte, —
hei! ihm strömen ja entgegen
schon der Heimat feuchte Düfte.

Und die Nüstern weitgeöffnet,
stürmend fliehts durch die Sahara;
sieh, schon winkt die Dattelpalme
der Oase El-Kantara. [6])

4.

Was das Kameel aus dem Thierreich, ist den Arabern die **Dattelpalme** aus dem Pflanzenreich; weßhalb sie auch diese beiden als Wunderwerke, für sie von Allah geschaffen, ansehen. [7]) Von Ländern und Völkern, denen beide, die Krone unter den Thieren und Pflanzen fehlen — und wenn sie die reichsten und berühmtesten der Erde wären — wendet sich der Araber voll Verachtung ab, nicht begreifend, wie dort edle Menschengeschlechter bestehen können. Beide, die ihm „Milch gebende Palme der Thiere", und das ihm „Dattelfrucht gebende Kameel der Bäume" sind zu seiner physischen Existenz unentbehrlich.

Der Stamm der Dattelpalme erreicht eine Höhe von 60 bis 100, zuweilen 150 Fuß bei einer Dicke von 2 bis 3 Fuß. Zu beiden Seiten des 6 Fuß langen Blattstiels sitzen 2 Zoll breite, schilfähnliche Blätter, die in der Mitte der Länge nach zusammengefaltet sind. Ein einziger Blütenstiel trägt oft 200 Früchte, die nach den verschiedenen Baumarten zu verschiedenen Zeiten reifen, so daß die Dattelernte 2 bis 3 Monate, vom Juli bis September dauert.

Unendlich, je nach Heimat und Alter der Palme, ist die Mannigfaltigkeit der Dattel. Bald von der Gestalt einer Eichel, bald von jener einer Pflaume, größer oder kleiner, bald von der Größe einer Maulbirne, — dann aber außerordentlich süß und als „Helua" bekannt, — bald von der Gestalt einer Birne — eine Art, welche die Lieblingsdattel Mohameds und so süß war, daß er dem Araber 7 Stück vor dem Frühstück verordnete, — umhüllt sie

mit ihrer äußeren, zusammenziehend schmeckenden herben Schale ein angenehm süßes Fleisch, das in seinem Inneren den länglichen Dattelkern einschließt. Der „Ruteb" ist die frische Frucht des Arabers. Der „Adschu" ist die in Körbe gedrückte, frische, weiche, völlig reife, darum hochrot gefärbte Dattel. Ein sehr gesuchtes Nahrungsmittel, führt es der Araber zu Markte, indem er den festen Teig aus seinem Korbe schneidet und auf das Pfund verkauft. Mit Wasser zu einem Brei vermischt, liefert er dem Reisenden ein süßes und erfrischendes Getränk. Das Sprichwort es Arabers behauptet, daß eine gute Hausfrau einen Monat hindurch täglich mit einem neuen Dattelgerichte aufzuwarten vermöge. Sie erreicht es in der That. Verträgt doch die Dattel noch Butter und Milch! Macht man doch aus dem leicht gährenden süßen Fruchtfleische noch den gesuchten Palmkäse, eine Würze für viele andere Speisen! Gewinnt man aus den Kernen doch noch Oel und Mehl!

Da verstehen wir die tiefe Bekümmernis auf dem Antlitze des Arabers, wenn seine Hoffnung einer reichen Dattelernte von Miswachs oder Heuschreckenfraß zu Grabe getragen wird; wir verstehen sein Jauchzen im umgekehrten Falle in unserem eigenen Jubel vor einer reichen Weinlese, einem gesegneten Roggen- oder Kartoffelfelde; wir begreifen es, wie und warum die Frage: „was kosten die Datteln zu Mekka oder Medina?" immer die erste ist, welche der Beduine thut, wenn er auf der Straße einem Reisenden begegnet: — die Dattel ist das Brod des Arabers, das Futter für Roß und Kameel; der Saft des Stammes liefert Wein; Stamm und Wedel dienen zu Hausgerät und Flechtwerk, die letzteren wol auch zu Kohl. Wo eine Dattel einsam im Wüstensande wohnt, da sprudelt neues Leben aus dem Busen der Erde, da ruft sie den Wanderer zur lebenden Quelle, die ihr Wipfel mit seinen Wedeln beschattet. Sie ist mit dem Kameel das Symbol der Wüste, um so wolthuender, je inniger ihr Leben an Sand und Feuchtigkeit selbst gebunden ist. Ohne beide würde die Wüste nur unbewohnbares Land sein; ohne sie gäbe es keine Beduinen mehr.

5.

Der nördliche Theil der arabischen Halbinsel, wie der südlichere, gegen das Meer gelegene Küstenrand hat größtentheils einen trockenen, sandigen Boden, ein heißes, trockenes, fast regenloses Klima; dagegen erhebt sich in einiger Entfernung von dem Meere in dem südlichsten Theile der Halbinsel ein bedeutendes Gebirge mit einem kühleren Klima, hinreichendem Regen und einer reichen Pflanzenwelt. Hier, in Jemen oder dem glücklichen Arabien, suchte man während langer Zeit ausschließlich die Heimat des **Kaffeebaumes.** Weiß man aber jetzt auch, daß dem nicht so ist, daß derselbe nicht allein als angebauter Baum in Abyssinien vorkommt, sondern daß er in Enarea und Caffa wild in den Wäldern wächst und in Arabien wahrscheinlich aus jener afrikanischen Heimat ein-

geführt worden ist: so bleibt diesem letzteren Lande doch der Ruhm des schönsten Kaffeegartens des Orients, der Cultur-Heimat dieser wichtigen Pflanze, die von dort aus seit kaum anderthalb Jahrhunderten sich über alle europäischen Colonien der alten und neuen Welt so ausgebreitet hat, daß Hunderttausende von Arbeitern aller Art mit deren Pflege beschäftigt sind.

Der Kaffeebaum erreicht in Arabien eine Höhe von 15 bis 20 Fuß. [8]) Die Zweige sind gegenüberstehend; die Blätter, welche etwas den Lorbeerblättern gleichen und wie diese immergrün sind, ebenfalls. Die weißen, balsamisch duftenden, dem Jasmin ähnlichen Blüten sitzen auf kurzen Stengeln in den Winkeln der Blätter gehäuft. Die länglichen, fleischig weichen Beeren sind erst grün, dann rötlich und glänzend rot; mit der Reife werden sie purpurfarbig, bräunlich und trocknen zusammen, wo dann die beiden Kerne der Beere, die Bohnen, hart werden und hellgrün sind.

Der Kaffeebaum blüht schon im zweiten Jahre, nach vier bis fünf Jahren aber wird die Lese erst beträchtlich. Bei ganz ausgewachsenen Bäumen beläuft sich der Ertrag bisweilen auf ein Pfund Samenkörner. Da der Kaffeebaum acht Monate im Jahre blüht, so erntet man fast das ganze Jahr hindurch, in der Regel jedoch werden drei Lesen gehalten. Die abgepflückten Beeren setzt man den Stralen der Sonne aus, die sie in wenigen Tagen vollständig eintrocknen. Ist dies geschehen, so werden sie in eine Art Walzmühle geschafft, welche das vertrocknete Fleisch zum Abspringen bringt, und nachdem der Kaffee zuvor noch durch Schwingen von allen Unreinigkeiten und fremden Bestandtheilen befreit ist, wird er in Säcke verpackt und verführt.

Und nun noch ein Wort über die Geschichte des Kaffeetrinkens!

Im Jahr 1554 entstand eine heftige Aufregung in Constantinopel; die hohe Geistlichkeit bestürmte den Sultan und drohte mit allen Schrecken, welche ihr Amt ihr zu Gebote stellte, und der Grund war der glänzende Erfolg der in demselben Jahre eröffneten ersten Kaffeehäuser. Den ganzen Tag waren diese belagert und die Moscheen waren wie verwaist. Der Sultan half sich durch den für ihn vortheilhaftesten Ausweg; er legte eine hohe Abgabe auf die Kaffeehäuser, beruhigte dadurch die Muftis, verschaffte sich eine bedeutende Einnahme, und der Genuß des Kaffees breitete sich trotz dem mit einer ungeheuren Schnelligkeit in Europa aus. 1652 eröffnete ein Grieche das erste londoner Kaffeehaus und 1761 entstand das erste in Marseille. Im Ganzen mag die Produktion jetzt etwa 500 Millionen Pfund betragen, während sie vor etwa 150 Jahren schwerlich 10 Millionen überstieg. Davon verbraucht Europa allein an 250 Millionen Pfund. Woher stammt der Gebrauch, Kaffee zu trinken, wer entdeckte den köstlichen Stoff? Wir wissen es nicht. Die sichersten Nachrichten darüber finden wir in einem Werke des Scheikh Abd-Alka-der Ebn Mohamed vom Jahr 1566, das den Titel führt: „Die Stütze der Unschuld in Bezug auf die Gesetzlichkeit des Kaffees". Darnach führte im Anfange des 15. Jahr-

hunderts der sehr gelehrte und fromme Scheikh Djemal-eddin-Ebn-Abou-alfaggar das Kaffeetrinken in Aden ein, von wo es sich bald nach Mekka und Medina verbreitete. Er selbst war mit diesem Getränke in Abyssinien bekannt geworden. Man trank damals ebenso oft eine Abkochung der gerösteten Schalen, als der nach dem arabischen Worte Bounn sogenannten Bohnen. Das Getränk hieß in beiden Fällen Kahwa. Weise Leute empfahlen schon damals, kaltes Wasser zum Kaffee zu trinken, um der dem Genusse folgenden Schlaflosigkeit vorzubeugen. Indeß war dieses gerade dem Grunde der Einführung des Kaffees entgegen. Man wollte sich nämlich durch denselben während der heiligen Nächte zum Gebete wach erhalten. So wurde der Kaffee anfänglich vorzugsweise beim Gottesdienste in einer kleinen Schale aus einer großen braunen Kanne geschöpft und herum gereicht, und so erklärt es sich leicht, weßhalb dieses Getränk für einige strenge Muhamedaner sogleich ein Gegenstand der Anfeindung und überhaupt ein Gegenstand sehr gelehrter Untersuchungen werden konnte. Die Gegner des Kaffees gingen selbst so weit, zu behaupten, daß die Gesichter derer, welche Kaffee getrunken, am Tage der Auferstehung noch schwärzer als der Kaffeesatz erscheinen würden. Da aber die Frauen nach dem Koran überhaupt nicht ins Paradies kommen, so können sie ohne Furcht im Genusse ihres Lieblingsgetränkes schwelgen.

Der ächte Kaffeebaum, *Coffea arabica.*

Druck von *J. P. Achtelstätter.*

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

IX.

Die Sahara.

— — — Sieh da! der Öde glühnder Sand,
die Lagerplätze grüßen dich des Volks, dem ich entsprossen bin;
in ihrer brandgen Wittwentracht tritt die Sahara vor dich hin!
Ferd. Freiligrath.

Die Karavane schreitet in langem Zuge der Wüste entgegen. An tausend Kameele wirbeln den Staub mit ihren Füßen auf, und wie eine endlose Schlange windet sich der Zug über die Ebene hin. Immer öder und trauriger wird die Gegend; alle Vegetation hört allmälig auf. Anstatt des grünen Rasenteppichs dehnt sich der weiße Sand meerähnlich und unabsehbar vor den Augen des Reisenden aus. Ein trauriger, schrecklicher Anblick! Mögen die Gebirge der Schweiz mit ihren Abgründen, Gletschern und himmelhohen Felsenzacken furchtbar erscheinen, die Wasserfälle des Niagara und des Rheins betäuben; mag die Brandung des empörten Meeres erschüttern und selbst den Beherztesten zittern machen: alle die Erscheinungen führen doch auch etwas Majestätisches und Erhebendes mit sich. Allein dieses Erhebende und Versöhnende fehlt ganz und gar, wenn man am Eingang dieser großen Wüste steht. [1]) So weit das Auge reicht, sieht es nichts, als eine Ebene, mit Flugsand bedeckt, den der Wind wie Meereswogen aufwühlt und forttreibt. Kein Berg erhebt sich; kein Baum entkeimt dem brennenden Sande; kein Vogel unterbricht die Grabesstille mit seinem melodischen Gesang; kein Bach murmelt in der Nähe; keine Menschenwohnung ladet gastlich ein und unterbricht die Aussicht auf die unendliche Fläche, über die sich — einer riesigen Glaskuppel gleich — ein ewig reiner, wolkenloser, glühender Himmel wölbt, von dem kein Regentropfen herabfällt, zu dem keine Dünste emporsteigen.

Wie sollten da Pflanzen gedeihen und leben können? Nur einzele harte und rauhe Gewächse sind dazu von der Natur organisirt, „im wasserarmen Wüstenland“ ein kümmerliches Dasein zu fristen. Verschiedene Distelarten, in deren Blattwinkeln sich die wenige Feuchtigkeit sammeln kann, die Mannastaude Algul, eine Art duftender Thymian, das She der Araber auf losem und der bestaubte Thalstrauch (Mimosa gummifera) auf festem nackten Boden — das sind die meist verbreiteten Gewächse und das einzige knappe Futter der Kameele und Esel, das sie oft monatelang erhalten muß. Darunter mischen sich hin und wieder niedrige Krüppelgesträuche, welche die verstaubten und saftlosen Blätter welk zu Boden senken, und den Karavanen als Wegmarken dienen. Dazu nach dem Senegal zu einige vereinzelte dornige Mimosen oder Akacien, auf denen bisweilen ein verirrter Vogel ein Lied des Heimwehs singt: — sonst nichts, als Sand und Sand.

Selbst die wilden Thiere fliehen diese Einöde. Der „Wüstenkönig“ Leu hat seinen Thron an ihrem Rande aufgeschlagen, tief hinein wagt er sich nicht. Nur die schnellfüßigen Gazellen, diese, ihrer Zierlichkeit, Schlankheit, Anmut und Leichtigkeit und dem sanften Schmachten ihrer schönen, großen, klaren Augen wegen berühmten, Lieblinge der orientalischen Poesie, die auf Flügeln des Windes dahin zu eilen scheinen; und die Strauße, als die gefiederten Kameele der Wüste, welche dem Blitze gleich erscheinen und verschwinden, durchjagen das weite Revier. Außer ihnen wagt es nur noch der Mensch, den Wüstenschrecken Trotz zu bieten.

Auf Todespfaden, nach den Sternen schauend,
hin an Gerippen, die die Glut verbrannt,
auf Allah und das „Wüstenschiff“ vertrauend
durchwandert er das weite Meer von Sand.

Guten Muts zieht die Karavane dahin und fördert ihre Schritte nach dem einförmigen Ton der Pfeife. Die Kameele sind mit Ballen beladen, mit Tüchern bedeckt; auf ihnen die Mauren mit bunten Turbanen und Mänteln, mit Dolch und Säbel, ihren unzertrennlichen Gefährten. Den Kameelen zur Seite gehen die Sclaven, im schwarzen Angesicht das bleiche Auge. Voran reitet ein brauner, hagerer Araber, der Emir el hadsch als gebietender Herr des Zugs. Alles, ein buntes Gewimmel, ist in eine Wolke von Staub gehüllt. Die Sonne steigt empor und füllt die Luft mit wunderbaren und seltsamen Färbungen vom lichtesten Grün bis zum dunkelsten Purpur. Diese Farbenpracht, dieser unbeschreibliche Schimmer steigert sich zu einer Fülle von fast unerträglichem, aber großartigem Glanze, wenn der riesige Brennspiegel der Wüste die im Steinsalz gebrochenen Stralen zwiefach glühend zurückwirft. Höher hebt sich die Königin des Tags, ihre Glut stralt herab und wieder von der Erde auf. Der Sand brennt, die Luft steht still, als ob sie bei der Hitze atemlos geworden wäre; die wunden Sohlen schmerzen, die Glieder ermatten, brennender Durst peinigt Jeden. Nirgends ein schattiges Gesträuch, nirgends ein rieselnder Quell. Auf heißem Boden schreitet

die Karavane. Käme im Sturm eine schwarze Wolke, brächen Blitze sie zusammen, es würde Rettung den Schmachtenden bringen; das Gebrüll des Löwen, vor dem doch sonst das Herz erbebt, wäre ihnen erwünscht, würde es doch ersehntes Land verheißen. Da schreitet plötzlich das Kameel rascher voran: es hat eine ferne Quelle gewittert. Bald ist diese erreicht. Frisch sprudelt sie ihren Segen aus, durch ihr köstliches Naß ein kleines, freundliches Eiland in dem unendlichen Sandocean bildend. Schlanke Dattelpalmen, dunkelgrüne Feigenbäume und breitblätterige Oliven wiegen hier ihre stolzen Kronen im ewigen Blau des Himmels. Zu ihren Füßen breitet sich ein weicher, frischer Rasen, von dunkelrot blühenden Cactaceen begrenzt. Anmutig, wie ein stiller Traum, liegt die Oase in der Wüstennacht. Freudejauchzend macht die Karavane Halt. Aus jedem Auge bricht ein lebender Stral; die matten Glieder durchzuckt electrisches Feuer. Alles drängt und eilt, sich zu laben am unverwüstlichen Lebensborn, an dem erweckenden Licht der Erde. Die erstarrten Züge werden milder, die Augen heiter, der Mut ist gestählt, die Kräfte wachsen. Man lagert sich, die Zelte werden aufgeschlagen, die Thiere gefüttert, mit Sorgfalt vom Staube gereinigt. Da sind alle Drangsale vergessen; Gespräche erheitern die Nacht, Märchen werden erzählt: die Wüste ist zu einem Paradiese geworden.

So naht der Morgen, die Wasserschläuche werden gefüllt, die Kameele getränkt, die Zelte abgebrochen, die Ladungen festgeschnallt; lustig ertönt die Pfeife, noch ein letzter Trunk, und hinein geht es wieder in die stille Wüste. Auf die eiskalte Nacht folgt ein glühender Tag. Schon der frühe Morgen war schwül, ein feiner Duft lag wie ein durchsichtiger Schleier über der Sandebene, kein Lüftchen regte sich. Nun wirds immer drückender. Die Sonne entsendet ihre heißesten, stechendsten Stralen.

Traurig neigt das Haupt zur Seite
das Kameel im Wüstensande,
glühend ächzt die weite Steppe
in der Sonne Feuerbrande. [2])

Eine düstere Stimmung hat die ganze Karavane ergriffen. Kein Gesang, kein lautes, frohes Jauchzen erschallt, man erblickt nur abgespannte, trübe Gesichter, hört nur schwere Seufzer, welche die unerträgliche Hitze unwillkürlich der beengten Brust erpreßt. Der Emir el hadsch macht ein bedenkliches Gesicht und wirft besorgte Blicke zum ehrnen Himmelsgewölbe hinauf, und hinaus in den weißlich-grauen, unheimlichen Duft der Wüste. Da ertönt sein Ruf: „Vorwärts! Vorwärts!“ „Vorwärts!“ schreien Andere nach, man treibt die Kameele zum eiligen Schritte an, Peitschen knallen, Zurufe ertönen, die Kameele verdoppeln ihre Schnelligkeit, aber nur, um nach wenigen Minuten in den vorigen langsamen und lässigen Schritt zurückzufallen. Die Thiere keuchen unter dem schweren Drucke der Atmosphäre und sind zu keiner anhaltenden Munterkeit zu bringen.

So geht es nur langsam vorwärts. Je weiter der Tag vorrückt, desto drückender wird die lastende Schwüle, desto unerträglicher die Glut der Sonne. Plötzlich ertönt ein gellender Schrei des Entsetzens und Erschreckens die ganze lange Linie der Caravane entlang: „Allah il Allah, der Samum!“ Ein schwarzgelber düsterer Schein breitet sich im Nu am ganzen östlichen Himmelsrande aus, während der Sandboden unter den Füßen qualmende Schwefeldünste auszuhauchen scheint, die jedem lebendigen Geschöpf fast den Atem benehmen. Die Kameele stöhnen und wollen nicht weiter schreiten, die Menschen heulen und schreien zu Allah und dem Propheten, der Emir brüllt mit lauter Stimme: „Nieder, nieder auf den Sand! Verhüllt das Haupt! der Tod der Wüste naht heran!“ Es bedarf kaum dieses Befehles. Im Augenblick sind alle Reiter von den Kameelen herunter; diese werfen sich auf den Boden und stecken Maul und Nase in den heißen Sand. Die Reisenden legen sich neben sie und hüllen ihre Häupter in Burnus und Decken.

Der weißliche Duft, der schon den ganzen Morgen über der Oberfläche der Wüste lag, gerät plötzlich in eine unruhig wogende, wirbelnde Bewegung. Erstickende Dünste, gelblich von Farbe, dem Boden entsteigend, vermischen sich mit ihm zu einem giftigen, schweren Gewölk. In schnellen Kreisen dreht es sich um sich selbst, erhebt sich dann mit furchtbarer Schnelligkeit nach oben und verdunkelt in einem Nu das ganze Himmelsgewölbe. Und jetzt dieses entsetzliche Zischen, Prasseln, Brausen und Toben in der Luft! Es scheint als bräche der Himmel zusammen und stürzte zermalmend auf die Häupter der Wanderer herab. Und näher kommt die schwarzgelbe Wand von Osten her — eine furchtbare, unheimliche, erschreckende Masse. Alles Lebende scheint unter ihrem Hauche ertödtet zu werden. Und da ist sie — ihr schrecklicher Hauch berührt die Karavane — Glut, Dunst, Vernichtung umwehen sie mit Donnergeprassel — tiefer scharren sich die Kameele ein, fester hüllt sich der Maure in sein weites Gewand — und über die Liegenden hin fliegt der Sturm. Ihre Lungen sind zusammengepreßt, daß das Atmen kaum möglich ist, ein schmerzhaft brennendes, prickelndes Gefühl auf der Haut verursacht unendliche Pein, der Körper scheint vom Feuer verzehrt zu werden.

Endlich läßt das Brausen, Knattern, Toben, Prasseln nach, verstummt allmälig gänzlich, aber die ganze Karavane ist mit einer Hülle feinen grauen Sandes bedeckt, und die einzelen Gruppen der Kameele und Menschen gleichen Grabhügeln, unter welchen alles Lebendige erstorben scheint.*) Jetzt regt es sich unter dem großen Leichentuche, erst hier, dann dort, dann überall. Menschen und Thiere schütteln den Staub von sich, und „Allah il Allah; Mahomed resoul il Allah!“**) ertönt der freudige Ruf. Der Emir el hadsch

---

*) Oft genug ist dieses auch der Fall. Im Jahre 1805 fand eine Karavane von 2000 Personen in dem glühenden Sandsturm ihren Tod.

**) Gott ist Gott und Mahomed sein Prophet.

ruft die Gläubigen zum Gebet, und nachdem dieses geendet, ordnet sich die Karavane wieder, und munterer, als vorher, geht es weiter, obgleich die drückende Glut der Atmosphäre sich wenig oder gar nicht abgekühlt hat. Aber neue Gefahr wartet. Der Samum hat die Wasserschläuche ausgetrocknet; der schrecklichste Durst plagt Mensch und Thier, und fern och ist die nächste Oase. Welch eine Qual, der Durst in der Wüste! Die Empfindung desselben äußert sich auf dem ganzen Körper durch eine außerordentliche Trockenheit der Haut Die Augen werden blutrot, Zunge und Mund außen und innen mit dickem Schleim überzogen, der dunkelgelb und geschmacklos ist und dem erweichten Wachse gleicht. Eine Ohnmacht oder gänzliche Ermattung hemmt die Bewegung; eine unsägliche Bangigkeit bedrückt die Brust und das Haupt; Leib und Hals sind wie zusammengeschnürt, so, daß man kaum atmen kann; einzele große Thränen träufeln aus den Augen. Zuletzt sinkt man nieder und verliert binnen wenigen Augenblicken das Bewußtsein. Wehe dem Unglücklichen, den dieses Loos trifft! Matt schlägt er noch einmal die Augen auf; er sieht seine Gefährten vorüber ziehen; er rafft seine letzten Kräfte zusammen, dem Zuge zu folgen, aber seine schmerzenden Glieder sinken zusammen. Die Karavane ist vorübergezogen; er sieht nur noch von fern eine wandelnde Linie; jetzt ist sie nur noch ein Punkt und endlich ist auch dieser verschwunden. Seine irrenden Blicke suchen umher und sehen nichts als endlose Oede; er legt sich nieder, um zu sterben, und nach einigen Tagen ist von dem Leichnam, den die Glut des Bodens schnell vertrocknet, nichts mehr übrig, als ausgebleichte Gebeine.

Noch ist die Oase nicht erreicht; Einer nach dem Andern sinkt verschmachtend zu Boden, zu helfen ist unmöglich; der Emir el hadsch ruft: „Rette sich, wer kann!“ Jetzt —

Der Himmel, der von Erze schien, sieh da, er kleidet sich in Stahl!
Wo blieb der Wüste lodernd Gelb? Wohin ich schaue, blendend Licht!
Es ist ein Schimmern, wie des Meers; das sich an Algiers Küste bricht!
Es blitzt und brandet, wie ein Strom; es leckt herüber feucht und kühl!
Ein riesger Spiegel funkelt es; glück auf, es ist vielleicht der Nil!
Doch nein, wir zogen südwärts ja; — so ist es wol der Senegal?
Wie, wär es gar das Meer mit seiner Wasser sprühndem Schwall? [3])

Vergebliche Hoffnung! Täuschung und Trugbilder sind es [4]), die Landschaft vergeht, der See wird zur Wüste, über welche Salzkrystalle, statt der Quellen ihren Glanz verbreiten. Da greift man zum letzten Rettungsmittel. Ein Theil der Kameele wird seiner Bürde entledigt, Koffer und Ballen der Wüste überlassen, denn was sollen noch die Güter des Lebens, wenn das Leben selbst in so großer Gefahr ist?! Man stößt den treuen Thieren den Dolch

ins Herz und wie lechzende Tiger fallen die Schmachtenden darüber her, trinken das Blut, verschlingen das wenige schmutzige Wasser, das sich im Magen vorfindet, — und in etwas gestärkt erreichen sie endlich die heiß ersehnte Oase. In wilder Hast drängt Alles dem Quell zu, ein unbeschreibliches Gedränge und Gezänke entsteht und nicht selten setzt es blutige Köpfe, ehe der Emir el hadsch Ordnung und Ruhe in das Getümmel zu bringen vermag.

Nur langsam erholt sich die Karavane, doch endlich, ehe die Sterne am Himmel verlöschen, bricht sie wieder auf. Bald hat sie ja das Ende ihrer Leiden erreicht; morgen vielleicht schon überschreitet sie den Wüstenrand. In stillem Ernste bewegt sich der Zug, der Unglücklichen gedenkend, welche im Sande verschmachtet liegen. Bald aber wird sie auf nicht sehr angenehme Weise aus ihrem Sinnen aufgeweckt. Wenn sonst in der Nacht alle und jede Stimme verstummte, alles Leben unter ihrem braunen Schleier schlummerte: hier, in nicht allzuweiter Entfernung vom Saume der Wüste, wird die schweigende laut. [5]) Ganze Horden hungriger Schakale folgen heulend und kläffend der breiten Straße, welche die Karavane einhält, um irgend eine Beute zu erhaschen. Jetzt schweigt der ganze Chor und gleitet wie ein dunkler Schatten wimmelnd durch das Mondlicht — dann beginnt einer davon ein kurzes Belfern, und wie auf dieß Zeichen erheben alle die Stimme zu gräulichem Tutti. So ein Schakal ist ein verschmitztes Thier, thut es an List seinem berühmten Vetter Reineke vollkommen gleich, übertrifft denselben aber in der Frechheit bei weitem. Er besitzt darin eine solche Virtuosität, daß er nicht allein den im Freien schlafenden Reisenden alles Lederwerk aus den Zelten stiehlt, sondern diesen sogar die Schuhe an den Füßen annagt. Den Menschen respectirt er nur insofern, als er ihn nicht anzubeißen wagt — das ist Alles. Sein nächtliches Geheul ist der Art, daß es „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann!“ In dasselbe stimmt jetzt eine Hyäne in gedehnten, schauerlichen Zügen mit ein; ein ohrenzerreißender Chorus! Plötzlich schweigt Alles — ein dumpfes, tiefes Grollen schüttert durch die Nacht — es ist des numidischen Löwen Stimme, die alle Geschöpfe mit bangem Schreck erfüllt. Majestätisch schreitet er einher, Beute suchend. (Siehe die Abbildung!) Seine ganze Physionomie trägt einen unverkennbaren Ausdruck von Würde und Kühnheit; sein mächtiger Körper ist kraftvoll, die Augen funkeln im Gefühl der Uebermacht, in Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit: kein Wunder, wenn selbst dem herzhaftesten Manne bei seinem ersten Anblick das Blut in den Adern erstarrt. — Jetzt hat er eine Gazelle entdeckt, die auf leichten Füßen dahereilte, um an der Lagune trüben Wellen ihren Durst zu löschen; er kauert im Strauchwerk — ein Sprung nun, und wie ein Pfeil schnellt er auf das erschrockene Thier los; ein Schlag mit seiner gewaltigen Tatze — sie liegt mit zerschmettertem Rückgrat am Boden; der Löwe faßt sie und, als wäre ihre Last nichts, eilt er mit ihr davon, um in Ruhe sein Mal zu halten. Ein hungriger Schakal folgt dem Thierkönig, mit

scheelen Augen die Beute betrachtend. Immer näher schleicht er sich heran. Da erhebt sich der Leu, die dicke Stirnhaut läßt Tod und Verderben aus den rollenden Augen blitzen; er fängt in gräßlichen, abgebrochenen Tönen an zu murren; schüttelt die Mähne, peitscht mit dem buschigen Schwanze abwechselnd den Boden und sich die Lenden — jetzt legt er sich zum Sprunge nieder, um den Zudringlichen zu züchtigen; aber — dieser nimmt Reißaus und flieht in zitternder Eile davon. — —

Die Sonne erglüht im Osten. Violett wird zu Purpur, zu leuchtendem Orange, zu flammendem Gelb. In einander wogen, zittern die Farben; da tritt die Sonne leuchtend aus ihrem goldenen Thore hervor und bei ihrem Lichte schweigt das nächtliche Geheul der wilden Bestien. Ehe sie niedersinkt, hofft die Karavane das heiß ersehnte Ende der Wüste zu erreichen. Wie schlägt das Herz des Reisenden, schon glaubt er jeder Gefahr entgangen zu sein, alle Leiden überstanden zu haben. Aber — wenn man sich am sichersten fühlt, ist die Gefahr schon häufig ganz nahe und schwebt drohend über unseren Häuptern!

Sorglos bewegt sich der Zug vorwärts; da plötzlich ertönt der Haltruf von der Spitze der Karavane her. In wütender Hast reitet der Emir el hadsch eine Erhöhung hinan, von welcher aus man einen großen Theil der Wüstenebene übersehen kann. Nur wenige Augenblicke und er kehrt schnell zurück, und „Beduinen! Beduinen!“ erschallt seine Stimme. „Haltet euch still, noch haben sie die Karavane nicht gesehen und vielleicht geht die Gefahr vorüber.“ Eitle Hoffnung! Schon stürzen die räubrischen Bewohner der Wüste im schnellsten Galopp und unter lautem Allahgeschrei heran. Es bleibt kaum so viel Zeit, die Lastthiere in die Mitte zu stellen und die Waffen zur Vertheidigung bereit zu halten. Jetzt treffen sie zusammen,

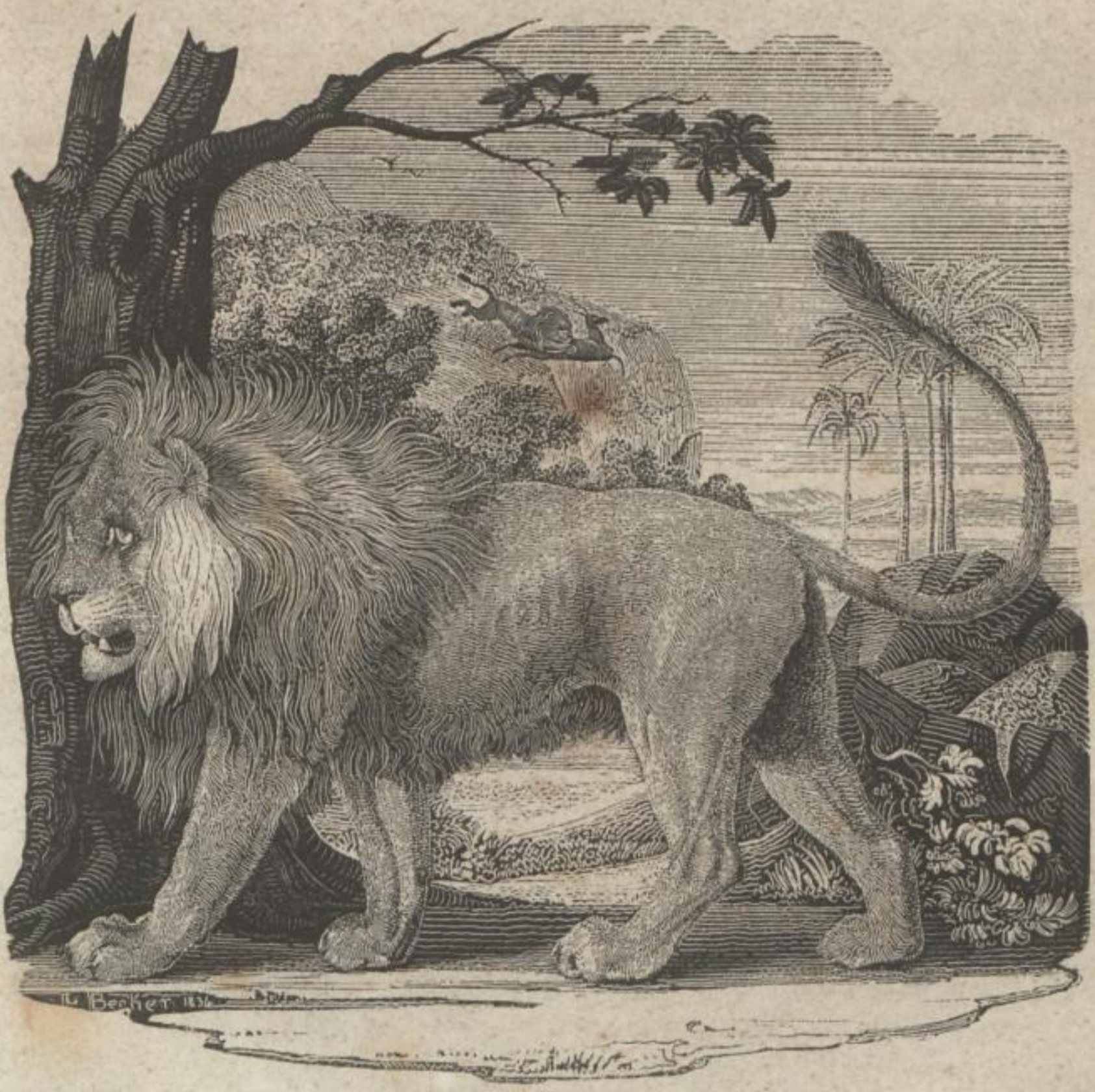
der Burnus faust, Pistolenschüße knallen,
im Sonnenglanz der Damascener blinkt,
aufblitzt der Staub, der Stuten Mähnen wallen,
und Mancher schwer getroffen niedersinkt.

Die Türken wehren sich tapfer und die Beduinen, solchen Widerstand nicht erwartend, ziehen sich nach und nach zurück und verschwinden, wie sie gekommen. Ein „Allah akbar!“*) erschallt aus tausend Stimmen und obwol erschöpft, zieht die Karavane siegestrunken fürbaß. Dunkele Flecken tauchen am äußersten Rande des Horizontes auf: es sind die Gipfel der Palmen von Bile-dul-scherid! Noch eine kleine Meile und hinter den ermüdeten Reisenden liegt die Wüste mit ihren Schrecken. — —

„Lange vor Mahom, dem Boten Allahs“ — erzählt der Sohn des Morgenlandes —, „lange vor Issa Ben Davd, dem Propheten, mit dem Frieden sei, ja lange vor Suleiman, der alle Geister zwang, und vor Moussa, der die Kinder Jäkäff durch das Meer

*) Gott ist groß!

im Osten führte, war die Wüste noch nicht. Fruchtbare Gärten dehnten sich an kühlen Bächen und hauchten milden Duft gen Himmel, wie die Rosengärten von Scharon, mit denen Segen sei. Aber das Volk, das die Früchte mühelos sammelte, ward böse; es wandte sich von dem, der die Erde in seiner Hand trägt, wie ein Starker den härenen Ball. Eblis, den Vertilger, beteten sie an, der das Feuer beherrscht in der Tiefe, aber nicht — wie sie wähnten — die Sonne in der Himmelshöhe. Ihm bauten sie Tempel, in denen seine Bilder standen mit dem Kopfe des krummgehörnten Widders, und sie nannten ihn Ammum (Ammon). Da ergrimmte er, der Alles kann. Er deckte die üppigen Gärten mit wirbelndem Sande und befahl der Sonne, die sie für Eblis Flamme gehalten, daß sie den Sand senge mit ihrem heißesten Stral. Eblis aber zwingt er, die Stellen, wo er einst angebetet ward, in ihrer Verödung zu schauen. Er breitet die Flammenflügel in wilder, ohnmächtiger Wut, und noch heute nennen ihn die Menschen Samum, den Vertilger."



Der Löwe, *Felis leo.*

Druck von *J. P. Achtelstätter.*

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

X.

Die Nordpolarländer.

— — Hinauf am Pol
da liegt ein kühles Winterland,
wo viele trübe Monde lang
die Erde deckt ein Schneegewand,
und scharfer Frost krystallne Brücken hohl
spannt über Fluß und Meer von Rand zu Rand.
Fr. Rückert.

Unter den Nordpolarländern begreift man jene ungeheuren Strecken von Land und Meer, welche zwischen dem Nordpole und dem Festlande von Asien und Amerika liegen, und unter denen die schreckliche Inselgruppe Spitzbergen mit 3 bis 4000 Fuß hohen Eisbergen und das bereits im 10. Jahrhundert durch Normänner entdeckte Grönland bis jetzt die bekanntesten geworden sind.

Diese Gegenden sind der Wohnsitz eines fast ununterbrochenen Winters. Wer von fröhlicher Schlittenfahrt heimkehrt zur behaglichen Wohnung, wer für ein Stündchen des Genusses in leichter körperlicher Anstrengung auf Schlittschuhen über die spiegelnde Fläche dahingleitet, mag vielleicht denken: „Das will nicht viel heißen; Eis und Schnee, was ists denn weiter?“ Ein funkelnder Contrast zum Frühlingsgrün, eine nervenstärkende Frische gegen die drückende Juliussonne! Aber er hat keinen Begriff von der furchtbaren Bedeutung, welche die Worte „Schnee und Eis“ in jenen Strecken annehmen. Steigt auch im Mai die Sonne über den Horizont

und stralt auf einige Zeit Gluthitze über die öden Felsen, so behauptet doch gar bald der strengste Winter sein altes Recht. Schon weilt die Sonne länger und länger unter dem Horizonte, nur noch einige schwache und streifende Stralen berühren die Erde, bis das holde Tagsgestirn endlich auf lange Monate ganz versinkt. Dichter Nebel steht wallend über dem dunkeln Meere; Himmel, Erde und Wasser verschlingt das unheimliche Düster, aus dem nur hier und da wunderbar gestaltete, blinkende Eisberginseln auftauchen. Mit dem beginnenden August löst sich die Atmosphäre auf in helles, wildes Schneegestöber. Es knistert und rasselt fortwährend in der Luft, wie wenn unzählige feine Nähnadeln an einander stießen, und bald deckt fußhoher Schnee den Boden. Während dem sind lange Eiskrystalle vom Ufer hinausgeschossen über die Meereswellen. Die Brandung zerbrach sie klirrend, aber immer neue Eisstralen wagten den Versuch, bis es ihnen gelang, ihr Netz fertig zu arbeiten und eine breite, dicke Eisdecke zu weben, unter welcher sich das Meer in vergeblichem Zorne emporhebt, um die hemmende Fessel zu sprengen.

Da liegt nun Land und Meer unterschiedlos begraben unter Schnee und Eis, furchtbare Oede ringsum, kein Strauch, keine Flechte, kein lebendes Wesen; soweit auch das Auge dringt — Tod, Vernichtung, lautlose Verlorenheit ins Unendliche.

Kein Mensch, kein Haus, soweit die Blicke schweifen,
kein Vogel auf dem Schnee und in den Lüften;
nah meinem Scheitel graue Wolkenstreifen,
und bleich der Mond, wie Lampenschein in Grüften.
Rings tiefe Stille, die Natur erstorben,
allüberall des Todes kalte Schauer! [1]) — —

Aber nun beginnt die Polarwelt auch ihre magischen Schönheiten zu entfalten. Hunderte von Meilen dehnen sich die Eismassen ins offene Meer hinaus. Hier türmen sie sich auf zu phantastischen Burgruinen, dort bauen sie einen zerfallenen Klostergang, an einem andern Ort bilden sie einen gefrornen Wasserfall, an dem man deutlich die Wasserstralen und die zurückprallenden Wellen erkennen kann. Ganz feenhaft ist das Leuchten, Flimmern und Funkeln dieser Eisgrotten und Eisruinen. Brennende Stralen hüpfen von Eiszacke zu Eiszacke, schmaragdgrüne Lichter schlüpfen aus tiefen Spalten, neben ihnen gaukeln blaue und gelbe Lichtschimmer. Welch Hüpfen, Haschen, Aufstralen und Verlöschen, welcher Wechsel und welche nie ruhende Emsigkeit dieser Lichtblitze! An jede Krystallkante klammern sie sich an, klettern den Eiswasserfall hinauf und herab, den Zauber noch zauberhafter machend. Dazwischen kracht es unaufhörlich, als spalte sich die Erde; klirrend bricht hier ein Eisgewölbe, dort ein Bogengang im Schneesturm in Trümmer, von der Kälte bald aufs Neue wieder aufgetürmt.

Den feenhaften Zauber der Polarwelt vollendet das Nordlicht. Mitten über den Eisfeldern steigt eine schwarze Wolke empor, aus

der hier und dort ein langer Lichtstral aufzuckt und über den Himmel dahinschießt. Dazwischen züngeln und spielen rote, gelbe und blaue Flammen. Jetzt einen sich die Stralen zu einem Bogen, der sich wie ein Diadem um den Horizont legt. Die Flammen werden lebhafter, sie fahren auf und ab, verbinden sich, trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Lichtguirlanden, Turmruinen, entblätterte Wälder, umgestürzte Parks; denn rastlos wogen und schwimmen die Lichtstralen durcheinander:

Lodernde Flammen mit wallenden Blitzen,
fliegende Düfte voll stralender Spitzen,
cirkeln sich, wirbeln sich, schießen zusammen;
leuchten und schrecken, verschwinden, entstehen,
wallen und zittern, erscheinen, vergehn.

Endlich erlischt die ganze Erscheinung, aber gleich zucken neue Stralen empor, ein neuer Lichtbogen bildet sich; auch er erlischt plötzlich um einem dritten Platz zu machen, der wiederum seine blutroten, schmaragdgrünen, himmelblauen und goldgelben Stralen spielen läßt, bis das ganze Zauberspiel in einigen Minuten im Dunkel der Nacht schwindet, die nun wieder ohne Unterbrechung Wochen lang fortdauert.

Man sollte meinen, daß in dieser Residenz eines fast ewigen Winters, diesen bei allem Zauber des im Eise gebrochenen und reflektirten Lichtes doch düstern, schauervollen Ländern alles Pflanzenleben unmöglich wäre. Aber mit Nichten!

Von der erdumgürtenden Zone des heißen Aequators
bis zu den beschneiten Bergen der nordisch langen Polarnacht:
ist kein Raum zu gering im weiten Dome der Schöpfung,
daß er nicht nähre Geschlechter der Lage geeigneter Pflanzen!

Gleich in den ersten Sommertagen entfalten eine Anzahl Blumen ihre glänzenden Blätter. Die Ranunkel und die Anemone tragen ihre reichen und verschiedenartigen Farben zur Schau; mehrere Arten des Steinbrechs treiben Blüten, und auch der gelbe Mohn bleibt nicht zurück. Kryptogamen sind in reicher Fülle vorhanden. Riesentange bilden im Meere ungeheuere Waldungen*), Moose und Flechten bedecken überall die Felsen. [2]) Im Ueberfluß wachsen Schwämme und Farrenkräuter, und alsbald nach dem Thauwetter füllen sich die süßen Gewässer mit Algen. Eine häufig vorkommende Art derselben (Protococcus nivalis) ist blendend rot, wächst mitten im Schnee und gibt demselben eine blutrote Farbe. — Samen von bei uns einheimischen Pflanzen, beim Beginn des kurzen, lichten Sommers in den Polarländern gesät, treibt rasch empor, die jungen Pflänzchen erliegen aber gar bald dem rauhen Klima. Fichten, Tannen, Lärchen und andere

*) Vgl. die nähere Schilderung dieser Pflanzen in dem Abschnitt: „das Meer."

Bäume widerstehen lange der Kälte, geschützt durch einen dicken, festen, beinahe zähen Saft, der ihnen die innere Wärme erhält; aber näher dem Nordpole nimmt die Vegetation ab und sinkt herab zu magerem, krüppelhaftem Gestrüpp, welches kaum ein paar Fuß hoch wird. Auch dieses selbst schwindet nach und nach, wird jedoch durch das Treibholz ersetzt, welches die Fluten von benachbarten Festlande herüberspielen.

Ueberreich ist die Thierwelt der Polargegenden, reicher fast, als unter der Glut der tropischen Sonne. Das Meer ist olivengrün gefärbt von unzählbaren Medusen (Meernesseln) [3]) weichen, gallertartigen Substanzen, die kein anderes Lebenszeichen von sich geben, als daß sie sich beim Berühren zusammenziehen. Sie bilden den Polarweideplatz. Mit ihnen wetteifern in Hinsicht auf Menge verschiedene Arten Krabben, die in allen Gegenden Nahrung finden und zur Nahrung dienen. Vom 40° an bis zum Pol findet sich der Hering in so großer Zahl, daß sein Fang Jahr aus, Jahr ein 20,000 Menschen beschäftigt. Von den eisigen Tiefen bricht er im Januar auf, schwimmt in so dichten Zügen, daß das Wasser dadurch geschwärzt wird, nach den isländischen, schottischen, irischen und französischen Küsten, kehrt im Juli wieder um und gegen Ende September in seinen Wohnsitz unter dem Eise des Pols zurück. — Fast ebenso bekannt, als der Hering, ist der Seehund, der eine Länge von 5 bis 6 Fuß erreicht. Sein Kopf ist hundeartig mit abgestutzten Ohren; die schwarzen, feurigen, mit Augenbraunen versehenen Augen sind sanft und ausdrucksvoll; um das Maul wächst ein starker Bart. Die Zähne sind so stark, daß er nötigenfalls einen armsdicken Stock damit zerschneiden könnte. Bei seiner Vertheidigung macht er davon höchst empfindlichen Gebrauch, obwol er von Natur ein friedliebendes Geschöpf ist, das kein höheres Glück kennt, als ans Land zu kommen und im warmen Sonnenschein ein Schläfchen zu halten. Das Fell des Seehundes ist kurzhaarig, bunt und tigerartig gefleckt und liefert den Bewohnern seiner heimatlichen Gegenden den Stoff zu Röcken, Hosen und Stiefeln, das Dach für die Hütte und das Zelt, das Material für Nachen und Kahn. Aber er gibt ihnen noch mehr — sein Blut ist ihre Kraftsuppe, sein Thran ihr Wein, sein Fleisch ihr Gemüse und Fleisch, Kuchen und Confekt. [4]) Dem Seehund gleicht an Gestalt des Leibes und der Glieder das Walroß (Seepferd, Seekuh), ein ungestaltes, schwerfälliges Thier von 12 bis 15 Fuß Länge und verhältnißmäßiger Dicke. Der dicke, unbewegliche Hals, die blutroten Augen, welche mit schrecklichem Blick auf dem haften, was sie betrachten, die nach vornen zusammengedrückte, zwischen zwei, an 2 Fuß lange Eckzähne der Oberkinnlade eingeschobene Unterkinnlade, die halbkreisförmigen Nasenlöcher, durch die das eingeschluckte Wasser wieder ausstralt, die runzliche, wenigstens 1 Zoll dicke Haut: Alles das macht das Walroß gerade zu keinem schönen Thiere, benimmt ihm aber in seiner Nützlichkeit nicht das Geringste. Die gewaltigen Hauer, deren ein einziger oft 10 bis

30 Pfund wiegt, sind ihrer Härte und Weiße wegen geschätzter als Elfenbein, die Haut liefert Hangeriemen für Kutschen, der dicke Speck eine reiche Ausbeute an Thran.

Der Riese der Polarmeere ist der Walfisch, das mächtigste aller Thiere, welche die Fluten des Oceans durchschneiden. Bei einer Länge von 58 bis 60 Fuß erreicht er ein Gewicht bis zu 1000 Ctr. Sein Kopf ist unverhältnismäßig groß und macht den dritten Theil der ganzen Körpermasse aus; die Kinnbacken halten 16 bis 20 Fuß in die Länge; die 20 Fuß langen Lippen verschließen eine Mundhöhle, in der ein kleiner Kahn mit Mannschaft bequemen Platz finden könnte. In der Nähe des Kopfwirbels befinden sich die Luft- oder Blaselöcher, durch welche das Thier atmet. Geschieht dasselbe unter der Wasseroberfläche, so wird dadurch eine beträchtliche Wassermasse 40 bis 50 Fuß hoch in die Luft gespritzt, wodurch ein dem Kanonendonner ähnliches Getöse entsteht. Der Schwanz des Walfisches ist 4 bis 5 Fuß lang, seine 20 Fuß breit und von furchtbarer Muskelstärke. Ein einziger Schlag schleudert ein großes Boot mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Peitscht er die Oberfläche des Wassers, so schäumt das Meer, und Wasserdünste verdunkeln die Luft; das entstehende Getöse wird meilenweit gehört und gleicht dem Brüllen eines fernen Sturmes. — Ein gefährlicher Feind des Walfisches ist der Sägefisch (Schwertfisch), ein Geschlechtsverwandter des Hay und von ihm hauptsächlich durch die 5 Fuß lange, schwertartige Verlängerung des Oberkiefers verschieden. Er ist äußerst lecker nach der Zunge des Walfisches und beißt dieselbe noch bei Lebzeiten ihres Inhabers an.

Wie den nordischen Meeren, so fehlt es den Ländern nicht an Thieren. In den Felsen- und Eishöhlen wohnt der Eisbär, der Thierkönig des Nordens; durch eine zottige Hülle von weißem, langem, weichem Haar und eine große Fettmasse in den Stand gesetzt, dem grimmigen Winter dieses Klimas zu trotzen. Er ist stark, mutig und wild. Dem Anscheine nach unbeholfen, fehlt es ihm keineswegs an Gewandtheit. Seine Sinnesorgane sind außerordentlich fein, besonders Gehör und Geruch. Wenn er über die weiten Eisfelder daherschreitet, hält er die Nase hoch und schleudert Blicke rings um sich her, um Beute zu erspähen. Walfischcadaver wittert er in weiter Ferne. Er schwimmt und taucht gut. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Seehunden, die seiner Stärke nicht gewachsen sind. Mit dem Walroß besteht er furchtbare und zweifelhafte Kämpfe; lebende Walfische wagt er nicht anzugreifen. Dem Menschen wird er leicht gefährlich. — In Rudeln durchstreifen Wölfe die schneebedeckte Gegend und lassen des Abends ihr erschreckliches Geheul hören. Sie dringen auf die verwegenste Weise bis an und in die Hütten der Eskimo, deren Hunde sie sich vorzugsweise zur Beute ausersehen. Gleich ihren zottigen Kameraden, den Bären, begeben sie sich auch wol auf das Eis, um den schlafenden Seehund zu überfallen. Allein dergleichen abenteuerliche Unternehmungen fallen nicht selten zu ihrem Verderben aus, denn

oft lösen sich die Eisschollen vom Ufer und werden durch plötzliche Windstöße, noch ehe die Beutemacher etwas davon merken, in die See getrieben. — Der Polarfuchs ist ein artiges kleines, im Sommer dunkelaschgraues, im Winter weißes Thier und gleicht in seinem wolligen Haar einem kleinen Pudel. Er ist in größter Anzahl vorhanden. Sein Fleisch schmeckt dem Ziegenfleisch ähnlich und wird gegessen.

Das wichtigste vierfüßige Thier der arktischen Welt ist der Hund; eben so geeignet zum Ziehen, wie zum Jagen. Die Hunde der Grönländer, Eskimo und Kamtschadalen sind groß und von wildem Aussehen. Sie haben die Gestalt unserer Schäferhunde, werden jedoch größer und kräftiger. Die Natur schützte sie mit Sorgfalt gegen die Kälte, nicht bloß durch ein sehr dichtes, langes Haar, sondern auch durch eine weiche, daunenartige Hülle, die sich im Beginn des Winters unmittelbar auf der Haut bildet und beim Herannahen der milderen Jahreszeit schwindet. Sie sind die eigentlichen und einzige Hausthiere in diesen öden Gegenden. Vor den Schlitten gespannt, schafft ein Dreigespann eine Last von 100 Pfund in 8 Minuten eine englische Meile weit fort, und selbst die dickste Finsternis und das furchtbarste Schneegestöber läßt sie ihren Weg nicht verfehlen. — Das Rennthier, das dem Lappländer Alles in Allem ist, wird in den Nordpolarländern nicht gezähmt; es ist nur Lieblingsgegenstand der Sommerjagd, liefert ein schmackhaftes Fleisch und Pelz zu den wärmsten und wertvollsten Winterkleidungen. Neben ihm findet sich noch der Bisamochse (Moschusochse). Dichtes Haar hüllt die plumpen Körperformen ein. Unter demselben breitet sich eine Lage zarter Wolle aus, welche gewebt, der feinsten Seide gleichkommt. Aus dem Schwanze fertigt man Mützen.

Die Vögel der Polargegenden sind fast alle von denen verschieden, welche in den heißen und gemäßigten Himmelsstrichen die Luft durchschneiden. Sie schimmern nicht mit dem glänzenden Gefieder des Kolibris, noch lassen sie die sanften Töne der Nachtigall erklingen oder die Luft von den reichen Melodien unserer übrigen Waldbewohner ertönen; übrigens bringen sie doch Leben und Klang in die weite Oede. Felsen und Gestade des Norden hallen wider von dem Geschrei der Möven, Taucherenten und anderer Vögel, die sich hier in einer Unzahl vorfinden. Ein beständiger Begleiter der Walfischfänger auf allen Stationen ihrer Fahrten ist der Sturmvogel. Er trotzt den furchtbarsten Stürmen und sitzt auf dem brausenden Kamme der berghohen Welle so ruhig, als wenn er auf der Oberfläche eines spiegelglatten Sees weilte. Sobald ein Walfisch an der Seite des Schiffes befestigt ist und man ihn aufzuhauen beginnt, sammeln sich die Sturmvögel zu Tausenden und harren auf die Stücke, welche weggeworfen werden. Das eigentümliche freudige Kreischen, womit sie ihre rege Begierde zu erkennen geben; die Gier, mit welcher sie nach dem Speck schnappen, und die erstaunliche Größe der Stücke, welche sie verzehren; der Neid, der gegen diejenigen an den Tag gelegt wird, welche den größten der

Leckerbissen errungen haben, und die gewaltsamen Anstrengungen, welche häufig gemacht werden, um ihnen denselben zu entreißen — Alles dieß gewährt den Seeleuten ein merkwürdiges und belustigendes Schauspiel. Bisweilen ist die Oberfläche des Meeres so von ihnen bedeckt, daß man Nichts zufällig hinwerfen kann, ohne einen Sturmvogel zu treffen. Wenn sie aufgescheucht werden, schlagen sie mit den Füßen gegen das Wasser, um den Aufflug zu beschleunigen, und bringen dadurch einen Lärm hervor, der Donnerschlägen gleicht.

Doch kommt der Sturmvogel nicht allein zum lecker bereiteten Walfischmale. Verschiedene andere Mövenarten stellen sich ein, um mit gleicher Gier Theil zu nehmen: die weiße Möve (der Schneevogel) mit glänzend weißem Gefieder und die blaue Möve, von den Holländern Bürgermeister genannt, die an Stärke und Heißhunger alle anderen übertrifft. Sie kreist gewöhnlich hoch in der Luft, oder sitzt auf den Gipfeln der Eisberge. Von hier aus heftet sie den Blick auf ihre Beute und stürzt mit Blitzesschnelle auf den Vogel, der im Besitz derselben ist und bei ihrem Angriff alsbald Verzicht darauf leistet. Ein Glück für die Schwächeren, daß solch ein Bürgermeister nicht häufig vorkommt!

In zahlreichen Gruppen durchkreuzen wilde Gänse Flüsse und Seen des Nordens. Sie sind ganz andere Thiere, als unsere zahmen, die, von der schweren Mast des Getreides und der Kartoffeln lebend, wol zum geruhigen Haus- und Weidethier umgewandelt, dabei aber zum Urbild der Dummheit geworden sind. Angewiesen auf das, was ihnen die karge Natur des Winters übrig läßt, ziehen sie in hohen, schnellen Flügen durch Nacht und Frost von See zu See. Die Compagnie der Hudsonsbay salzt jährlich an die 4000 Gänse ein zum Winterbedarf. Große Züge von Eidergänsen langen im Frühlinge an den nördlichsten Gestaden von Grönland an. Von ihnen rühren die köstlich weichen Eiderdaunen, von denen 1 Pfund mit 11 Gulden bezahlt wird. Die inneren Seen der arktischen Zone bewohnt der Schwan. Er ist der Wasservogel in höchster Vollendung. Alles an ihm ist schön, hehr, voll Majestät. Blendend schimmert sein schneeiges Weiß, prächtig hebt und biegt er den Wellenhals, leicht und frei schwebt er dahin, die Schwingen segelgleich gelüftet, jeder Umriß sanft sich schmiegend, jede Stellung seelenvoll, jede Bewegung edel: ein wechselndes Spiel der schwunghaftesten, anmutigsten Linien, gleich, als wisse er, daß die Flut selber im Anschauen seiner Schönheit weile. — Minder schmuckvoll ist die Ente, welche selbst im höchsten Norden noch weilt und der grimmigsten Kälte trotzt. Uebrigens ist der wilde Entrich kein unschönes Thier. Um den sammtgrünen Hals trägt er ein Band vom frischesten Weiß, die Brust ziert ernstes Braun, den grauen Flügel die stahlblauschimmernde Schilddecke.

Zu den arktischen Vögeln werden auch die Meerschwalben gerechnet, welche an den nordamerikanischen Küsten so zahlreich vorkommen, daß eine benachbarte Insel von ihnen den Namen erhalten hat. Sie liefern die wolschmeckendsten Eier. Der Bläß-

ling (das Taucherhuhn), dessen Haut eine sehr warme Kleidung gibt, der Sandpfeifer, das Haselhuhn, von welchem eine Art des herrlichen Fleisches wegen sehr gesucht ist, bewohnen alle das Innere von Grönland. Die meisten derselben verwandeln ihr graues oder braunes Sommerkleid in ein rein glänzendweißes Gewand während der Dauer des Winters.

Unter und zum großen Theil von diesen Thieren lebt das nomadische Volk der Eskimo („Rohfleischesser", wie dieses Wort auf gut deutsch heißt). Sie sind klein — mittlere Größe 4½ Fuß — aber breit und gedrungen mit dickem Kopf und Hals; das Gesicht ist breit, kurz, besonders gegen die Stirne hin platt und hat hervorstehende Backen; die Nase ist gequetscht, das Auge braungelb, das Haar schwarz, fettglänzend, hart und lang herabhängend. Der große, gewöhnlich halb offene Mund drückt dem ganzen Gesicht das Gepräge von Dummheit auf. Die Männer haben entweder keinen, oder einen sehr schwachen Bart. Die Weiber sind meist ebenso groß, als die Männer, und wenn auch in gewisser Beziehung eitel, doch im höchsten Grade schmutzig. Unreinlichkeit ist überhaupt bei diesem Volke ebenso charakteristisch, wie eine Freßgier, worin sie kaum das liebe Vieh übertrifft. Uebrigens ist der Eskimo ehrlich, gutmütig und nicht ohne Geschick in der Verfertigung seiner Kleider, Schlitten und Kähne. Im Sommer wohnt er in Zelten von Thierhäuten, im Winter (wenigstens in den nördlicheren Strichen) in Hütten, die aus Schneequadern wie eine Halbkugel zusammengefügt sind. Ein Stück klares Eis dient als Fenster; von der Decke hängt eine Thranlampe zur Heizung und zum Kochen. Jagd und Fischerei geben den Lebensunterhalt; sind sie unergiebig, wird gehungert; bei gutem Fange mehr geschlungen, als gespeißt.

Und doch fühlt sich auch dieß ärmliche Volk in seinem Eise und hier allein glücklich. Ein paar Eskimo, die man nach Kopenhagen gebracht hatte und hier alle Genüsse der Civilisation kosten ließ, wurden schwermütig und kränkelten. Man brachte sie nach Grönland zurück. Dort in ihren Schmutzhütten bei getrockneten oder verfaulten Fischen und Seehundsthran wurde ihnen wieder wol; sie griffen nach ihren Bogen, Pfeilen und Harpunen, fuhren auf ihren Hundeschlitten meilenweit auf der Eisrinde dem offenen Meere zu und wagten sich, wie früher, in ihren kleinen mit Fischbein zusammengebundenen und mit Robbenfellen überzogenen Kähnen keck in die sturmbewegte See.

XI.

Die Grasebenen Nordamerikas.

Von üppgem Gras ein grünes Meer,
ein blauer Himmel drüber her;
drin freie Indianerhaufen,
und wilder Rosse wildes Schnaufen — —.
Nik. Lenau.

Im Osten der Felsengebirge bis an den Missouri und vielfach bis in die Nähe des Mississippi, ja oft über diesen Fluß noch hinweg, spannen sich unabsehbare Ebenen aus, die man Prairien nennt. Ueber den größten Theil derselben ist ein hoch wogendes Grasmeer ausgegossen, das im leisesten Windhauch auf und nieder schaukelt und seine grünen Wellen in weiter Ferne mit dem Blau des Himmels mischt. Vergeblich sucht das Auge nach einem Haltpunkte, die Gräser schaukeln gar zu leichtsinnig; vergeblich lauscht der Seufzer nach einem Echo, es antwortet nur das langausholende Atmen der Natur im Winde, und die unendliche Ruhe, welche über der Fläche schwebt, wird von dem Summen der Käfer, dem Flattern der Schmetterlinge, dem Gleiten der Schlangen noch fühlbarer gemacht.

Es liegt ein wunderbarer Zauber in diesen weiten Strecken. Man sieht so wenig: Gräser und Blumen, einzele Baumgruppen, weidende Heerden und weit von einander gelegene Häuser, das ist fast Alles, das kehrt immer wieder und doch gefällt man sich dort. Es ist das eigene Kraftgefühl, welches den Wanderer froh macht, wenn er allein, allein mit dem Freunde, mit Pferd und Büchse, die weite, ungewisse Ferne durchzieht; es ist der frische Hauch einer Natur, die zum Theil noch ist, wie sie aus der Hand des Schöp-

fers kam. Die Seele versenkt sich bei dieser Umgebung so gern in ferne Zeiten, sieht die Geschlechter von Jahrtausenden kommen und gehen, die trauernden Schatten der Indianer fliehen und erbleichen und die kräftigen Schaaren der Weißen zu mächtigen Völkern erblühen. Wie das weite Meer mit dem gewölbten Himmel auch dem Rohesten zum Tempel des Höchsten wird, so durchbebt Jeden die stille, unabsehbare Prairie, über welcher sich der blaue Himmel gleichfalls endlos wölbt, nicht weniger mit Gefühlen heiliger Andacht.

Nirgends wird man so sehr an den Ocean erinnert, wie hier. Die Grasfläche gleicht bei dem leisesten Windhauche dem wogenden Meere; der dürre Baumstamm, der hin und wieder aus den grünen Wogen ragt, erscheint wie der abgetakelte Mast eines Schiffes auf hohlgehender See; der Dammhirsch, welcher durch die beweglichen Fluten der Gräser springt, gleicht dem Delphin, der in den Wellen des Oceans auf und nieder taucht; die Baumgruppen, welche wie dunkle Massen am Horizonte sichtbar werden, erscheinen wie Inseln, von Wellen umwogt. Sie führen auch wirklich den Namen Inseln, und sind so geschmackvoll von der Natur vertheilt, als wären sie mit dem größten Aufgebote der Kunst zur Verschönerung der Landschaft angelegt worden. Ihre Formen sind unendlich mannigfaltig. Bald erscheinen sie zirkelförmig, bald viereckig, bald in Schlangenwindungen. Gerne kehrt der Reisende bei ihnen ein. Dunkle Schatten, klares Wasser und Früchte aller Art reichen sie ihm dar, und sind schon Manchem, der sich verirrte und dem Hungertode nahe war, ein rettendes Eiland geworden. Sie haben alle das herrlichste, frischeste Gras zum Fußteppich und lassen weder Gesträuch noch Gestrüpp aufkommen. Bäume aller Art stehen hier gesellig neben einander und erheben sich, die Aeste ineinander verzweigend, zu einer Höhe, welche den Blick lähmt. Wilde Reben und Bignonien schlingen sich am Fuße dieser Stämme unter einander, schießen an den Aesten hundert Fuß und mehr hinauf, klimmen bis zur Spitze der Zweige, schwingen sich vom Zuckerahorn nach dem Tulpenbaume, vom Tulpenbaume zur Lebenseiche, indem sie zahllose Grotten, Gewölbe und Blumenbrücken bilden, und ihre Ausläufer hoch in den Lüften über die ganze Insel hinsenden. Mitten aus den Baumgruppen erhebt die Magnolie ihren unbeweglichen Kegel, und beherrscht mit ihren breiten, weißen Rosen die ganze Insel.*) Sie ist der Stolz der Wälder und weicht nur dem Palmbaume als Nebenbuhler. Mancherlei Thiere, welche die Hand des Schöpfers in diese Einsamkeit setzte, beleben die größeren Inseln in buntem Gemisch. Auf den Zweigen der Ulmen schaukelt sich der Bär und stellt den Trauben und dem Honig nach; schwarze Eichhörnchen spielen im dicken Laube der Nußbäume; langgeschwänzte

*) Die Magnolien, bei uns bloße Gartensträucher, erreichen in Nordamerika oft eine Höhe von über 100 Fuß.

Drosseln schweben von den Silberpappeln auf den Rasen nieder; grüne Papageien erklimmen kreisend die Wipfel der Cypressen. Sommer und Winter hackt der graue Specht an den Hickorybäumen oder Schierlingstannen, und der prachtvoll gefiederte Kolibri schwirrt, nicht größer als einer von unseren Hirschkäfern, um die Sträuche der Michiganrose. Schlangen zischen in den Baumgruppen der Platane, an deren Zweigen sie sich wie Lianen hin und her wiegen.

Einsam und verlassen findet man nicht selten in der stillen Ebene die zarte, sinnige Mimose. Sie steht so lieblich, so zart mit ihren feinen, aufgerichteten Blättern und Stengeln da und schaut so melancholisch drein, als ob sie erwarte, daß man ihr einsames Loos beklagen werde. Aber kaum hat man sich ihr genähert, so sieht man sie aufzucken und zusammenschrecken; die zarten Blätter legen sich scheu und verschämt zusammen, die grünen Zweige hängen plötzlich klagend herab. Die Erschütterung des Bodens, welche der Pflanze durch ihre langen, horizontal liegenden Wurzeln mitgetheilt wurde, wirkte erschütternd auf den ganzen Baum. Erst wenn man eine Strecke weiter gegangen ist, erhebt sie sich wieder, aber zitternd und bebend, ganz wie eine holde Jungfrau, die durch eine rohe Hand berührt, bestürzt und errötend das Köpfchen in die Arme sinken läßt, und erst wenn der Rohe gegangen, sich wieder emporrichtet.

Wenn die schwankende Wellenfläche der Prairie ihren beblümten Frühlingsmantel anlegt, so erscheint sie in ihrem schönsten Schmuck. Unzählige Prairienrosen, Tuberosen und Astern, so schön und üppig, wie sie kein Garten der Erde aufzeigen kann, erheben sich dann nickend aus den zarten, feinsten Gräsern, als wären sie eben erst aus der Hand des ewigen Werkmeisters hervorgegangen. Der Himmel ist so rein, die Luft so elastisch, die Brust wird so weit, daß man vor lauter Freuden jauchzen und singen möchte. Am frühen Morgen blicken tausend und abertausend Tropfen des reinsten Thaues feurig zum wolkenlosen, blauen Himmelsdome auf, und am Abend hüllt die sinkende Sonne jede der Inseln in einen leichten blauseidenen Dunstschleier ein. Schwärme von Feuerkäfern ziehen nach allen Seiten hin, gleich den Phosphorfunken der Meereswellen, und erhellen, irrenden Lichterchen gleich, die immer zunehmende Dunkelheit. Die Wippporwill läßt ihr melancholisch klagendes Lied in die schweigende Nacht ertönen; dreimal erschallen die langgezogenen Töne, und dann ist alles still, bis die wilden Bestien der Finsternis ihren Gruß der Nacht entgegen heulen. Eigentümlich sind diesen ungeheuren Wiesenteppichen die Luftspiegelungen*), welche das Sonnenlicht an manchen Tagen hervorzaubert. Man sieht Gärten und Hügel, Türme und Säulenhallen, Seen und Ströme von gediegenem Silber am fernen Hori-

*) Vgl. die betreffende Stelle in der Schilderung der Sahara und die dazu gehörige Anmerkung!

zonte schweben, sich verwandeln und wieder verschwinden, als ob man sich auf verzaubertem Grund und Boden befände.

Im Sommer ist die Prairie mit langem, rauhem Grase bedeckt, welches bald eine gelbliche Farbe annimmt und wie eine reife Ernte im Winde sich bewegt. Allmälig verkohlt die Grasdecke und zerfällt in Staub. Der erhärtete Boden klafft auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüt des Wanderes. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die drückende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden weht. Um diese Zeit sind Feuersbrünste nichts Seltenes. Das kleine Feuer eines wandernden Indianerstammes ist häufig die Ursache eines Brandes, welcher mit der Schnelligkeit des Windes über die weiten Prairien sich verbreitet, Wälder und Gebüsche in Asche vewandelt und selbst schmälere Flüsse überschreitet, bis ein breiter Strom, ein See, eine kahle Bergkette oder eintretende Regenzeit seiner verheerenden Gewalt Grenzen setzt. Hören wir die Schilderung, die in den, vom Kapitän Marryat herausgegebenen, Reisen und Abenteuern Violets von den Schrecken eines solchen Prairienbrandes gemacht werden!

— — — Bei der großen Dürre dieses Sommers waren die Bäche in den Schluchten versiegt, so daß wir und unsere Pferde oft tagelang vom heftigsten Durst geplagt wurden. Endlich fanden wir einen klaren, frischen Bach, lagerten uns am Ufer desselben, machten ein Feuer an, um die Wölfe abzuhalten, wickelten uns in unsere Decken und schliefen ein.

In der Nacht wurde ich plötzlich durch die unruhigen Bewegungen unserer Pferde geweckt. Ich glaubte, es seien Wölfe in der Nähe, legte mich mit dem Ohr auf den Boden und horchte, ob sich irgend ein Geräusch vernehmen ließ. Ich hörte nichts als den Wind, der durch die dürren Gräser strich; versuchte deßhalb durch schmeichelnde Worte die Thiere zu beruhigen, aber umsonst. Zitternd schnaubten sie den Luftzug an; ein eigentümlich brandiger Geruch verbreitete sich; ich betrachtete den fernen Horizont genauer, dunkle Rauchmassen erhoben sich dort, jetzt erschien der Himmel sanft gerötet: — „Auf! Auf! Ihr Freunde! Schnell die Pferde gesattelt! Rettet euer Leben! Die Prairie steht in Flammen, und die Büffel jagen gegen uns heran“!

Da waren keine Worte zu verlieren; Alle sprangen auf, es galt das Leben. Nur die schnellste Eile kann retten. In einer Minute sind die Pferde gesattelt, in der zweiten jagen wir schon über die Prairie hin. Es bedurfte nicht des Antreibens der Pferde, der Naturtrieb lehrt diese Thiere die drohende Gefahr, und von selbst thun sie das Aeußerste, sich und damit zugleich uns durch die Flucht zu retten. Und

Hurrah! Heissa! Hopp, Hopp, Hopp,
gings fort im saußenden Galopp,
daß Roß und Reiter schnoben,
und Kies und Funken stoben. [1])

Eine Stunde lang jagen wir mit unverminderter Schnelligkeit fort, da fühlen wir plötzlich, daß die Erde hinter uns zittert, und bald schlägt das entfernte Gebrüll und todesängstliche Geheul zahlloser Thiere aus der Ferne an das erschreckte Ohr. Immer schwerer und drückender wird die Luft, und eine Flamme, ein Flammenmeer, rascher als der Wind, steigt auf am Horizonte und kommt von Sekunde zu Sekunde näher. Flüchtiges Rotwild aller Art schießt pfeilschnell an uns vorüber; Hirsche in Gesellschaft von Panthern und Bären springen über die Gründe; wie ein Traumbild fliegen Heerden von Elennthieren und Antilopen vorbei, und dann rast wieder die gestreckte Gestalt wilder Pferde oder die plumpe Masse eines Büffels über die Ebene.

Unsere Pferde strengen jede Nerve an; mit der Schnelligkeit des Sturmwinds fliegen wir dahin, und doch dünkt es uns Geängstigten, als ob wir stille ständen. Die Luft verdichtet sich noch mehr; die Hitze drückt erstickend; lauter und entsetzlicher tönt das Geheul und Geschrei der verfolgten Verfolger in Ohr und Gemüt, und so gräßlich, wie aus den Tiefen der Unterwelt, klingt zuweilen das Geschrei der Todesangst, daß die Pferde in ihrem tollen Laufe eine Sekunde erschreckt und zitternd stille halten, ehe sie der Schrecken weiter jagt.

Ein edler Hirsch fliegt an uns vorüber. Seine Kraft ist gebrochen, und in wenigen Minuten liegt er todt am Boden. Aber bald eilt mit dem rauschenden Getöse des Wirbelwindes die ungeheure Masse schwererer und unbehilflicherer Thiere nach. Büffel und Pferde, Alles vermengt, ein ungeheurer dunkler Körper, Meilen breit, Meilen lang, ein unermeßlicher Klumpen wälzt sich mit der Schnelligkeit einer rollenden Kugel heran, jedes Hindernis niedertretend. Noch etwa eine halbe Stunde ist dieser walzende Fleischberg hinter uns; die Pferde sind fast erschöpft; wir sind verloren, in wenig Minuten werden wir zerstampft sein. —

In diesem fürchterlichen Augenblick ertönt fest und gebieterisch Gabriels helle Stimme. Gewohnt an die Gefahren der Wildnis, schaut ihnen der erfahrene Jäger ungebeugt und entschlossen ins Angesicht. „Herab von den Pferden! Zwei mögen sie festhalten! die Andern streifen ihre Hemden ab! Schnell!“ Unwillkürlich gehorchen Alle. Gabriel zündet ein Stück Zunder auf der Pfanne seines Gewehres an, und bald lodert aus Hemden und Tüchern, verdorrtem Gras und Büffeldünger ein mächtiges Feuer empor, emsig geschürt und verstärkt durch neu hinzugetragene Haufen dürren Grases.

Ein Beben der Erde, als ob sie in ihren Grundvesten wanke, ein Angstgeheul, ein Gebrüll der Wut und des Schmerzes verkündet uns jetzt das Anrücken der schrecklichen Thiermassen. Schon können wir ihre Hörner, ihre Füße unterscheiden — das Feuer

ist im Erlöschen, die Flammen sinken zusammen — wer hat die Kraft, die Besinnung, sie zu nähren? — Sie rücken heran, die rasend gewordenen Zehntausende; wie glänzend funkeln ihre Augen; wie steht ihnen der Schaum auf dem triefenden Rücken! Beugen sie aus? Springen sie dem Feuer seitwärts? Großer Gott, nein! Immer näher und näher kommen sie, die sichere Todesboten. Der Augenblick, wo wir zermalmt werden müssen, ist da. Gräßlich! Gräßlich!

Ein Knall, ein gewaltiger Luftdruck, eine plötzlich aus dem Feuer aufsteigende blaue Flamme, ein Gebrüll, als heulten Millionen Büffel auf einmal, — was ist geschehen? Jede Sekunde erwarteten wir, von den Hufen zertreten zu werden; aber der Augenblick kam nicht, nur die Erde zitterte, nur unser Herz bebte; der Tod kam nicht.

Auf seine Büchse gestützt, lehnte Gabriel, mit scharfem, aber ruhigem Blick die Lage überschauend. Im Augenblicke der höchsten Gefahr hatte er die Flasche mit Brandwein geopfert; sie war zerplatzt, und zurück prallten die zottigen Bestien vor den aufschießenden Blitzen der scharfen, blauen Feuersäule, und Hunderten derselben brachte die entstandene Stockung einen zerquetschenden Tod. Ringsum nichts als die schwarzen Mähnen der plumpen Thiere; kein Spalt war in den fliehenden Massen bemerklich, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, das Feuer zu meiden.

Wird die Linie offen bleiben? wird sie sich schließen? Unser Leben hängt davon ab. Sobald ein Thier durch das immer niedriger brennende Feuer springt, werden Tausende nachsetzen, und alle Mühe und Besonnenheit Gabriels wird zu Schanden, wir sind dann verloren.

Die Sekunden, während derer die Thierhaufen rechts und links vorüberdrängen, werden uns zu martervollen Stunden, bis endlich die Kolonnen dünner und dünner werden. Zuletzt sind wir nur noch von den schwächeren und erschöpfteren Thieren des Nachtrabs umgeben. Die erste Gefahr ist vorüber, aber eine andere eben so große naht heran. Die ganze Prairie steht in Flammen, und die zischenden Fluten des Feuers rücken mit furchtbarer Schnelligkeit auf uns los. Die Pferde haben wieder einigen Atem gewonnen, darum frisch in die Sättel! Und gejagt von der Todesangst, rasen wir nun den Büffeln nach.

Es war ein furchtbarer Anblick! Ein Feuermeer in seiner tobenden Wut, während seine Wellen außerordentlich schnell vorwärts treiben, das grauenhafte Zischen derselben aber das Blut in den Adern stocken macht. Flammen und Feuer auf der Prairie und in der Luft, eine Rauchwolkenmasse darüber und ringsum, und wir in dieser gräßlichen Gefahr nur angewiesen auf die Schnelligkeit unserer Thiere!

Immer jagten wir weiter und weiter. Das Feuer war dicht hinter uns. Da gewahrten wir auf einmal, daß etwa eine Viertelstunde von uns die unermeßliche Heerde einen tiefen Schlund erreicht

hatte, den die Thiere in der Todesangst zu überspringen suchten, wobei Tausende auf Tausende in den 300 Fuß tiefen Abgrund stürzten.

Immer geschwinder fliegt das Feuer heran, immer heftiger lodern die Flammen auf, als wollten sie ihre Beute nicht fahren lassen; seine Wogen wirbeln über den Köpfen hin und ersticken uns fast mit ihrer Hitze und ihrem schwarzen Rauch. Eile ist Leben, der Schlund muß uns retten oder begraben. Wir halten am Rande, springen hinab und erreichen, gefühl- und bewegungslos, turmtief den Boden. Zur Besinnung gekommen fühlten wir uns unverletzt; das Zischen und Krachen des Feuers aber dauerte oben über unsern Häuptern fort, und schaudernd sahen wir zu den Flammen hinauf, die am Rande des Abgrundes fortwüteten, bald auflodernd, bald sich senkend, als wollten sie nicht ruhen und nicht rasten, bis alles Leben auf den unermeßlichen Prairien vernichtet sei.

Wir waren gerettet. Unser Sprung brach sich an der ungeheuren Masse von Thieren, auf den Tausenden von Leichnamen, die kurze Zeit vorher den Satz über den Abgrund aus Furcht vor dem Feuer oder gedrängt von den nachstürzenden Massen gemacht und bei demselben Hals und Beine in der Schlucht gebrochen hatten, so daß ihre Leiber wie Kissen uns aufnahmen. Wir wickelten uns aus diesem Chaos heraus und gewannen tiefer unten einen freien Platz, auf dem wir ausruhten.

Am zweiten Tage hörten wir furchtbare Donnerschläge, ein schweres Wetter zog herauf, der Sturm flog heulend in das Flammenmeer, ihm folgten unaufhörliche Regengüsse und in kurzer Zeit war auch das letzte Aufflackern des Brandes gelöscht.

Am Morgen des dritten Tages setzten wir unsere Reise fort und folgten dem plötzlich hoch aufgeschwollenen Bache einige Meilen abwärts, über Tausende von todten Thieren, die das schäumende Wasser nicht wegzuspülen vermochte. Wir schlugen den Schlangenpfad ein, auf dem die Thiere heraufgestiegen waren und befanden uns gegen Mittag auf der Fläche der Prairie. Welch ein trostloser Anblick! So weit das Auge reichte, war die Erde nackt und geschwärzt. Nicht ein Grashalm, nicht ein Busch war den furchtbaren Flammen entgangen, und halbverbrannte Leichname von Rotwild und Büffeln bedeckten zu Tausenden die Ebene. — —

Solche Brände sind, wie schon gesagt, im Sommer in den Prairien gerade keine allzugroße Seltenheit; der längere Zeit anhaltende Regen verändert aber die Scene gar bald wieder. Die durch die Glut versengte Fläche überzieht sich mit neuem Grün, rasch und üppig schießt die junge Vegetation in die Höhe. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genuß ihres Lebens und finden ihren Tisch reichlich gedeckt. Bei ihrer Betrachtung wollen wir noch etwas verweilen!

Der Büffel — oder richtiger Bison — ist unter allen Thieren des Prairienlandes das bei weitem wichtigste. Einst war er über

das ganze Land vom Felsengebirge bis zum atlandischen Ocean verbreitet; jetzt ist er auf die westlichen Landstriche beschränkt. Der Europäer, welcher zum erstenmale ein solches Thier sieht, ist nicht wenig erschrocken. Das Auge, welches nur stumpfe Wildheit ausdrückt, die schwarzen, spitzen Hörner, welche auf der Stirne drohend emporgerichtet sind, die dichte schwarze oder rostfarbene Mähne, die Hals und Brust bedeckt und bis auf die Beine herunterreicht: dieß Alles gibt dem Büffel ein wildes, Furcht erregendes Aussehen. Dabei erreicht er eine Höhe von 6 bis 7 Fuß, eine Länge bis zu 9 Fuß und oft das ungeheure Gewicht von 20 Centnern. Kein Wunder, daß sein schwerer Lauf den Boden erschüttert, und, setzt sich eine Heerde von mehreren Tausend Stück in rasche Bewegung, die Erde meilenweit erdröhnt! Wo die Büffel eine Zeitlang geweidet haben, ist der Boden wie abgeschoren; was sie nicht fressen, zerstampfen sie mit den Klauen. Wegen des geschätzten Fleisches und der vortrefflichen Haut bilden sie einen Hauptgegenstand der Jagd sowol bei den Indianern, als bei den Weißen, und Millionen werden jährlich getödtet. Die eigentliche Büffeljagdzeit ist der August und September, wo sich die Thiere an manchen Orten in solcher Menge sammeln, daß die Prairie meilenweit ganz schwarz von ihnen ist. Man sieht dann Heerden von mehreren Tausenden in eine dichte Staubwolke gehüllt mit dumpf donnerndem Gebrüll hin und herschweifen. Rasch finden sich nun auch die Jäger ein; aber die Jagd ist nicht ohne Gefahr und erfordert viel Mut und Geistesgegenwart. Gewöhnlich sucht man die Führer von der übrigen Heerde zu trennen, wodurch diese dann in Unordnung gerät und im Sturmwind nach allen Seiten aus einander stiebt. Der gellende Schrei, mit welchem der Jäger auf schnellem Rosse in die Büffelheerde sprengt, der dichte Wald von Hörnern, in welchem er plötzlich verschwindet, das donnernde Gebrüll der schwarzen, lebendigen Masse, das strömende Blut eines Verwundeten, der blutige Schaum der Nüstern, der wütende Blick der Augen — Alles dieß hat etwas Grausiges und macht das Herz auch des Kühnsten schneller pochen. Nicht selten bleibt der Büffel Sieger und trägt Mann und Roß auf seinen Hörnern todt vom Kampfplatze hinweg.

Neben den Büffeln tummeln sich auf den weiten Ebenen des Prairienlandes die Mustangs (wilde Pferde) in großen Heerden herum; werden jedoch mehr im Süden, als im Norden angetroffen. Freie Bewohner dieser Gegenden beugen sie sich nur schwer dem Zwange, den ihnen der Mensch aufzulegen sucht; verlieren auch unter dem Sattel viel von ihrer natürlichen Schönheit. Man fängt sie mit dem Lasso, einem langen, aus fingerbreitem Leder gedrehten Riemen. Das eine Ende desselben hat der Mustangjäger an den Sattelknopf seines Pferdes befestigt, das andere, eine Schlinge bildende Ende, hält er in der Hand. Hat er nun einen Trupp dieser unbändigen Thiere aufgestöbert, so sucht er ihnen vor Allem den Wind abzuschneiden und so nahe als möglich zu kommen. Ist dieß geglückt, dann wirft er mit nie fehlender Hand einem Thiere die

Schlinge über den Kopf und wendet dabei zugleich sein Pferd schnell herum. Der äußerst heftige Ruck des in entgegengesetzter Richtung fortschießenden Reiters betäubt das atemlose Pferd so gänzlich, daß es rücklings geworfen zur Erde fällt und regungslos daliegt. Nun wird es geknebelt und ihm ein pfundschweres eisernes Gebiß in den Mund gelegt. Hierauf werden die Fesseln weggenommen, ein verwegener Reiter schwingt sich auf seinen Rücken, ohne Decke und ohne Sattel, aber mit furchtbaren, 6 Zoll langen Sporen an den Füßen. Kaum hat das Pferd die erste Last auf seinem Rücken verspürt, so sucht es in wilder Weise rechts und links den Reiter zu beißen. Gelingt ihm dieses nicht, so bäumt es sich kerzengrade in die Höhe, fällt plötzlich wieder auf die Vorderfüße nieder und schlägt weithin mit den Hinderfüßen aus. Sein Blick wird immer wilder, das Maul immer schäumender, das Schnauben der roten Nüstern immer gewaltiger. Doch wie angewachsen sitzt der Reiter, das Schütteln und Springen, das Tanzen und Schlagen hat dem Pferde nichts geholfen. Es zittert vor Wut am ganzen Leibe, blutiger Schaum dringt aus seinen Nüstern, feurige Blicke schießen aus seinen Augen. Im stärksten Galopp entflieht es jetzt in die weite Ebene. Wie toll setzt es über breite Gräben hinweg, rennt in Baumgruppen hinein, ohne des Zügels zu achten. Je toller es wird, je ruhiger und kaltblütiger bleibt sein Reiter. Bald sich bückend oder zur Seite biegend, entgeht er den Streichen der herabhängenden Zweige; bald die Mütze zur rechten oder zur linken Seite schwenkend, erschreckt er das Auge des Pferdes, daß es die Richtung seines sausenden Laufes ändert, um nicht an einem Baumstamm zu zerschellen. Da ist kein Haltens, es setzt seinen Lauf so lange fort, bis es auf dem Punkte ist, zusammenzubrechen. Ist es ihm nun nicht gelungen, den Reiter abzusetzen, so erklärt es sich für überwunden. Das so ungefügige Thier läßt sich jetzt lenken und leiten, wie der Reiter es will. In toller Wut war es in die Ebene gerannt, langsamen Schrittes, jeder Bewegung des Zügels gehorchend, kehrt es zurück. Hatte aber der Reiter das Unglück zu stürzen, und ist somit das Pferd Sieger geblieben, so ist es für immer unbrauchbar und wird am beßten wieder laufen gelassen.

Heerden von Mustangs, in Schwindel erregenden Kreisen die Prairien durchsausend, gewähren einen stolzen Anblick. Scheu weicht vor ihnen die flüchtige Antilope zurück, bescheiden tritt der Hirsch zur Seite; aber lauernd steht der Wolf im Hintergrunde, ob er nicht unversehens ein Füllen erhaschen kann. Dieser unverschämte, gefräßige Gesell gleicht seinem Bruder in Polen und Rußland auf ein Haar. In hellen Haufen nähert er sich schleichend und mit großer Schlauheit den weidenden, nichts ahnenden Heerden, umstellt sie in einem großen Kreise, rückt ohne alles Geräusch immer näher und näher heran und stürzt, wenn er seiner Sache gewiß ist, unter lautem Geheul auf seine Beute los. Wissen sich die scheuen Füllen oder täppischen Büffelkälber nicht rasch genug mitten in den Haufen der Alten zurückzufinden, so ist es um ihr Leben

geschehen. Noch ehe die mutige Mutter sich recht besinnen kann, liegt ihr Kind schon in dem Rachen des davon eilenden Wolfes. Uebrigens verschmäht dieser auch Hirsche, Antilopen und Hasen nicht; ja zu sehr von Hunger geplagt, vergißt er selbst den Respekt vor dem Jäger und seinem Feuergewehr.

Obschon der Wolf das Dickicht liebt, so hat er doch in den Prairien diese Vorliebe aufgeben und seinen Versteck unter der Erde suchen müssen. Er ist hier ein Höhlenbewohner geworden, gleich dem Prairienhunde, der zu Tausenden mit seines Gleichen nachbarlich unter der Erde lebt. Auf einer Strecke von mehreren Meilen sieht man oft Höhle neben Höhle und vor jeder einen jener Hunde auf den Hinderfüßen sitzen und sich sonnen. Bei Annäherung von Menschen erheben sie ein heftiges Geschrei, bewegen ihre kurzen Schwänze und nehmen eine Stellung an, als seien sie auf einen heftigen Kampf gefaßt, aber sobald man ihnen näher tritt, ziehen sie sich in ihre Höhle zurück, um welche die aufgeworfene Erde einen festen, runden Wall bildet. Uebrigens gleichen diese Thiere bei weitem mehr einem Hamster oder Murmelthiere, als einem Hunde. Sie sind nur gegen 16 Zoll lang, haben ein gelbbraunes Haar, einen breiten Kopf, kurze Ohren und scharfe, zum Graben eingerichtete Krallen. Mit und neben ihnen, oft in ihren Höhlen wohnen Klapperschlangen und kleine Eulen. — An Vögeln ist die Prairie arm. Nur das Prairienhuhn und der wilde Puter kommen in großen Schaaren vor, halten sich aber mehr in der Nähe der Waldungen auf. Der letztere ist der Herold des Morgens, den er durch fröhliches Kollern verkündet:

— — — von dem Wipfel
dort der Magnolia verkündet laut
des Morgens Graun sich durch des Truthahns Simme.
Von Baum zu Baume dringt des Weckers Ruf,
bis weit und breit der ganze Forst erschallt. [2])

Mit diesen Thieren lebt der kupferfarbene Indianer in den Prairien, um von ihnen seinen Tribut an Fleisch und Thierhäuten zu fordern. Er ist meist gut gewachsen, zuweilen selbst schön gebildet; lebt nur für Jagd und Krieg und entwickelt bei der ersteren viele Geschicklichkeit, im letzteren ungemeine List, große Gewandtheit und noch größere Grausamkeit. Die Frauen werden fast überall gering geschätzt und als bloße Lastthiere angesehen. Sie besorgen den Anbau des Landes, wo derselbe überhaupt betrieben wird, machen den Männern die Kleider, bereiten die Speisen, schlagen die Zelte und Hütten auf und gerben die erbeuteten Felle.

Von den Weißen ihrer ehemaligen Jagdgebiete im Osten beraubt und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter gen Westen gedrängt, bewohnen die Indianer die Wildnis zwischen den Staaten Texas, Missouri, Java und dem Felsengebirge. Die Blattern und der Brandwein haben die einst zahlreichen Stämme sehr vermindert, ja einzele Völkerschaften sind hierdurch, sowie durch die häufigen Fehden, in denen sie unter einander leben, ganz vertilgt worden;

so daß im Gebiete der Union nur noch ungefähr 600,000 vorhanden sind.

Jagd ist, wie schon bemerkt, ihre Hauptbeschäftigung, und wir finden darum bei ihnen auch alle die Tugenden und Untugenden des abenteuernden Jägerlebens. Wenn der Kampf um die tägliche Nahrung die Körperkraft steigert, wenn die stete Gefahr den Mut stählt und kalte Besonnenheit zur Gewohnheit macht; wenn der Indianer Entbehrungen, Hitze und Kälte, Schmerzen und Verluste mit unbeugsamem Sinn kalt ertragen lernt, so wird er durch die Sorge um die eigne Existenz egoistisch, streitsüchtig und hartherzig; seine Gedanken sind auf Mord gerichtet, seine Unterhaltung bezieht sich auf Waffen und Abenteuer. Die Unsicherheit des Jagdgewinnes, der Wechsel von Ueberfluß und Mangel macht ihn sorglos; zwischen Gefräßigkeit und Hunger schwankt sein Leben hin und wieder.

Armselig wie sein äußeres, ist auch sein inneres Seelenleben; sittliche Begriffe sind ihm unbekannt, sein Gott ist nur ein meisterhafter Jäger, seine Seligkeit im Jenseits eine Fortsetzung blutiger Jagden. Sorgfältige Beobachtung der Thierwelt ist der einzige geistige Gewinn, den er aus seiner täglichen Beschäftigung zieht, mit dessen Bezeichnung er seine Sprache bereichert; Jagdabenteuer und Jagdlisten der Nahrungsstoff seiner Phantasie, Haß, Vernichtungstrieb und Rache die Gedanken und Empfindungen seines wilden Herzens, Unmenschlichkeit seine Tugend, barbarische Unempfindlichkeit sein Stolz, Menschenschädel und Scalpe sein Schmuck.

Trefflich schildert Lenau den trotzig-wilden, unversöhnlichen, rachheißen Charakter der Indianer in seiner Großartigkeit und Furchtbarkeit:

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
schmettert manche Rieseneich in Splitter,
übertönt des Niagara Stimme,
und mit seiner Blitze Flammenruten
peitscht er schneller die empörten Fluten,
daß sie stürzen mit empörtem Grimme.

Indianer stehn am lauten Strande,
lauschen nach dem wilden Wogenbrande,
nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der Eine, mit ergrautem Haare,
aufrecht überragend seine Jahre,
die zwei Andern seine starken Söhne.

Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet,
und sein Blick sich dunkler jetzt umnachtet,
als die Wolken, die den Himmel schwärzen,
und sein Aug versendet wildre Blitze,
als das Wetter durch die Wolkenritze,
und er spricht aus tief empörtem Herzen:

„Fluch den Weißen! ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,

die, einst Bettler, unsern Strand erklettert!
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!
Hundert Flüche jedem Felsenriffe,
das sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich übers Meer in wilder Eile
fliegen ihre Schiffe, giftge Pfeile,
treffen unsre Küste mit Verderben.
Nichts hat uns die Räuberbrut gelassen,
als im Herzen tödtlich bittres Hassen:
kommt ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!“

Also sprach der Alte, und sie schneiden
ihren Nachen von des Ufers Weiden,
drauf sie nach des Stromes Mitte ringen;
und nun werfen sie weithin die Ruder,
armverschlungen, Vater, Sohn und Bruder
stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbrochne Donner krachen,
Blitze flattern um den Todesnachen,
ihn umtaumeln Möven, sturmesmunter;
und die Männer kommen, festentschlossen,
singend schon dem Falle zugeschossen,
stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

XII.

Der Urwald in Brasilien.

Urwildnis! Der Schlingpflanzen Last
von Baum zu Baum geschlungen,
und Affen schwatzen, Ast bei Ast,
und Papagaienzungen.
Otto Friedrich Gruppe.

Die unermeßliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die miteinander verbundenen Stromgebiete des Orinoko und des Amazonenflusses füllt, ist im strengsten Sinne des Wortes Urwald, Wald, der noch in ursprünglicher und undurchdringlicher Wildheit dasteht, in dem nie der Schall einer Holzart ertönte, nie eine menschliche Hand Samen zur Anlegung jungen Nachwuchses ausstreute. Ueber den Trümmern der morsch gewordenen und umgestürzten Riesenstämme erheben sich in üppigem Wuchse neue Pflanzengeschlechter. Eine feuchte Wärme begünstigt die schwelgerische Vegetation. Kaum reicht der Boden hin, alle Pflanzen und Pflänzchen zu tragen; er ist beladen mit Gewächsen; sie finden nicht Raum genug, sich zu entwickeln; sie drängen sich auf und übereinander, die einen wachsen auf den andern. Ueber das üppig aufschießende Unterholz erheben die mächtigsten Bäume ihre Wipfel zu erstaunenswürdiger Höhe. Ihr dichtes Laub ruft ein Halbdunkel hervor, wovon unsere europäischen Buchen- und Eichenhaine keinen Begriff geben; es bildet ein wahres Blättergewölbe, ein undurchdringliches Schutzdach gegen die glühenden Sonnenstralen wie den stärksten Regen. Wie sehnt sich der Reisende darnach, wenn er eine Zeitlang durch die baumlosen Ebenen dahin gezogen ist! Schmachtend unter dem senkrechten Stral der Sonne sieht er den dunkeln, grausen Waldsaum in der Ferne und hofft mit Sehnsucht des Momentes, wo das schützende Dach seiner Kronen ihn umgeben wird. Endlich

hat er ihn erreicht, schon werfen die weit gedehnten Zweige Schatten über seinen Pfad, und kaum eine Minute noch, so ist er im Walde. Ein feuchter Luftstrom, von den vielen modernden Pflanzentheilen eigentümlich duftend, weht ihm angenehm entgegen; aber der noch viel feuchtere, kotige, mitunter ganz von Wasser gefüllte Pfad erschreckt ihn und mahnt zur Vorsicht. Oft schwebt derselbe mehrere hundert Fuß hoch über den Abgründen; mächtige Bäume, mit starken Stämmen aus dem Dickicht an der Thalwand sich erhebend, breiten ihre engen, dichten, buntgeschnittenen, weil aus zahlreich verschiedenen Gewächsen zusammengesetzten Kronen zu seinen Füßen aus, während die weißen Wogen des Gießbachs brausend über herabgefallene Felsblöcke in vielfachen Richtungen durcheinander stürzen und zwischen den Lücken des Baumschlags hier und da hervorleuchten: — eine schauerlich schöne, mächtig ergreifende Landschaft.

Unwillkürlich sinnt man über die Größe, über die Gewalt der Naturkräfte nach, welche sich hier in ihren beredtesten Zeugen zur Schau stellen. Wohin sich auch der Blick richtet: überall gewahrt er Neues, Ueberraschendes, Imponirendes. Hier ist es, auf den luftigen Höhen der Berge, der lichtere, mehr bewegliche, klarere, man möchte sagen, fröhlichere Ausdruck des Waldes, welcher mächtig anzieht und die Seele mit Entzücken füllt; dort im feuchten Uferschlamme des Thales, die ruhige, gravitätische, durch den riesenmäßigen Bau gewaltsam ergreifende, kraftvolle Gestaltung des dunkleren, dichteren Baumwuchses, welche zum Staunen, zur Bewunderung hinreißt und das Gemüt zu ernsten Betrachtungen, wie beim Eintritt in einen gothischen Dom von imponirender Größe, unwiderstehlich auffordert.

In der gemäßigten Zone, besonders in Europa und dem nördlichen Asien, kann man die Wälder nach den Baumgattungen benennen, die als gesellige Pflanzen zusammenwachsen und die einzelen Wälder bilden. In den nördlichen Eichen-, Tannen- und Birken-Wäldern, in den östlichen Lindenwaldungen herrscht gewöhnlich nur eine Species der Kätzchen-, Zapfen- oder Lindenblümler; bisweilen ist eine Art der Nadelhölzer mit Laubholz gemengt. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammenstellung ist den Tropen-Waldungen fremd. Die übergroße Mannigfaltigkeit der blütenreichen Waldflora verbietet die Frage: woraus die Urwälder bestehen? Eine Unzahl von Familien drängt sich hier zusammen; selbst in kleinen Räumen gesellt sich kaum Gleiches zu Gleichem. Kaum hat das Auge Zeit, die verschiedenen vegetabilischen Gruppen, welche es umgeben, gehörig zu prüfen; eine überraschende Pflanzengestalt verdrängt die andere, und, wenn es hinblickt, diese oder jene näher zu betrachten, bald nach unten, bald noch oben, bald neben sich, so ist sie schon wieder hinter neuen, ebenso anziehenden Formen verschwunden. Neben dem stachlichten Fernambukbaum, der das Brasilienholz*) liefert, erhebt sich der Acajou, aus dessen

*) Ein ausgezeichnetes Färbeholz.

Stamm und Aesten die feinsten Möbel (Mahagoni) gefertigt werden. Riesige Sykomoren ragen neben dem Zuckerahorn, Feigen neben Lorbeerbäumen und Myrten. Eines der lieblichsten Gewächse ist die Quaresima. Alles ist an ihr eigentümlich und anmutig, ihre Rinde, ihr Blatt und ihre Blume. Schnurgerade wachsen die etwa armsdicken Stämmchen auf und tragen ihre Zweige in regelmäßigen Abständen an zwei entgegengesetzten Punkten übereinander. Ihre ovalen Blätter stehen ebenfalls je zwei und zwei gegenüber, haben drei bis fünf starke Rippen, die vom Grunde ausgehen, und ein sehr stachliges Haarkleid, das mit seinen gekrümmten Enden der Weberkarde ähnelt. Die Blüten, groß wie ein Thalerstück und von schöner karminroter Farbe, stehen in Gruppen am Ende der Zweige und bilden regelmäßige Trauben von Fußlänge. Noch interessanter sind die baumgroßen Nesseln und namentlich die sonderbaren Armleuchterbäume oder Imbauben. Man sieht einen schnurgeraden, armsdicken Stamm mit glatter grauer Rinde 40 bis 80 Fuß hoch aufsteigen und oben in eine offene, sperrig geästete Krone sich theilen, an der wenige Gruppen großer, den Kastanienblättern ähnlicher Blätter hängen. Das unterste Stammende schwebt auf einfachen, dünnen, stelzenförmigen Wurzeln 2 bis 3 Fuß hoch über der Erde, und man wundert sich nicht wenig, ein so hohes Gewächs mit so weiter Krone auf so leichten Stützen stehen zu sehen. Bei näherer Betrachtung aber findet man, daß der ganze Baum leicht und luftig von oben bis unten hohl ist.

Der Stolz des Urwalds sind die leichten, graziösen Palmen, die der leiseste Wind hin und her bewegt. Grazie, Einfachheit und Erhabenheit vereinigen sich hier zu einem Wunderwerke der Natur. Oft kaum zwei Fuß stark ragt der mitunter blendendweiße, glatte Stamm wie eine erzgegossene Säule zu den Wolken hinauf, und droben wiegen sich im langsamen Rhythmus die feingeschlitzten Wedel, jetzt stolz emporsteigend und dann wieder anmutig sich senkend. Das Smaragdgrün dieses majestätischen und doch so zierlichen Gewölbes, vom Licht der Sonne durchströmt, die zarten gekräuselten Blätter, als ein leichtgewebtes Netz von Azur sich abhebend, die goldenen Aepfel der Fruchtbüschel, der Vanilleduft der Blüten: das Alles bringt eine zauberische Wirkung hervor. Am schönsten erscheint die Palme da, wo sie über dickbelaubte Ceiba-Arten, über Lorbeer- und Balsambäume als luftiger Säulengang hervorragt, ein Wald über dem Walde. Selbst dann, wenn endlich die Jahrhunderte den Baum ertödtet haben, ranken tausend unentwirrbare Fäden von Parasiten*) den Stamm hinauf und täuschen ihm ein duft- und farbenreiches Leben an. [1])

Die Parasiten und Schlingpflanzen spielen überhaupt eine bedeutende Rolle im Urwald und machen durch ihre verschiedenartige Gestaltung und ihr sonderbares Wachstum einen eigentümlichen

---

*) Schmarotzerpflanzen.

Eindruck. Hier sind es blattlose Seile*), welche einfach oder übereinander gedreht, wie Schiffstaue, von den Stämmen und Aesten der Urwaldung nach dem Boden hin ausgespannt und festgewurzelt sind; dort hängen andere Stränge und dünnere Schnüre herab, die den Grund noch nicht erreicht haben und zwischen dem bewegten Laube hin und her schwanken. Dichtbelaubte Lianen winden nach allen Richtungen ihr wildes, undurchdringliches Gewirre. In der sonderbaren Eigentümlichkeit ihres Baues umgürten sie die Stämme; sie verzweigen sich mit ihren Aesten; sie vermengen ihre Blätter und weben die Baumkronen zu dichtem Flechtwerk. Aber vergeblich sucht man in den Gipfeln die Enden jener Gewächse; es schwingen sich diese in oft bewunderungswürdiger Höhe auf andere Bäume hinüber, oder sie bilden Gehänge und kehren, der Stützen entbehrend, zu schlank, um sich frei zu tragen, an den Boden zurück, kriechen auf diesem fort, um sodann ihren Gang von unten nach oben zu wiederholen, um sich aufs Neue den Stämmen anzukleben und so den heftigsten Stürmen zu trotzen. Zuweilen schnüren sie von Absatz zu Absatz den Baum wirklich ein; häufig ersticken sie ihn ganz, sodaß er alles Laub verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt; oft auch geben sie dem alten Stamm statt des geraubten Schmuckes ein neues Laubdach, weßhalb es bisweilen scheint, als besitze ein und derselbe Baum drei bis vier verschiedene Arten von Blättern. [2])

Und nun diese Blütenpracht! Wie wir in unserer Heimat einen Strauch und hier und da einen Obstbaum in anmutigstem Farbenreichtum blühen sehen, so findet man hier Baumkolosse in Blüte, deren Höhe die der unsern um das doppelte und dreifache übersteigt, während ihre Blüten den größten Blumen unserer Gärten an die Seite gestellt werden können, und dazu in solcher Fülle hervorsprießen, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie bei der roten Sapacajas, an denen zur Blütezeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Hat sich dann der unstät umherschweifende Blick an all dem Farbenglanz sattsam gelabt, so sucht er wieder die tiefen Schatten auf, die ernst und melancholisch sich zwischen den Riesenstämmen lagern. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe feuerfarbene Blüte einer Tillandsie gleich einer Riesen-Ananas oder einer kolossalen Erdbeere auf. Dort ziehen die reizendsten Orchideen den Blick ab, die mit ihren prachtvollen, bunten Schmetterlingen und wunderlich gebauten Insekten gleichenden Blüten die feuchtwarmen Schatten der Tropenwälder schmücken, und theils an den kerzengerade aufgeschossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern. Einige derselben, wie die rosenrote Catleya oder die groteske, dunkelrot auf sanftgelbem Grunde gefleckte Stanhopea, kommen einzeln mit großen, weit sichtbaren

---

*) Bauhinien oft von 40 Fuß Länge.

Blüten aus den kurzen Blättern hervor und halten sich in geringer Höhe über denselben; andere, wie die Cymbidien, treiben hohe, ähren- oder traubenförmige Blütenstände, welche, dicht bedeckt mit schönfarbigen Blumen, auf langen Zweigen herabhängen.

Zwischen all diesen mannigfaltigen Pflanzen, die den Aesten zu entsprießen oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblickt man jene Moose, die als Allongeperücken oder Roßschweife von 6 bis 8 Fuß Länge an den Zweigen der Orchideen- und Tillandsienträger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrhunderts nicht zu beugen vermochte. Ein solcher in Moos gekleideter Baum, der seine Jahre nach Tausenden zählt, erscheint wie ein überirdisches Wesen. Es ist dem Beschauer, als ob er die Geister der unsichtbaren Welt aus dem Riesenwerke heraussäuseln hörte. Er sieht eine ungeheure Masse von Vegetation vor sich, die, mehrere 100 Fuß im Durchmesser, wol 130 Fuß emporstarrt, aber so emporstarrt, daß man weder Zweige, noch Aeste, nicht einmal Blätter, sondern Millionen silbergrauer Schuppen mit unzähligen Silberfäden erblickt. Ist man durch dieselbe hindurchgedrungen, so sieht man die Stralen der Sonne in den verschiedensten Farben sich brechen, grün und rot, gelb und blau, wie in den gemalten Glasfenstern eines ungeheuren Doms.

Nicht minder ausgezeichnet, als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Zum erstenmale hierher versetzt, weiß man nicht, ob man mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. [3])

Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche nnd Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cikaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgetürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor; ebenso die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen, oder, in einzelen Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laërtes, die bläulichweiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin.

Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düster gefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Heerden von geselligen Affen jagen sich durch blumenumwundene Lauben und springen neckisch über die ästigen Bogen; Eichhörnchen hüpfen mit ausgelassener Lustigkeit von einem Zweige zum anderen, Beutelratzen spielen unter den gefallenen Blättern, oder klettern mit den Affen um die Wette, Pacas und Agoutis tummeln sich wild umher und eilen beim leisesten Geräusche schnell von dannen. Das Faulthier, von der allgemeinen Bewegung ergriffen, erklettert schneller die Zweige seines Baumes und sucht einen Zufluchtsort, wo es sich der ihm so süßen Ruhe ungestört hingeben kann. Der kleine Hirsch Amerikas — an Größe einem Lamme vergleichbar — schnaubt freudig die Luft und hüpft furchtlos umher, da er weiß, daß ihn hier kein Feind bedroht. Die hühnerartigen Jacus, Hoccos und Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau und rot gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel an den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden, beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischem Geschrei die Annäherung der Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahinwogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodieen kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier, bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Lauter, als alle diese wunderbaren Stimmen, erschallen von der höchsten Spitze der Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche, den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambos ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner den Wanderer in Erstaunen setzten. Während so jedes lebende Wesen in

Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen.*) Senkt sich die Sonne in ihren goldenen Mandel jenseits der fernen Berge hinab, so erschallt das Abendlied der Schöpfung im letzten Geschwirr und Geschmetter der Grillen und Cikaden. Die meisten Thiere begeben sich zur Ruhe, nur das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher. Auch sie kehren ins tiefste Dickicht zurück, wenn nun der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Die Blumen, die den Tag über geblüht haben, schließen ihre Kelche und scheinen, in ihre laubigen Kelche gebettet, zu träumen. Eine Schwesterschaar nimmt ihre Stelle ein und berauscht uns mit ihrem Wolgeruch.

Wenn die Nacht ihre düsteren Flügel über einen halben Erdkreis entfaltet hat, erwachen die Tagschläfer aus ihrem Schlummer, und eine andere Welt schwärmt flammend in der Finsternis umher. Wir Europäer haben gar keine Idee von der Pracht einer solchen Nacht in Brasilien, wenn der Mond wie eine große, goldene Scheibe am unbeschreiblich klaren Himmel steht und sein mildes, köstliches Licht über die herrliche Gegend ausgießt. Die Luft ist erfüllt von süßen Düften; statt der Schmetterlinge schwärmen ungeheure Motten herum und zahllose Feuerwürmer leuchten in nie ermüdendem Fackeltanze. Eine meteorartige flackernde Flamme strömt den Weg entlang, der sich zwischen den Baumwurzeln durchwindet; gaukelt rasch vorüber und läßt in dem Labyrinthe auf Augenblicke eine überraschende Helle eintreten, die sich magisch auf den Thauperlen der Blätter widerspiegelt. Es ist die wunderbare Laternenfliege, die, mit ihrem eigenen Lichte leuchtend, zu nächtlichen Fahrten auszieht. Der Nachtvogel läßt seinen schwermütig klagenden Gesang: „Wakaro! Wakaro“ erschallen. Der Armarillo kriecht bedächtig aus seiner Höhle hervor und begibt sich langsam nach seinem Weideplatz, das Opossum erklimmt verstohlen seinen Baum, und der kleine Ameisenbär stellt seinen schonungslosen Raubzug an. Jetzt beginnen auch die reißenden Katzen ihren mörderischen Gang, und bald durchtobt wildes Thiergeschrei den Forst. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht aneinandergedrängt, das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt, mischen von den Gipfeln der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Thiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vögelgeschlechter, und so kommt allmälig die ganze Thierwelt in Aufregung. Es entsteht ein solcher Lärm, daß unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig laut werden, selbst der feinhörende Indianer nur die erkennen kann, welche nach kurzer Pause einzeln vernommen werden. — Fragt man die Anwohner, warum in gewissen

*) „Küß-Blume“ ist der höchst passende Namen, den die Brasilianer dem Kolibri geben.

Nächten ein so anhaltender Lärm entsteht, so antworten sie lächelnd: „die Thiere freuen sich der Mondhelle; sie feiern den Vollmond.“

Ein weit gräßlicheres und fruchtbares Leben noch entsteht aber zuweilen im Urwalde durch einen durch Unvorsichtigkeit hervorgerufenen Brand. Leopold Schefer beschreibt uns einen solchen mit folgenden Worten: Der Frühling war schön. Die Pfirsiche blühten rosig, die Aepfelbäume prachtvoll, wie mit Rubinen geschmückt; auf den Feldern sproßten und trieben die grünen Spitzen der Aehren; die Bienen schwirrten und summten; die Vögel sangen; Libellen und Schmetterlinge gaukelten wie glänzende Blüten am plätschernden Bache. Alles atmete Freude. Und wenn ich am Saum des Waldmantels stand und einen Zweig faßte, so tauchte der letzte Zweig des letzten Baumes am Waldrand drüben ins stille Meer! So verschlang sich Zweig in Zweig, und ein Eichhörnchen hatte nicht den kleinsten Sprung zu thun und konnte auf dem grünen Waldmeere hinlaufen wie die Spinne über ein dichtgewebtes Kleefeld. Und welches Wunder war schon ein Baum! Gerade aufgeschossen aus der fruchtbaren Erde wie eine grüne Flamme, turmhoch, und die Zweige blütenvoll an allen Spitzen, wie vom göttlichen Feuer angeklommen. Der ganze unermeßliche Wald erschien wie ein großartiger Zauberpallast voll geheimen, seligen Lebens, ein Wunderwerk der Natur voll eigener Kraft und Herrlichkeit.

Und dieses Feenreich wollte jetzt die Natur zerstören!

Es ward Sommer. Der Regen war ausgeblieben, die Schleusen des Himmels hatten sich nicht geöffnet; überall herrschte Trocknis, Dürre, erstickende Hitze. Die Pfirsiche, die Aepfelbäume hatten umsonst geblüht, umsonst der ganze, große, königliche Wald. Das Getreide war vor der Zeit — ohne Körner gereift; die Brunnen versiegten, die Bäche vertrockneten ganz, die Flüsse rannen nur sparsam, das Wasser des Weihers in der Nähe des Hauses war weit vom Rande zur Mitte gewichen. Die Natur lechzte und schmachtete. Selbst der über Nacht wie Regen sonst fallende Thau, der bis auf die Haut näßt, daß die Blätter der Bäume wie nach dem stärksten Regen perlen und tröpfeln — er erquickte die Bäume nicht mehr. Die Stämme waren heiß, selbst des Morgens noch warm, die Zweige matt, die Nadeln bleich und welk, das Laub verfärbt wie im Herbst, und es fiel ohne Herbststurm, ohne Lufthauch. Die Tannen, Fichten und Pechkiefern schwitzten Harz wie vor Angst. Das hohe Gras raschelte dürr wie Stroh, wenn ein Lufthauch es bewegte. Ein Blitz konnte den Wald entzünden, ein Sturm die Wälder entflammen. Von dem Hauch und der Kohle eines Indianers hing unser Leben, das Leben von Millionen Waldbewohnern, das Dasein der Wälder ab, die zu Schatten, zu Staub wurden durch ihn. Aber der Mensch, jeden Augenblick von des Himmels Huld abhängend, vertraut ihm auch, wo er ihn warnte, so leicht, so sicher in seiner gewohnten Ruhe bis zum äußersten Augenblick! — Dieser Augenblick kam!

Ehe wir noch etwas sahen, verbreitete sich in der Nacht ein eigener Wolgeruch; nach einigen Tagen ward er herbe, bitter — zuletzt brandig. Die Augen fühlten sich gedrückt, ja Einige weinten, ohne zu wissen worüber. Unabsehbare Züge von Tauben flogen, den Himmel verfinsternd und auf der Erde einen flirrenden, wie dahin rauschenden Schatten werfend, über uns weg. Und sie kamen doch sonst erst im Herbste auf unsere reifenden Felder zurück! Wilde, schwere Truthühner folgten ihnen tiefer; sie waren so müde, daß sie in die Gehöfte fielen und gefangen werden konnten; sie duckten die roten Köpfe an den langen, schwarzen Hälsen zur Erde und zogen vor der sie fassenden Hand nur das weiße Augenlied über das Auge. Jetzt war im Westen ein Rauch wie ein Höhenrauch zu sehen, der in der Morgensonne erschreckend glühte. Lange, weiße Streifen flossen davon wie Ströme in die Thäler. Dünner, dann dichter und dichterer Rauch überzog das Gewölbe des Himmels. Die Sonne schien rot, dann düster und matter hindurch, bis sie zuletzt ganz verschwand.

Der Rauch, schwerer und schwerer, senkte sich tiefer und tiefer, bis er wie ein Nebel über uns fiel, Alles ausfüllte wie eine Flut, und jedem nachwallte, der in ihm schritt. Alles Leben stockte; ein Jeder ging müßig und nichts mehr wurde gethan, als noch gekocht.

Ich wurde bei diesen vielfach drohenden Erscheinugen immer ängstlicher; ritt zu meinen Nachbarn hinüber, um mir Rat zu holen, aber gerade die Erfahrensten beruhigten mich. Neue Ansiedler, meinten sie, könnten sich, wie alle Jahre geschieht, Plätze zu Wohnungen, Gärten und Feldern leer brennen, und brenne die Flamme auch weiter als ihr Gebiet sei, wen kümmere das? Zuletzt stehe der Brand an baumlosen Savannen, an Seen, Flüssen, Felsengebirgen, oder Regen und Frost löschen ihn endlich aus.

Als aber nicht allein Haasen und Rehe in der Rauchdämmerung wie Schatten vor uns vorüberflohen, sondern auch Hirsche, wilde Ochsen und Büffel, als die Bären brummten, die Wölfe heulten, als selber die schlauen Füchse kamen: da mußte der Waldbrand uns nahe sein, wenn gleich kein Feuer zu sehen war. Als aber ein Elennthier sich gezeigt aus dem nördlich gelegenen Wald, als Jemand einen Jaguar aus dem südlichen wollte gesehen haben: da mußte der Waldbrand groß sein! Als aber die Menschen aus dem westlich gelegenen Kirchspiele kamen mit andern, noch ferner von ihnen wohnenden — als sie Menschen begegneten, die aus dem nächsten östlichen Kirchspiel geflohen: da schien es, als habe der Waldbrand uns schon umringt.

Wir hielten einen Rat. Die Notglocke erscholl. Wir versammelten uns auf dem freien Platze vor der Kirche. Die Fremden saßen und ruhten, manche selbst ohne ihre Bürden abzulegen. Unsere Weiber und Kinder vertheilten indeß still Speise und Trank an die Flüchtigen. Niemand dankte, so natürlich war Geben und Empfangen. Andere schlichen in die geöffnete Kirche, den Himmel anzuflehen und knieten ermüdet, sanken hin und schliefen hart und fest.

Aus dem Rat wurde nichts, denn Niemand wußte Rat. In den brennenden Wald können wir nicht, sprach Einer. Aber nur ein Adler könnte uns dahin führen, wo er nicht brennt. O, es gibt gewiß einen Ausweg, hundert vielleicht — aber wir wissen sie nicht und fehlen sie! — Haben wir Lebensmittel genug, riet ein Anderer, so suchen wir gerade den abgebrannten Wald auf! Die Stämme stehen, wie ihr wißt, nach dem Waldbrand noch; alle Millionen Schlangen, alle wilden Thiere, alles Ungeziefer der Erde ist dort vertilgt, und nur die Baumstürze sind zu fürchten, denn die Wurzeln der Bäume sind mit verkohlt. Aber wie wissen wir denn den schwarzen Wald?! — Auf die Savannen! schrie eine Stimme. Wer an den Strom gelangen könnte! eine andere. Keiner wußte aber den Weg, Keiner getraute sich, ihn durch den rings flammenden Brand zu finden. Alles war ratlos, alles menschliche Wissen, aller Verstand war blind geworden, und so folgte die ängstliche Menge nur Eingebungen, ja wahren Täuschungen ihres Glaubens, dem Zufalle! Ein Häuflein ließ sich von einem lichten Streifen am Himmel, vom Winde dort aufgedeckt, nach Norden ziehen. Dort ist es feuchter, trösteten sie sich. Sie nahmen kaum Abschied. Niemand sah ihnen nach. — Andere beschlossen, der Richtung der wilden Thiere nachzuziehen. — Aber die begegneten sich ja! warfen Einige ein. Das ist albernes Vieh! riefen Andere. So zogen sie fort. Ja, die Meisten folgten einem alten Manne — bloß weil er Noah hieß, als hofften sie, daß er sie in eine sicher bergende Arche führen würde, wie sein berühmter Namensvetter zur Zeit der Sündflut. — Und doch lachte Niemand. Das war wol entsetzlich!

Nun hatte ich bloß für mich und die Meinen zu sorgen. Wir legten unsere Jagdkleider von Leder an, beluden die milchende Eselin eiligst mit dem Nötigsten, öffneten den Hühnern und Tauben den Vorratsboden, den Papageien das Fenster, und als wir Alles besorgt hatten, was uns Pflicht zu sein schien, ließen wir uns nieder, um an dem Orte, wo wir bisher stilles häusliches Glück genossen, die letzte Malzeit zu halten. Der kurzen Sicherheit froh, aßen wir still und hätten gern das Mal noch Jahre lang wo möglich verlängert. Aber es mußte geschieden sein! Wir sprachen ein inbrünstiges Dankgebet am Tische, fleheten zu Gott, nach überstandener Angst uns wieder zu geben, was wir verlassen mußten, — und so zogen wir hin.

Aber wie sich zurecht finden in dem Labyrinth des Urwaldes? Nur nach Umständen konnte ich mich richten. Anfangs waren die Laschen und Maale an den Bäumen unsere Wegweiser, und als der Weg ausging und die Laschen und Maale an den Stämmen sich verloren, machte der Hund den Führer auf der Fährte des Wildes.

Wer nun die Scenen dieses großen Naturschauspiels beschreiben könnte, der muß es nicht gesehen haben; denn wer es erlebt hat, der konnte es nicht fassen, nicht überschauen vor Größe, vor Schrecken, vor eigenem Jammer oder vor Mitleid.

Es war ein tiefes Schweigen im Walde, und nur aus der Ferne hörten wir zu Zeiten einen verhallenden Schall von Fliehenden, die sich anriefen, um sich nicht zu verlieren im Nebel des Rauches. So zogen wir bis an den Abend. Wir breiteten Tücher über die Zweige, und unsere Hütte war fertig. Wir aßen, wir schliefen oder glaubten zu schlafen, wir wachten — und glaubten zu träumen, so verworren war unser Bewußtsein. Furcht jagte uns schon in der Nacht wieder auf, denn durch den Nebel brach ein sanfter Feuerschein wie brennendes Abendrot.

Am Mittag traten wir wider Vermuten in eine Waldstelle, die ausgebrannt war. Abgebrannt ließ sich nicht sagen, denn die Bäume standen noch, aber die Stämme schwarz, unabsehbar, ein Anblick wie ein Trauergefolge aus Millionen Trauernden. Aller Unterwuchs war verschwunden, Kräuter, Gerank und Gesträuch; der Wald war eine schwarzgraue Wüste. Nur die Wurzeln oder die Rinde der Bäume glühte noch auf, wenn der Wind daherfuhr. Dann leuchtete und knisterte es tausendfältig. Auch das Laub der Kronen war verbrannt, manches geschwärzt, nur gebräunt, aber Alles versengt und dahin; nur hin und wieder erschien ein jüngerer Stamm noch mit einigem Grün, je nachdem der Wind die Flammen getrieben und sie verschont, zu Anderer Verderben. Graue Eichhörnchen und Affen hatten sich auf diese Bäume scheinbar gerettet; aber sie saßen still, als wir naheten — sie waren todt, die aufsteigende Hitze hatte sie erstickt. Von dem äußersten Zweig einer der Buchen hing, mit dem Kopf nach unten, eine große Schlange herab; ihre schaukelnde Bewegung war nur vom Winde und sie glänzte und troff von ihrem Fette. Weiterhin fanden wir ein auf dem weißen Gesicht liegendes Opossum, das sich todt gestellt in der tödtlichen Gefahr; aber die Glut war an dem, seinem rettenden Triebe getreuen Thier nicht vorübergezogen, ohne es mit ihrem Hauche zu tödten. Eins seiner Jungen hatte Atem schöpfen wollen, aber glühenden Tod geschöpft. Der Anblick der treuen Mutter des armen Opossum-Kindes war ergreifend.

Endlich schienen wir im Sichern. Nur der Boden war heiß, und uns war, als zögen wir unter scheitelrechter Sonne. Die Richtung des Windes hatte uns gestern gerettet! Aber wir wandelten wie auf einem gewonnenen Schlachtfelde, traurig, aber froh des eigenen Lebens. Wir ruhten schon im Abenddämmern auf dem hohen Felsenufer eines dampfenden, wahrscheinlich jetzt heißen Sees, denn die noch wenigen Bäche führten fast siedendes Wasser ihm zu. Um seine Ränder und Buchten hatte die Waldung gebrannt. Die Sümpfe umher waren sehr eingetrocknet; ihr Wasser hatte sich bis tief auf den Grund erhitzt. Wir hörten jetzt von ferne es brüllen, wie dumpf eine Heerde Büffel brüllt, nur klang es ängstlicher, und ängstlicher wurde es vom Echo wiederholt. Es näherte sich uns. Wir saßen still. Ich hatte das Feuergewehr auf dem Knie. Indeß fürchtete ich mich nicht so sehr, denn vor eigener Angst schonte jetzt der Todfeind den Todfeind. Jetzt sahen wir es springen mit

tölpischem Sprunge; dann ruhte, dann brüllte, dann sprang es wieder. — „Ochsenfrösche!“ sagte mein Weib mit Lächeln erst, dann mit Thränen im Auge, „sie suchen frisches Wasser!“ — Aber sie irrten entsetzlich! denn durch unser lautes Anrufen „ho! ho!“ das sie zurückscheuchen sollte, machten sie nur einen Bogen, und nicht weit von uns sprang die grünliche Schaar desto schneller vom Fels in den See, und das Brüllen verstummte. — Aber sie schwammen nach und nach aufgetaucht, alle ausgestreckt, von dem heißen Wasser verbrüht, auf der Fläche umher. So hatte ihr Trieb sie doch nicht ganz getäuscht; sie waren nun ohne Qual und ruhig. — Jetzt eröffnete sich uns eine andere Trauerscene: bräunliche Biber saßen, aus ihren glühenden Bauen vertrieben, auf den Felsen umher und schienen auf die Fläche des Sees zu starren, die von zahllosen Fischen bedeckt war, die auf der Seite lagen und schimmerten. Große gelbliche Wasserratten krochen darauf umher, und Wasserschlangen suchten matt und mit halbem Leben an den erhitzten Felsen empor zu klimmen und stürzten im Falle geringelt zurück. Ein Flug von Wasservögeln wollte sich an einer freien Stelle in den See stürzen; aber die klugen Führer versuchten das Wasser und schrieen kläglich über die Verwandlung ihres Elements und schwirrten weiter hinauf im Dampfe dahin. Wir aber brachen auf, den Gipfel des Berges zu erreichen.

Welche Aussicht in das Land umher stellte sich unserm Blicke dar, so weit das Auge trug! Heftiger Unterwind herrschte; uns gegenüber am Horizonte hatte er eine Rauchwand aufgetürmt, riesengroß, schwarz wie die Nacht. Ein breiter Strich des Himmels war offen. Aus der schweren Decke, die über unserer Heimat lag, fuhren Blitze wie geschleuderte Feuerschlangen empor. Denn die Wälder darunter brannten, und eine feurige, blendende Flammengischt schlug breit von Süd bis West aus dem ganzen Lande in den Aether hinauf und stand schweigend und unbeweglich in der Ferne, wie ein riesiger Nordlichtschein. Aber über den näheren Wäldern bewegte der Sturm die wallenden Flammen wie Saaten der Hölle, und sie wogten wie die Wogen des Meeres. — Unser verlorenes Dorf war dahin, und die andern mit ihm. —

In der Nacht häuften sich die wilden Thiere im verödeten Walde. Ihr Geheul verriet noch Angst; die Mächtigen schonten die Kleinen, Rehe liefen unverfolgt von Wölfen, der Albatros flog vor dem Adler sicher. Aber das mußte bald anders werden und schrecklich! Auch für uns! Beim ersten Dämmer des Tagscheins brachen wir denn auf und richteten uns nach dem Kompaß, um den Strom zu erreichen.

Ein beschwerlicher Weg; eine fast hoffnungslose Flucht! Kleine Bäche von Theer und Harz, halberstarrt, waren hier; Hügel von Asche, vom Winde zusammengewirbelt. Feuchte, quellige Stellen dampften noch. Nur aus Felsenadern bisweilen ein frischer Trunk. Oft flossen unsere Thränen in die leer gebrannte Wüste.

Endlich gelangten wir in einen frischen Wald von Wehmuts- und Pechkiefern und Sprusselfichten, voll großer Heuschrecken und Schmetterlinge. Es zirpte und schwirrte und flirrte wunderlich. Wir hörten das an; es war unerforschlich, geisterhaft und verschwand nicht und hörte nicht auf! Noch zwei Stunden zogen wir unheimlich wie im Schattenreich, und — wir waren auf einer baumlosen Savanne. Ein raschelndes Grasmeer voll blühender, aber gewelkter Pflanzen in weiten Waldufern, und hin und her nur Gebüschgruppen, die wie kleine Fahrzeuge darauf zu schwimmen schienen, umgab uns. Aus einer beträchtlich großen Vertiefung sahen wir Rauch aufsteigen; der Wind führte uns Laute aus Gesängen zu. Da waren Menschen! Wir eilten. Aber erst mit Anbruch der Nacht erreichten wir Ermüdeten ihren Rettungsort.

XIII.

Neuholland.

Australia, du Wunderland,
bis jetzt der Welt nur kaum bekannt,
sei mir gegrüßt! — Wie wol wird mir
in diesen Einsamkeiten hier,
wo alles fremd, und nichts den Blick
führt in der Heimat Weh zurück.
R. Hein.

— — — Nach einer langen und langweiligen Fahrt erblickten wir endlich mit lautem Jubel die östliche Küste Neuhollands. Wolbehalten liefen wir in den Hafen Port Jackson ein. Mir klopfte das Herz gewaltig, als ich das lang ersehnte Land betrat. Wohin sollte ich die Blicke wenden? Was zuerst begrüßen? Was bewundern? Ich sah lange Nichts vor lauter Entzücken, ich fühlte nur die blaue Blendung des heiteren Himmels in meinen Augen und Frühlingswärme um mich her. Jetzt war es Herbst in der deutschen Heimat. Die Bäume hatten ihre Früchte getragen, das Feld seine Aehren. Dort hing nun Reif um die Berge, Nebel in den Gründen; Spinnen hatten ihr unabsehliches Gewebe über die Fluren und Anger gesponnen und Thau hing daran und flimmerte. Hier aber kam ich in eines anderen Meisters Werkstatt, der eben Frühling machte, und doch war es derselbe Meister. Die Theemyrte grünte, die Sproßentanne blühte; junger Mais, selbst

junger Lein — neuseeländischer Flachs — war schon so hoch, daß die Lüfte ihn bewegen konnten. Mit leichter Täuschung wähnte ich, hier sei es ewig Frühling, und unter den Kokospalmen und Brodfrüchten das Paradies zu finden.

Dieses wunderbare Land in seiner ganzen Eigentümlichkeit näher kennen zu lernen, durchstrich ich schon an dem Tage nach meiner Ankunft die nächsten Umgebungen. Zuerst führte mein Pfad durch jene schattenlosen Wälder [1]) Neuhollands von blattlosen Kasuarinen und von den schwachbelaubten Eukalypten und Kajuputbäumen gebildet, deren schmale Blätter noch dazu in seltsamer Verdrehung nicht ihre Fläche, sondern ihre Kanten nach oben und unten richten. Die Kasuarinen ragen mächtigen Schafthalmen gleich empor: noch Reste — scheint es — einer untergegangenen Schöpfung, wie vielleicht das Inselland selbst, auf dem sie heimisch sind. Der schlanke Stamm, mit schwarzer, wie verkohlter Rinde bedeckt, treibt nur wenige gegliederte Aeste, in immer dünnere Zweige sich spaltend, bis diese endlich in langherabhängende Borstenbüschel ausgehen, die im Winde schwirren und zischen. Ihre dünne, schattenlose, seltsam zerfaserte Gestalt macht einen ebenso eigentümlichen Eindruck, als der Eukalyptus (Gummibaum), der einer ganzen Gegend ein bestimmtes Gepräge gibt. Meist hohl, reicht er 50 bis 60 Fuß in die Runde und 200 bis 250 Fuß in die Höhe. Die Stimme sprechender Gefährten dringen dem Reisenden, der an der entgegengesetzten Seite des Stammes steht, wie ein dumpfer, tonloser Klang ins Ohr; zweifelnd ruft er die vermeintlich Irren und trifft sie staunend an der anderen Seite des Baumes. Leicht verliert man sich darum in einem Walde von Gummibäumen von seiner Gesellschaft. Man hört die Stimmen und antwortet — bald werden sie schwächer und schwächer, und in wenig Minuten sind sie dem Suchenden verstummt. — Nicht selten tritt die Akacie auf, die Königin in den Wäldern Neuhollands. Die vielfache, oft schirmartig einfache, oft netzförmig luftige, oft eichenähnlich knorrige Verästelung der hier schlanken, dort massigen Stämme bedingt einen der Schönheit so förderlichen Reichtum von Formenspielen, der aufs Mannigfachste vervielfältigt wird von den gefiederten leichten Blättern, die bald klein und zierlich wie feinste Stickereien und Spitzen sich auf dem klaren Himmelsgrunde abzeichnen, bald weit sich ausstreckend in malerischen Biegungen mit dem Palmenlaube wetteifern.

Mit Bewunderung belauschte ich die seltsame Thierwelt der Insekten, unter denen besonders eine Heuschreckenform, die vollkommen einem wandelnden Strohhalme glich, meine Aufmerksamkeit fesselte. Nun trat ich auf eine weite sandige Fläche, zum Theil mit dem wunderlichen Grasbaum bedeckt. Die mehrere Fuß hohen Bäume tragen auf ihrer Spitze einen Büschel riesenmäßigen Grases, aus dessen Mitte sich 14 bis 20 Fuß hoch der den Blütenkolben tragende Schaft erhebt. — Zuweilen wurde der Boden feucht und die Vegetation, obwol nur niedriges Buschwerk, undurch-

dringlich dicht. Nur hin und wieder erhoben sich mit prachtvollen goldgelben Blütenbüscheln süß duftende Akacien, oft von wildem Wein, wie von riesigen Stricken dicht verschlungen. Auf etwas lichteren Stellen breitete der Lyrafasan*) sein prunkvolles Gefieder und gefiel sich darin, die sämmtlichen Naturlaute des Landes, das Geschrei verschiedener Vögel, das Bellen der wilden Hunde, das Schreien der Cikaden täuschend in unermüdlicher Ausdauer nachzuäffen. Mit einiger Mühe hatte ich mich durch dieses Dickicht durchgearbeitet und erreichte jetzt ein sumpfiges Gebiet, welches aber, ausgetrocknet durch die glühende Sonne, nur noch einzele Pfützen und Bächelchen zeigte, die mit dichten Gebüschen riesiger Rietgräser und breitblätterigen Schilfes abwechselten. Auf dem etwas besseren Rasen fesselte eine freundliche Erinnerung an die ferne Heimat, die einzige in diesem fremden Lande, — meine Blicke und mit inniger Freude bückte ich mich, um dankbar das einsame kleine Marien- (Gänse-) blümchen zu pflücken.

Meinen Weg weiter verfolgend, sah ich in einer Thalschlucht einen Trupp Kängeruh ruhig ihre Morgenmalzeit halten. Das Kängeruh ist von den Zehen der Hinterbeine bis zur Nasenspitze immerhin 6 Fuß hoch. An dem kleinen verlängerten Kopfe stehen große Ohren empor; die Nase ziert ein Katzenbart; der über 2 Fuß lange Schwanz ist dicht behaart. Von dem Halse an wird das Thier nach den hinteren Theilen zu allmälig immer dicker, wodurch seine Gestalt etwas Widriges bekommt. Wenn die Kängeruh grasen, so gehen sie mit Beihilfe des Schwanzes auf allen Vieren, und richten sich nur von Zeit zu Zeit auf, um eine mit den Vorderpfoten abgerupfte Lieblingspflanze in aller Gemächlichkeit zu verzehren. Dabei stecken die Jungen nicht selten den Kopf aus dem Beutel ihrer Mutter heraus, um die zarten Spitzen der Gräser abzunagen. So artig dieser Anblick, so ergreifend ist die Zärtlichkeit, mit der die Alte für ihre Jungen sorgt. Selbst schwer verwundet, verläßt sie dieselben nicht eher, bis sie todtmüde ist und fast kein Blut mehr hat. Dann erst macht sie Halt, setzt sich auf die Hinterfüße, hilft ihnen mit den Vorderfüßen aus dem Beutel, gibt ihnen gewissermaßen den Weg an, auf dem sie entkommen können, und verfolgt nun erst ihre Flucht, so schnell als ihre erschöpften Kräfte es erlauben. Läßt aber die Verfolgung nach, so kehrt sie augenblicklich zu denselben zurück, ruft sie mit einem eigentümlichen Grunzen zu sich heran, liebkost sie, um ihre Angst zu vertreiben, läßt sie wieder in den Beutel kriechen und sucht einen neuen sichern Versteck.

Gejagt hüpfen die Kängeruh auf den Hinterbeinen mit bewunderungwürdiger Geschwindigkeit über Bäche, Abhänge und gewöhnliches Buschwerk mit Einem Satze weg, daß ihnen auch der schnellste Hund an solchen Stellen nichts anhaben kann. Auf der Ebene dagegen ermatten sie bald, geben sich übrigens trotzdem so leicht nicht gefangen, sondern wissen die Vorderpfoten zu empfindlichen Ohrfeigen

*) Leyerschwanz.

Der Emu, *Struthio Novae Hollandiae.*

Druck von *J. P. Achtelstätter.*

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde

und die scharfen Krallen zu gefährlichen Verwundungen gar wol zu benutzen. Ich habe mich davon auf einer späteren Wanderung zur Genüge überzeugt. Als ich so durch die hohen Grasbüsche dahin schlendre, trifft ein lauter Hilferuf mein Ohr. Ich eile nach dem Orte hin, woher die in dieser Wildnis überraschenden Töne zu kommen schienen, und war nicht wenig erstaunt über das, was ich entdeckte. In der Mitte eines Wassertümpfels stand ein feistes männliches Kängeruh 7 Fuß hoch aufrecht auf seinen Hinterfüßen und am Ufer vor ihm lag ein zerfleischter, aus vielen Wunden blutender Hund. Ich griff zur Flinte und legte an, als meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde durch das Antlitz eines Menschen, welcher zerkratzt und blutig sich zwischen den Binsen des Ufers zeigte. Sogleich sprang ich zu Hilfe, aber während ich den Menschen aus dem Schlamm hervorzog, hatte der „alte Mann"*) sein Heil in der Flucht gesucht und war unsern Blicken entschwunden. Die Wunden des unglücklichen Jägers waren zum Glück weniger gefährlich als sie aussahen, und er hatte sich bald erholt, daß er mir sein Abenteuer erzählen konnte. Frühmorgens war er ohne Flinte, nur von seinen Hunden begleitet, auf die Kängeruhjagd ausgegangen. Bald hatten die Hunde ein Rudel aufgespürt und verfolgt, aber nur einer derselben war zu seinem Herrn zurückgekehrt. Nichts destoweniger hatte er seinen Waidgang fortgesetzt und bald den „alten Mann" aufgetrieben, auf den er seinen Hund anhetzte. Das alte kluge Thier aber, statt zu fliehen, stellte sich an jener Lache und hielt sich mit den Vorderpfoten den Hund vom Leibe. Um nicht müßig zu sein, versuchte der Jäger einen Angriff von hinten durchs Wasser, aber das einmal gereizte Thier wendete sich auch gegen ihn, zerkratzte ihm das Gesicht und warf ihn rücklings in die Lache. Jedesmal, wenn er versucht hatte, sich zu erheben, drückte ihn der „alte Mann" wieder mit dem Kopf unter das Wasser, so daß er ohne meine Dazwischenkunft rettungslos ertrunken wäre. Inzwischen hatte das Thier wahrscheinlich den Hund bei einem erneuerten Angriff kampfunfähig ans Ufer niedergestreckt. Nachdem der Jäger sich von Schlamm und Blut gereinigt, wendeten wir unsern Beistand dem gefährlich verwundeten Hund zu und trennten uns endlich, jeder seinen eigenen Weg verfolgend und der Jäger schwörend, daß er nie wieder ohne Flinte mit einem „alten Mann" anbinden wolle.

Eigentümlich, wie das Kängeruh, ist auch die übrige Thierwelt Neuhollands. Der Schwan, der bei uns einen schwarzen Schnabel und blendend weißes Gefieder besitzt, trägt hier einen roten Schnabel und ein tiefschwarzes Kleid; der Falke ist schneeweiß, der Kakadu schwarz. Bemerkenswert sind aus der Vogelwelt: der prächtige Leyerschwanz, die Loriots mit golddurchwirktem Gefieder, die schönen Dohlen, die Philedons, die Papageien, Merlen und verschiedene Sperlingsarten. Der

*) Old man wird das männliche Kängeruh von den Ansiedlern genannt.

Emu, Neuhollands Riesenvogel, wird gegen 7 Fuß hoch. Sein langes, borstenartiges Gefieder ist gelbbraun oder grau, der Hals bis gegen den Kopf hin blau; den Kopf zieren am Scheitel dünne Haare, die schopfartig in die Höhe stehen und gegen die breite Grundfläche des Schnabels laufen. Bei den Federn entfalten sich zwei Schäfte aus einem einzigen Kiele. Er läuft außerordentlich schnell, legt Eier von der Größe der Straußeneier, und wird seines, jungem Rindfleisch ähnlich schmeckenden, Fleisches wegen gejagt. (Siehe die Abbildung!) Das seltsamste Naturspiel jedoch ist das Schnabelthier. Es hat die Größe und Gestalt einer Fischotter, aber dabei einen vollkommenen, an den Seitenrändern gezähnten Entenschnabel, auch entenartige Schwimmfüße, an denen bei dem Männchen — wie bei dem Haushahn — hinten ein Sporn sitzt, der jedoch hohl und zum Auslassen einer Flüßigkeit fähig ist, die man früher vielfach für giftig hielt. Seine Nahrung sucht es sich, wie die Enten, im Schlamme; wirft lebendige Jungen und lebt in Höhlen, die es sich oft 50 Fuß tief ins Ufer gräbt. Bei ungemeiner Lebhaftigkeit ist es äußerst furchtsam, läßt sich schwer fangen, wird aber, einmal gefangen, leicht zahm und dann sehr zutraulich. Ganz nahe mit ihm verwandt ist der Ameisenigel mit harter, schnabelartiger, spitzer Schnauze, an deren Ende die Nasenlöcher stehen, niedergedrücktem, gleichbreitem Leib, kurzen Füßen, dickem, kurzem Schwanze und Spornen an den Kniekehlgruben. Er hat die Größe des gemeinen Igels, seine Rückenstacheln und den Gebrauch des Zusammenrollens bei herannahender Gefahr, wählt aber zu seiner Nahrung Ameisen und weiß sich solche mit seiner wurmförmigen, weit vorstreckbaren Zunge leicht einzufangen.

Unsere Hausthiere waren Neuholland fremd und sind erst von Colonisten eingeführt worden. Wie in den weiten Grasflächen Amerikas streifen aber nun auch in den menschenleeren Ebenen Neuhollands Pferde, Rinder und Schweine in großen Schaaren umher, von dem ebenfalls wilden neuholländischen Hunde, Dingo, umschwärmt, der dort ein Kälbchen, hier ein Schwein als willkommene Jagdbeute verzehrt, dafür aber von den Eingebornen wieder verspeißt wird. So gehts! Fressen und gefressen werden, das ist der Inbegriff des thierischen Lebens.

Was die Eingeborenen Neuhollands betrifft, so stehen diese auf der niedrigsten Stufe der Bildung, kaum über das Thier erhaben. Schon ihre äußere Erscheinung: der affenartige Kopf, der große Mund, die dicken Lippen, die platte Nase, die überaus weiten Nasenlöcher, die tiefliegenden Augen, die schwarze, dunkelbraune oder schmutzig gelbe Hautfarbe macht einen unangenehmen Eindruck. Zu dem sonst kräftigen Körperbau wollen die äußerst dünnen Arme, Schenkel und Beine gar nicht passen, und das auf die höchste Spitze getriebene Bemalen und Tätowiren des nackten Körpers ist keineswegs geeignet, diesen unproportionirten Körperbau zu verdecken. Wildwachsende Wurzeln, Beeren und Früchte, Fische

und erlegte Thiere geben ihnen eine armselige Nahrung; von Anbau hat sich nirgends eine Spur gefunden.

Was ihre geistigen Eigenschaften betrifft, so sind diese eine sonderbare Mischung von hoher Tapferkeit und grenzenloser Furcht, natürlicher Gutmütigkeit und wildester Rachsucht, großer Gastfreiheit und noch größerer Dieberei. Ihre Religion ist der graßeste und abenteuerlichste Fetischismus. Die einzelen Stämme liegen in beständiger blutiger Fehde, was zur Verminderung derselben nicht wenig beiträgt. Nimmt man dazu die Gleichgültigkeit der Eltern gegen ihre Kinder, die dieselben häufig umkommen läßt, oder die Faulheit, welche sie gar tödtet, um der Sorge für sie enthoben zu sein, wie die grausame Sitte, mit der todten Mutter den lebenden Säugling zu begraben: — und es ist leicht zu erklären, warum die Zahl der Eingebornen sich von Tag zu Tag verringert und die Zeit bald herankommt, wo auch die letzten dieser Wilden untergegangen sein werden, wenn nicht das Christentum auch hier sein gnadenvolles Licht bald allgemein aufstralen läßt und neues Leben und neue Creaturen in Gott und Christo schafft.

XIV.

Das Meer.

Unermeßlich und unendlich,
glänzend, ruhig, ahnungsschwer,
liegst du vor mir ausgebreitet
altes, heilges, ewges Meer!
Wie des Gartens üppge Wiesen
ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
sind die Blumen, die dir blühn.
Wie im Garten stille Wandler
ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
grüßend, hoffend, hin und her. —

A. Grün.

Es ist ein großartiger Anblick, so zum erstenmale von dem Verdeck des Schiffes aus das Auge über die weite Meeresfläche streifen zu lassen. Großartig am Tage, großartig bei Nacht! — Die Sonne hat sich mit glühenden Wangen aus dem kühlen Flutenbett gehoben; ihr zitterndes Licht tanzt in tausend Schwingungen auf dem Meeresspiegel; still und lautlos ruht die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens. Sanft erheben sich die Wellen, wie die Pulsschläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derselben ruht des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche; denn die Grenzen der Höhe und Tiefe sind in Eins verschmolzen durch den Widerschein des ewigen Lichts. Das dunkle Blau oder die fette grüne Farbe des Elements, welches uns unbegrenzt umgibt, thut dem Auge ungemein wol, und man ermüdet nicht, dem Spiel der beweglichen Fläche zuzusehen, welches unzählige Wellen von vielfacher Höhe und Breite entstehen und vergehen läßt, sie mit weißem Schaum krönt und

beim Niedersinken derselben mit Marmoradern durchzieht. Die Phantasie hat einen weiten, im Einzelen stets Farbe und Ansehen wechselnden Raum der Betrachtung und freut sich der Täuschung, wenn manchmal in der äußersten Ferne lange Wogenstrecken sich wie große Wiesenflächen oder Wälder darstellen, oder der Schaum der Wellen das Trugbild einer waldumgrenzten Stadt mit weißen Häusern vorführt, oder wenn ein am Rande des Horizonts erscheinendes Schiff, übermäßig vergrößert, der Turm einer Stadt oder eine hohe Pappelbaumgruppe zu sein scheint. Und nun gar die See bei Nacht, beim klaren Schein der Sterne und des Mondes: es ist der erhabenste Anblick, der auf der Erde sich findet!

Aber dieser großartige und erhabene Anblick — er wird zu einem furchtbaren und gräßlichen, wenn der Sturm in den Wogen wühlt und den Abgrund der Tiefe öffnet. Die Sonne sinkt herab, in eigentümlichem Kupferrot leuchtet der abendliche Himmel. Mit der emporsteigenden Nacht erhebt sich auch eine schwarze Mauer im Osten, ein leises, schrilles Pfeifen tönt aus der Ferne, von woher ein weißer Schaumstreifen über den schwarzen Ocean heranzieht: —

der Wind zieht seine Hosen an,
die weißen Wasserhosen!

Das Schiff bewegt sich und schwankt auf den unregelmäßig sich erhebenden Wellen, aber noch hängen die Segel schlaff am Maste herunter und klappern unheimlich an den Stangen. Da plötzlich rast der Sturm mit furchtbarem Brüllen heran,

er peitscht die Wellen, so stark er kann,
die heulen und brausen und tosen.
Aus dunkler Höh, mit wilder Macht,
die Regengüsse träufen;
es ist als wollte die alte Nacht
das alte Meer ersäufen.
An den Mastbaum klammert die Möve sich
mit heißerem Schrillen und Schreien;
sie flattert und will gar ängstiglich
ein Unglück prophezeihen.
Der Sturm spielt auf zum Tanze,
er pfeift und saust und brüllt.
Heisa! wie springt das Schifflein!
die Nacht ist lustig und wild.
Ein lebendes Wassergebirge
bildet die tosende See;
hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
dort türmt sie sich weiß in die Höh. [1])

Endlos rollt der Donner, die Blitze zucken ohne Aufhören durch die empörte Atmosphäre. Zehnmal glaubten sich die Schiffenden verloren, wenn der zitternde Bau in den Abgrund der Wellen hinabstürzte, aber immer wieder erhebt er sich. Endlich läßt der

Sturm nach, einzele Stöße folgen immer seltener, die Wellen ebenen sich, und wenn die tröstende Sonne im Osten heraufsteigt, liegt das Meer so ruhig und glatt im Morgenstrale, als sei es immer so gewesen.

Ist der Sturm auf der See schrecklich, so ist sein Gegentheil, völlige Windstille, die in der Nähe des Aequators nicht selten eintritt, — furchtbar. Der günstige Wind, der den Schiffer bis dahin getragen, wird schwächer und schwächer, er schweigt anfänglich für kurze Zeit und zuletzt gänzlich:

tiefe Stille herrscht im Wasser,
ohne Regung ruht das Meer,
und bekümmert sieht der Schiffer
glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
reget keine Welle sich. [2])

Das vor Kurzem noch einem Vogel gleich dahin fliegende Schiff liegt festgebannt auf dem flüssigen Krystall. Die senkrecht herabfallenden Stralen der Sonne durchglühen den engen Raum, auf welchem die Menschen eingeschlossen sind. Das Verdeck brennt durch die Sohlen der Schuhe. Wochenlang liegt der stolze Beherrscher der Meere unbeweglich auf derselben Stelle. Aus dem Wasser erheben sich faulige Dünste und verpesten die Luft. Man sieht keine Fische; nur der kleine Pilot bringt den schrecklichen Hay, „des Meeres Hyäne", der, auf baldigen Fraß hoffend, den Seefahrern eine Vorbedeutung der übelsten Art ist. Doch auch sie, die einzigen lebenden Wesen, welche noch das verlorene Schiff umspielten, wenden sich nach kurzem Aufenthalt hinweg, da sie es in der vergifteten, in Gährung übergegangenen Masse nicht aushalten können. Jetzt werden die Schrecken der Lage immer gehäufter; das Wasser in den Fässern ist verdorben; das Fleisch ist in Fäulnis übergegangen, das Brod von zahllosen Insekten und Käfern durchlöchert. Nun bricht noch das Faulfieber unter der Mannschaft aus. Immer mehr Opfer fordert der Tod; Verzweiflung faßt auch den Herzhaftesten. Wer wird der Unglückliche sein, der diese gräßliche Not am längsten überdauert! So fragt man sich schaudernd, und Jeder beneidet die vorangegangenen Brüder um ihr Loos. Endlich ist Alles todt, ausgestorben der weite Bau, der Hunderte von hoffnungsreichen, frohen Menschen trug. Da erhebt sich ein Sturm und führt das halbvermoderte Schiff auf seinen Fittigen dahin.

Ja, ja — das Meer hat seine Freuden, aber auch seine Schrecken! Welche Menschenleben, welche Reichtümer, welche Kleinodien hat es nicht schon verschlungen — und doch lächelt es jetzt wieder so freundlich, so friedlich! Unter dieser ruhigen Außendecke, da kochts und gährts, da wohnt der Schrecken und das Grauen:

da drunten aber ists fürchterlich,
und der Mensch versuche die Götter nicht
und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen! [3])

O lernt sie nur kennen die grausige Tiefe, welche unter dem trügerisch glänzenden Spiegel sich birgt. — Ihr sinkt hinab, — euch verschwindet das Blau des Himmels, das Licht des Tages, — ein feuriges Gelb umgibt euch, dann ein flammendes Rot, als tauchtet ihr ein in ein feuchtes Höllenmeer ohne Glut, ohne Wärme. Das Rot wird dunkler, — purpurn, — endlich schwarz, — eine undurchdringliche Nacht hält euch umfangen. — Und was um euch lebt und sich bewegt, ist ein freud- und friedeloses Dasein, ein unaufhörliches Jagen und Entfliehen, ein Fassen und Verschlingen, ein unendlicher Haß, ein ewiger Mord, ein rastloses Schaffen nur um dem gefräßigen, nie ruhenden Tode die Opfer zu liefern!

Ist diese Auffassung der alten Völker auch nicht durchgängig ganz richtig, so ist sie es doch in der Hauptsache; ja die Wissenschaft kann nicht umhin, dem Bilde theilweise immer neue, immer grellere Züge zu leihen. Aber dessenungeachtet, — wenn wir die einzelen Bilder, Linien und Farbentöne, welche uns der unermüdliche Fleiß verschiedener Forscher gewonnen, zusammensetzen; wenn wir dieser Komposition die Totalanschauungen zu Grunde legen, welche glückliche Reisende in günstigen Beleuchtungen jenem Reiche der Tiefe abgewonnen: so erhalten wir eine Gallerie von Landschaften, welche nicht minder mannigfaltig, nicht minder schön und vielleicht selbst prachtvoller, feenhafter und wunderbarer sind, als die Erde sie irgendwo aufzuweisen hat. Ein flüchtiger Ueberblick der Pflanzen und Thierwelt des Meeres wird genügen, um diese Behauptung zu rechtfertigen.

Die ganze Vegetation des Meeres wird fast ausschließlich von einer einzigen, großen Pflanzenklasse, den Algen oder Tangarten, gebildet. Obwohl geschlechtslos und sehr einförmig in ihren Fortpflanzungsorganen, entwickeln dieselben doch einen so außerordentlichen Formenreichtum, daß eine Landschaft am Boden des Meeres kaum weniger interessant und mannigfaltig ist, als eine Gegend, welcher die wärmere Tropensonne den Charakter vegetativer Ueppigkeit verliehen hat. Die eigentümliche, bald gallertartig weiche, bald knorplig derbe Beschaffenheit aller Theile, die seltsame Vereinigung runder, langestreckter und wiederum flach ausgebreiteter Organe, welche gleichwol die Anwendung der Ausdrücke „Stengel und Blatt“ sogleich als völlig unpassend erkennen lassen, die prachtvollen, kräftigen Farben von grün, oliv, gelb, rosa und purpur, zuweilen regenbogenähnlich auf derselben blattähnlichen Fläche verbunden, geben dieser Vegetation durchaus den Charakter des Ungewöhnlichen, Märchenhaften.

Wie die Pflanzen der Erdoberfläche in ihren Arten wechseln je nach dem Breitengrade oder der Höhe ihres Standortes, so wächst auch nicht jede Tangart überall, sondern hat ihren bestimmten Bezirk.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Algen vorzugsweise in der gemäßigten Zone ihren ganzen Reichtum entfalten, dagegen nach dem Aequator zu fast ebenso wie gegen die Pole hin abnehmen. An den Küsten der Insel Sitka zeigt sich dem Taucher diese eigentümliche Vegetation in ihrer üppigsten Fülle. Einem Urwalde gleich drängt sich hier Pflanze an Pflanze. Die kleinen Fadenalgen (Conferven) überziehen den Boden mit einem grünen Sammetteppich, auf dem der Meersalat mit seinem breiten Laube die größeren Kräuter vertritt. Dazwischen glänzen die mächtigen Blätter der mantelförmig gestalteten Schwertlilien (Irideen) in prachtvollem Rosenrot oder Scharlach; mannigfaltige Tangarten bekleiden die Klippen mit dunkler Olivenfarbe, zwischen denen dann wieder die Meerrose mit ihrem zarten Farbenspiel hervorleuchtet. Gelb, grün und rot schillernd, bald als Riesenfächer sich ausbreitend, bald als mehrere Fuß lange und breite Blätter im Strome schwankend, bilden die seltsam netzförmig durchbrochenen Thalassiophyllen und Agaven die größeren Büsche dieses Waldes. Als dessen Bäume erscheinen dann die oft 30 Fuß langen, breiten Bändern gleich wallenden Laminarien, wechselnd mit den buschig verzweigten Macrocystisarten mit ihren birnengroßen Blasen; dann zeigen sich die langgestielten Alarien, deren Stamm, sonderbar von einem manschettenähnlichen Blattbüschel umfaßt, sich nach oben in das rießenmäßige, oft 50 Fuß lange Blatt ausbreitet. Aber Alles überragend heben sich dazwischen die merkwürdigen Nerocysten hervor; aus korallenähnlicher Wurzel steigt der fadendünne Stiel bis zu einer Länge von 70 Fuß auf, allmälig keulenförmig bis zu einer mächtigen Blase anschwellend; auf dieser schwankt dann ein dichter Büschel schmaler, bis 30 Fuß langer Blätter. Man könnte sie die Palmen des Meeres nennen. Und diese ganze mächtige Pflanze ist das Produkt weniger Monate, denn alljährlich stirbt sie ab und erzeugt sich aufs Neue aus ihrem Samen.

Diese Pflanzen bilden die unterseeischen Waldungen, indem sie in buntem Gemisch und mannigfacher Verpflechtung durcheinander wachsen, ihre Zweige verschlingen, hier Lauben und Gänge, dort unentwirrbares Dickicht weben. Da schillern und blitzen die bunten Farben der verschiedenen Arten durcheinander, die bei jedem Wellenschlage und der dadurch veränderten Luftbrechung in andern Farben spielen. Und durch dieses traumhafte Farbenspiel rudern buntfarbige Muscheln und glänzende Fischchen; langsam an den Stengeln kriechen weidende Schnecken; an den Bäumen nagen die 20 Fuß langen, grauhaarigen Walrosse, stark durch mächtige Hakenzähne; an ihnen nährt sich der riesige Dugong, die Sirene der Fabel, der eben so lange, plumpe Manati, das noch längere Borkenthier mit seiner runzligen Haut, die wie Eichenrinde aussieht, der wandernde 30 Fuß lange Hayfisch, der dichtbehaarte Seehund und die schwerfällige Schildkröte. Siehe, wie diese Riesenkühe des Meeres einander von den Weideplätzen verjagen, wie der Seehund flüchten muß, wenn das Walroß naht, wie heftig

das Borkenthier an den Zweigen reißt, daß die angeklammerten Schnecken klappernd herabfallen! Eben weiden die Heerden in behaglicher Ruhe in der dämmerigen Kühle des Meerbodens — da schleicht ein hungriger Hay heran; seine glasigen Augen leuchten im gelben Glanz der Eulenaugen und suchen ihre Beute. Bald bemerkt ihn der Seehund und flüchtet in das dichteste Gebüsch des Tangwaldes. Im Nu verändert sich die Scene. Die Muschel klappt ihr Gehäuse zu und stürzt sich in die Tiefe, die Schildkröte kriecht unter ihr Horndach und läßt sich rasch zu Boden sinken, die tändelnden Fischchen verschwinden unter den Zweigen der Macrocystis, die Krebse schlüpfen unter deren Wurzeln, das junge Walroß aber wendet um, dem gefährlichen Feinde die scharfen Stoßzähne entgegenzukehren. Der Hay sucht ihm die wehrlose Seite abzugewinnen. Der Kampf beginnt, er zieht sich hinein in den Tangwald, in dessen Zweignetz die Kämpfer sich hier und dort mit ihren Flossen verwickeln, bis es dem gewandteren Hay gelingt, dem Gegner die Seite zu zerfleischen, worauf dieser voll Todesangst Rettung durch die Flucht in den Wald sucht, sich hier festrennt und von dem Sieger verzehrt wird.

Verlassen wir jetzt diese unterirdischen Wälder mit ihren vegetabilischen Riesen*); scheiden wir mit einem flüchtigen Blicke von den spielenden Walfischen, den Heerden der Seehunde, von den Myriaden der Kabljaue, Heringe, der Lachse und Thunfische; wenden wir uns in die Regionen der heißen Sonne, mit erwartungsvollem Blicke, ob vielleicht hier, wie auf dem Lande, auch in den Tiefen des Oceans die Natur ihre reicheren Schätze ausgebreitet habe!

Wir tauchen nieder in den flüssigen Krystall des indischen Meeres und es eröffnet sich uns der wunderbarste Zauber aus der Märchenwelt unserer Kinderträume. Die seltsam verästelten Gebüsche tragen lebendige Blumen. Dichte Massen von Mäandrinen (Hirnkorallen) und Asträen (Sternkorallen) contrastiren mit den laub- und becherförmigen Ausbreitungen der Explanarien (Stern-Stachelkorallen), mit mannigfach verzweigten Madreporen (Stachelkorallen), die theils fingerförmige, theils stammartige Aeste, theils die zierlichsten Verzweigungen besitzen. Das Colorit ist unübertrefflich, lebhaftes Grün wechselt mit Braun und Gelb, mit reichen Purpurschatten vom blaßen Rotbraun bis zum tiefsten Blau vermischt. Hellrote, gelbe und pfirsichfarbene Nulliporen (Klumpenkorallen) überkleiden die abgestorbenen Massen und sind selbst wieder mit den perlfarbigen Flächen der, dem zierlichsten Elfenbeinschnitzwerk gleichenden Retiporen (Spitzenkorallen) durchwebt. Dazwischen schwanken in gelb oder lilla die gitterartig durchbrochenen Fächer der Gorgonien (Hornkorallen), während die seltsamen

*) Der Macrocystis pyrifera (Blasentang) erreicht in den Polarmeeren die ungeheure Länge von 500 bis 1500 Fuß.

und abenteuerlichen Gestalten der Seeigel und Seesterne den Boden bedecken. Gleich Moosen und Flechten haften die blattartigen Flustren (Seerinden) und Eschären (Korallenkrusten) an den Zweigen der Korallen; wie ungeheure Schildläuse kleben an ihren Stämmen die gelb und grün und purpurgestreiften Patellen (Napfschnecken). Als riesengroße Caktusblüten in den brennendsten Farben stralend, breiten die Seeanemonen auf den Felsenabsätzen ihre Kränze von Fühlern aus, oder schmücken bescheidener, bunten Ranunkeln gleich, ein flacheres Beet. Um die Blüten der Korallensträuche spielen die Colibris des Meeres, kleine Fische, bald in rotem oder blauem metallischem Schimmer, bald mit goldnem Grün, bald im hellsten Silberglanz funkelnd. Leise schwanken, wie Geister der Tiefen, die zarten milchweißen oder bläulichen Glocken der Medusen durch diese Zauberwelt. Hier jagen sich die violett und goldgrün schillernde Isabelle und die feuergelb, schwarz und zinnoberrot gestreifte Kokette, dort schießt schlangengleich, wie ein 5 Fuß langes Silberband, in rosigen und azurnen Lichtern schillernd, der Bandfisch durch das Gebüsch. Dann kommen fabelhafte Sepien, prangend in allen Farben des Regenbogens, die aber ohne bestimmte Zeichnung bald entstehen, bald vergehen, bald auf die phantastischste Weise durcheinanderlaufen, sich suchen und wieder trennen. Und Alles das im schnellsten Wechsel und wunderbarsten Spiel von Licht und Schatten, das jeder Windhauch, jede leichte Kräuselung der Meeresfläche ändert. — Wenn nun der Tag sich neigt und die Schatten der Nacht auch in die Tiefen greifen, dann leuchtet dieser phantastische Garten wieder auf in neuer Pracht. Millionen glühender Funken, mikroskopisch kleine Medusen und Krebse, tanzen wie Leuchtwürmchen durch das Dunkel, in grünlichem Phosphorlicht schwankt die am Tage zinnoberrote Seefeder; in allen Winkeln leuchtet es auf; was vielleicht am Tage noch braun und unscheinbar in dem allgemeinen Farbenglanze verschwand, das stralt jetzt im wunderbarsten Spiel des grünen, gelben und roten Lichtes; und um die Wunder dieser Zaubernacht zu vollenden, zieht sanft leuchtend wie eine 6 Fuß große Silberscheibe der Mondfisch durch das Gewimmel der kleinen funkelnden Sterne, während von der Küste Ceylons her über den schillernden Meeresspiegel die singende Muschel wie eine Aeolsharfe ihre melancholischen Gesangtöne erklingen läßt, welche die Brandung des Meeres überstimmen.

Nicht die üppigste Vegetation einer Tropenlandschaft kann einen größeren Formenreichtum entwickeln, während sie in Mannigfaltigkeit und Pracht der Farbenspiele weit hinter dieser Gartenlandschaft zurücksteht, die seltsamer Weise ausschließlich von Thieren und nicht von Gewächsen gebildet wird. Denn so charakteristisch für den Meeresboden der gemäßigten Zone die üppige Entwicklung der Pflanzenwelt ist, eben so hervorstechend ist in den Tropengegenden der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Meeres-Fauna. Was die großen Klassen der Fische und Stachelhäuter, der Quallen und

Polypen, der Schnecken und Muscheln Schönes, Wunderbares und Abenteuerliches enthalten, das drängt sich in dem warmen und krystallhellen Wasser der tropischen Meere zusammen, wurzelt im heißen Sande, bekleidet die schroffen Klippen, haftet, wo der Platz schon eingenommen, parasitisch an anderen, oder schwimmt in Höhe und Tiefe durch das Element, während die Pflanzenwelt der Masse nach bei Weitem zurücktritt. Eigentümlich ist dabei, daß das auf dem Lande geltende Gesetz, nach welchem die Thierwelt, geeigneter sich den äußeren Verhältnissen anzubequemen, eine größere Verbreitung hat als die Pflanzenwelt, — denn die Polarmeere wimmeln noch von Walen, Robben, Seevögeln, Fischen und zahllosen niedern Thieren, wenn schon längst jede Spur der Vegetation in dem ewig starrenden Eise verschwunden ist und selbst das durchkältete Meer keine Tange mehr hegt — daß, sage ich, dieses Gesetz auch für das Meer in der Richtung der Tiefe gilt, denn wenn wir herabsteigen, verschwindet das pflanzliche Leben viel früher als das thierische, und selbst aus Tiefen, die kein Lichtstral mehr zu erreichen vermag, fördert das Senkblei wenigstens noch lebende Infusorien zu Tage, ja, es soll deren bis zu 12,000 Fuß Tiefe geben.

Es ist hier nicht Absicht, den großen Reichtum dieser thierischen Wasserwelt, ihre merkwürdigen Eigentümlichkeiten, ihre mannigfachen Beziehungen zum Menschen und seinem Haushalt weiter zu entwickeln; nur einer einzelen Gruppe, den **Korallen**, soll ein etwas genauerer Blick zugeworfen werden.

Wenn in die buntgefärbte, vielfachgestaltete Kalkschale der Muschel sich ein weiches Thierleben einschließt, so daß das Knochengerüste außerhalb desselben ist und der Leib sich mehr oder minder von ihm losmachen kann, so sind die Korallengewächse das blumenartig dem Kalkstein entsproßende Sinnenleben des Thieres. Aus dem steineren Baum sprießt der empfindende Fangarm des Polypen, nährt sich, pflanzt sich fort, versteinert, indem er sein Wohnhaus zum Steingrab macht, über welchem aufwachsende Geschlechter ihre neuen Steingehäuse aufbauen. So wächst der viel gestaltige, ästige Korallenbaum, und wo die Gewächse der Oberwelt Blätter und Blüten tragen, da keimt aus dem Stein ein lebendes, empfindendes Thier in bunter Blumengestalt und phosphorischem Glanze. Ist es doch, als ob das alte Meer, träumend von dem farbenprangenden Blumenleben der sonnigen Oberwelt, aus seinen Steinen jene Gewächse habe nachahmen, oder in den Gesteinen der Meerestiefe das Thier- und Pflanzenleben im Voraus ahnend habe darstellen wollen! Wie ein Traum erwacht der thierische Polyp im Stein, und wie ein Traum erstarrt er wieder zu Stein.

Die Korallenbäume sind die Blumengewächse der Meeresgärten, die an buntem Farbenglanz die Blumen der Lichtwelt weit übertreffen. Und was kein Baum der Oberwelt vermag, das kann der Thierblumenbaum des Meeres: er wandelt, obschon einfüßig, auf und ab auf den Zauberbeeten des Wasserreichs; denn einige Polypen sind wandernde Pflanzen, da sie sich mit ihrem kalkigen

Stammende von dem Boden, wo sie sich festsogen, los zu machen und weiter zu bringen vermögen. Ja, was kein Baum der Welt zu vollbringen im Stande ist, das vollführt der kaum erbsengroße Polyp; er baut große, gewaltige Steinburgen, haushohe Schlösser in seinen Korallenriffen und Koralleninseln, die den Menschen eine willkommene Heimat bieten, und auf denen die schlanke Kokospalme ihre grüne Blätterkrone im Meereswinde wiegt. Wie mühsam baut der Mensch seine Uferdämme gegen die andringenden Meeresfluten, wie klappern und rasseln dabei seine gewaltigen Dampfmaschinen! Die winzigen Polypen führen dagegen in geräuschloser Beharrlichkeit den ewigen Kampf gegen die anprallenden Sturmwellen, sie bauen Jahrhundert um Jahrhundert an ihren Dämmen, und sieh, meilengroße Seen schließen ihre Ringmauern vom Meere ab, so daß man mitten in dem unermeßlichen indischen Ocean hundert solcher Binnenseen findet. Das ist die Macht des Kleinen!

Zauberisch liegen sie da, die Koralleninseln der Malediven. Eine oft wenige hundert Schritt breite, wenige Fuß über dem Meer hervorragende kreisförmige Korallenbank, rings von der ungestümsten Brandung umtobt, umschließt ein Bassin von völlig ruhigem Wasser. Kokospalmen bilden einen grünen Kranz um das innere Becken, dessen seichtes, klares, stilles Wasser unter senkrechter Sonnenbeleuchtung mit lebhafter grüner Farbe erscheint. Die glänzende Fläche, oft mehr als eine Meile breit, wird ringsum von den dunkeln, fast schwarzen schwellenden Wassern des Oceans durch einen Streifen schneeweißer Brandung geschieden, auf denen sich die schlanken Zeichnungen und das frische Grün der Palmen mit wunderbarer Schärfe hervorheben, und darüber lagert sich das gleichförmig tiefe Azurblau des Himmelsgewölbes. Das Ganze macht den Eindruck majestätischer Größe und einfacher Erhabenheit. Noch wunderbarer sind die Erscheinungen großer kreisförmiger Brandungen, die eine stille Wasserfläche einschließen, ohne daß auch nur der geringste Streifen Landes über dem Wasserspiegel hervorragend die Grenze bildete, wie solche zuerst von Cook im stillen Meer beobachtet wurden. Größere und ausgedehntere Korallenriffe mit ihrem Palmenkranze umgeben oft in meilenweiter Entfernung eine Berginsel und der Reisende hat hier am Fuße bewaldeter Gipfel um sich die reichste und üppigste Tropenvegetation, vor sich einen glatten Spiegel des klarsten Wassers, begrenzt durch eine Palmenlinie und darüber hinaus die weiße Brandung und den endlosen Ocean. Vergebens schlagen die tosenden Wogen gegen das Riff: es steht fest, Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein. So schützt das Polypengeschlecht die bedrohte Insel vor dem Untergange durch das vernichtende Meer; der Polyp kämpft mutig und siegreich gegen das unermeßliche Weltmeer! Und wenn alle Völker der Erde ihre Macht vereinigten, sie würden nicht die kleinste dieser Korallenbänke im Weltmeer zu bauen vermögen; die Koralle aber baut einen Theil der Erdrinde!

Was sind denn aber diese mächtigen Polypen, diese Inselbauer? Sie sind kleine gallertartige Thierchen von der Größe eines Steck-

nadelkopfs, die einen Mund, einen Darmkanal und um den Mund herum mehr oder minder viel Fangarme haben, mit denen sie nach Beute haschen. Jeder Arm ist mit einer Menge kleiner Erhabenheiten bedeckt, aus denen ein langer, spiralförmig aufgewundener Faden mit einem Widerhaken am Ende herabhängt. Da nun der Polyp viele Fangarme hat und an jedem sehr viele solcher Erhabenheiten, so müssen wir ihn uns als ein mit hundert Angelschnuren nach Beute fischendes Raubthier denken. Die Seerinde hat so kleine Zellen, daß 1800 einen Quadratzoll bedecken. Jeder Polyp besitzt 20 runde Fühlfäden, jederseits mit 50 Wimpern besetzt. Auf einen Quadratzoll kommen also 3600 Fühlfäden und 180,000 Wimpern. Der einzeln lebende Polyp hat einen leder- oder hornartigen Fuß, mit dem er sich am Boden festsaugt und meistens zeitlebens an demselben Orte bleibt. Entbehren polypenartige Schleimthiere diesen Fuß und schwimmen sie frei umher, so heißen sie Medusen und Quallen. Sie haben die Gestalt eines Pilzhutes, von dem herab zahllose fadenartige Fangarme hängen, und werden oft faustgroß. Da die Berührung mit ihren Fangarmen ein Brennen gleich dem Nesselblatte hervorbringt, so nennt man sie auch Meernesseln. Sie haben einen starken phosphorischen Glanz und sind oft in Millionen neben einander.

Die meisten Polypen bewohnen ein gemeinsames Gehäuse, in dem jeder Polyp seine besondere Zelle hat und mit seinen Brüdern in communistischer Gemeinschaft lebt, denn was der eine von ihnen genießt, das nährt alle andern zugleich. Diese Zellen stehen entweder röhrenartig senkrecht neben einander, oder sie brechen seitlich aus den Aesten dicht neben einander hervor, oder sie wachsen wie die Blüten an einem Mandelbaum hier und dort an dem Zweige, oder bilden eine Schleimhaut über den ganzen Stock. Diese Polypen pflanzen sich durch Theilung und durch Knospung fort. Indem die Absterbenden versteinern, wird der Baum immer größer, wie man sich denn viele dieser Polypengewächse vorstellen muß als blattlose Gesträuche oder niedrige Bäume von roter, grüner, gelber und schwarzer Farbe.

Die Orgelkoralle des indischen Oceans besteht aus roten senkrechten Röhren, welche durch Querröhren verbunden sind, und trägt grüne Polypenblüten, während die braune Gorgonie des Mittelmeers weiße Polypen mit roten Pünktchen hat, die rote armsdicke Melitäre gelbe Polypen. Die schwimmende Seefeder gleicht einer Gänsefeder, da ihre Posen aus roten, phosphorisch leuchtenden Polypen bestehen; der ellenhohe korkartige Seeschwamm birgt in seinen Röhren blaue Polypen. Die Seetanne trägt an ihren Zweigspitzen bunte Polypenblumenglocken, und die kleine wandernde Seeanemone gleicht mit ihren breiten, auswärtsumgelegten Fangarmenblättern dem Caktus.

Die Polypen wachsen nur bis zu einer gewissen Tiefe, etliche gehen bis 1000 Fuß hinab, andere nur bis 500, wieder andere nur 20 bis 50 Fuß. Die Riffe bauende Koralle muß immer in

einer bestimmten Entfernung von der Oberfläche des Meeres bleiben, weil sie sonst sogleich abstirbt. Die Höhe der Korallengewächse ist sehr verschieden, einige sind nur einen Zoll hoch, andere erreichen die Höhe von mehreren Ellen und die Dicke eines mäßigen Birnbaums.

An diesem skizzenhaft entworfenen Bilde des Meerlebens, das den Reichtum desselben mehr erraten läßt, als aufzeichnet, mehr das Wunderbare andeutet, als in seiner ganzen Fülle und Macht vorführt, mag es genügen: das Meer — soviel macht es wenigstens klar — birgt ohne Zweifel die größten Wunder der Schöpfung.

Anmerkungen.

I.

Der Wald.

Bei unserer Bearbeitung haben wir benutzt: Neue Märchen. Von Katharina Diez. Berlin, bei Decker. 1854. — Naturstudien von Hermann Masius. Leipzig, Brandstetter. 1852.

1. Edmund Hoefer. (Gedichte. Leipzig, Simeon. 1853.)
2. Adolf Stöber.
3. Theodor Körner.
4. Wilhelm Osterwald. (Im Grünen. Naturbilder, Märchen und Arabesken. Berlin, Duncker. 1854).
5. Nikolaus Lenau.
6. Wilhelm Osterwald.
7. Edmund Hoefer.
8. Katharina Diez.
9. Ernst Moritz Arndt.
10. Edmund Hoefer.
11. „Es gibt nicht leicht ein reizenderes Schauspiel, als — im Buschwerk verborgen, dem Azen einer Rehfamilie zuzusehen. Eine Waldwiese mit ihren gelben und blaßroten Blumen, eingefriedigt zwischen breitästigen Buchen, deren Stämme sich zwischen Faulkirschen und Haselstauden verlieren; tiefer, flüsternder Schatten auf der einen Seite, wo der Kukuk den Abend heraufruft; gegenüber ein grüner, saftiger Sonnenblick, und darüber ein blauer, tiefer Himmel mit einzelen leichten Wölkchen angehaucht: das ist das Bild einer deutschen Waldstille. Man liegt stillträumend im Hag, am Rande auf einer Matte von Quendel; — da ertönt ein eigentümliches Pfeifen. Kleines Gezweig knackt, die Blätter rauschen, und zwischen den Gebüschen streckt sich ein gekröntes Haupt hervor, das mit glänzenden Augen die Wiesen und Hecken durchspäht. Man hält den Atem zurück und lauscht. — — Nun setzt der Bock mit einem weiten Bogensprunge, das Geweih an den Nacken zurückgelegt, über den Graben, sieht

sich nochmals, aber keck und frei um — wieder ertönt jenes Pfeifen, und im Augenblicke erscheinen die beweglichen Sterne, die drüben hinter den Blättern geleuchtet, hart am Graben. Das kleine gesprenkelte Kizchen zagt vor dem Satze, es versucht in den Graben hinunter zu klimmen und mißt ängstlich die Tiefe. Aber der Vater wendet den Kopf zurück, das kleine Ding faßt Mut, springt, schwebt langgedehnt in der Luft und — gleitet auf den Knieen in die Blumen. Es klagt; die Mutter fliegt über das Hindernis und ist im Nu an der Seite des Kleinen. Sie wechseln einen Blick, das Kizchen springt auf und umkreist schäkernd und neugierig die Alten. Es schnüffelt an den Blumen herum, versucht auch wol ein Blatt Sauerampfer zu kosten, aber die Speise behagt ihm noch wenig. Indessen kommt ihm doch auch der Appetit; es wirft sich unter die Mutter auf die Kniee und saugt. Sie wendet den Kopf zurück und leckt dem Kleinen das Fell glatt. Der Bock sieht zu. — Man kann eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken und richtet sich auf, um die halb vom Gras verborgene Gruppe ganz zu sehen. Aber das Geräusch ist dem Walde fremd, die Thiere spitzen die Ohren, der Bock stampft zornig auf den Boden — das Pfeifen ertönt — — die friedliche Gruppe löst sich auf, die Rieke tritt eilig den Rückzug ins Gebüsch an, das Kizchen trippelt hinter ihr her, und der Bock, der sich vor dem blitzschnellen Verschwinden noch einmal schnaufend umwendet, deckt die Flucht."

12. Katharina Diez.
13. Otto Roquette. (Waldmeisters Brautfahrt).
14. Vergleiche das nachstehende Gedicht von Edmund Hoefer:

Wilde Jagd.

Es geht ein scharfes Jagen
durch Wald und durch Gefild:
Es hetzt der Herbst, der Jäger,
den Sommer, das edle Wild.

Von Strauch und Aue flattert
glitzernd der weiße Schaum,
in seinem Herzblut färbet
mit Rot sich Busch und Baum.

In stiller Gärten Grunde
flüstert sein letzter Hauch
da sinkt der Todeswunde,
da bricht sein Blumenaug.

Und brausende Stöße dröhnen
durch Wald und durch Gefild.
Es fällt der Herbst, der Jäger,
den Sommer, das edle Wild.

15. Ferdinand Freiligrath.

Im Feld.

Benutzt wurden: Märchen von Katharina Diez. — Der Mensch und die Natur. Von Friedrich Körner. Leipzig, Brandstetter, 1853. — Thierzeichnungen von Rudolf Meyer. Zürich, 1833.

1. Georg Christian Dieffenbach. (Kinderlieder. Mainz, bei Kunze. 1854).
2. Julius Hammer.
3. C. Braun.
4. Annete Freiin von Droste — Hülshof.
5. August Heinrich Hofmann von Fallersleben.
6. Julius Mosen.
7. Krummacher.
8. Friedrich von Schiller.
9. Volkslied.

Die Wiese.

Grundlage der Bearbeitung ist eine Schilderung von Hermann Masius im illustrirten Familienbuch. Benutzt wurde auch noch eine Abhandlung von F. Ehrenberg über das Gras, und eine Stelle aus Goethes Werken.

1. Justinus Kerner.
2. So von Nikolaus Lenau:

Primula veris.

Liebliche Blume
bist du so früh schon
wiedergekommen?
Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Leiser denn alle
Blumen der Wiese
hast du geschlummert,
liebliche Blume,
Primula veris!

Dir nur vernehmbar
lockte das erste
sanfte Geflüster
weckenden Frühlings,
Primula veris!

Mir auch im Herzen
blühte vor Zeiten
schöner denn alle
Blumen der Liebe,
Primula veris!

Liebliche Blume
Primula veris!
Holde, dich nenne ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
eilst du entgegen,
öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
trübende Nebel
wieder verhüllen;

Blume du glaubst es,
daß der ersehnte
göttliche Frühling
endlich gekommen,

öffnest die Brust ihm;
aber es dringen
lauernde Fröste
tödtlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
gläubige Seele
nimmer verloren!

3. Vergleiche das nachstehende Gedicht von Wilhelm Osterwald:

Schwarzdorn.

Lange schon blühen die Veilchen im Gras, und hoch in den Lüften
schwingt sich zum Frühlingsruf jauchzend die Lerche hinauf.
Aber noch blühet der Schwarzdorn nicht; noch fühlt sich der Winter,
wenn auch geschlagen vom Lenz, dennoch nicht gänzlich besiegt.
Erst wenn aus Ruten und Dornen sogar die Wonne des Frühlings
sprießet in Blüten hervor, sind wir des Frühlings gewiß;
erst wenn der Schwarzdorn blüht, ist überwunden der Winter,
und er lässet dem Lenz, ohne zu murren, das Reich.
Fühlt sich der grimme Winter versöhnt, weil Blüten und Knospen
selbst mit der Farbe des Schnees eifern in blendendem Weiß;
Oder ist es das Wunder, das plötzlich den Alten erschüttert?
Denn ein Wunder fürwahr ist der erblühende Dorn,
der vor wenigen Tagen noch rauh und winterlich starrte
an der Seite des Wegs, welchen er drohend versperrt,
und nun fließet der zarteste Flaum dichtstehender Blüten
mit dem erquicklichsten Glanz lieblich um jeglichen Dorn,

und so reizend erhebt sich die Reihe der Blüten und Knospen,
wie an der dunkelen Schnur Perlen zum Schmucke gereiht,
daß manch junger Gesell mit Lust sich pflücket vom Schwarzdorn
und mit dem blühenden Zweig kränzt die Geliebte daheim.

II.

Benutzt wurden: die Halligen von J. C. Biernatzky (3. und 4. Band der gesammelten Schriften). Altona, Hammerich; — wie Abhandlungen von Burgwardt, Kohl, Masius, Meyer und Anderen.

1. Friedrich Körner.

2. Es wiegen die Wasserbinsen
sich tief im dunkeln Moor;
die kalten Abendwinde
rascheln im Rohr.

Das Heer der wilden Enten
bricht scheu aus dem Schilfe jetzt,
die Dommel sich dicht am Stamme
der gekappten Weide setzt.

Sie schaut nach den dunkeln Mummeln,*)
die auf dem Wasser sind.
Die Enten ziehen am Himmel,
im Rohre raschelt der Wind.

3. Eine vortreffliche Schilderung der Haide, wie des Lebens in derselben gibt Theodor Storm in dem Gedichte

Abseits.

Es ist so still, die Haide liegt
im warmen Mittagssonnenstrale,
ein rosenroter Schimmer fliegt
um ihre alten Gräbermale;
die Kräuter blühn; der Haideduft
steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
in ihren goldnen Panzerröckchen,
die Bienen hängen Zweig um Zweig
sich an der Edelhaide Glöckchen;
die Vögel schwirren aus dem Kraut,
die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
steht einsam hier und sonnbeschienen;
der Käthner**) lehnt zur Thür hinaus,
behaglich blinzelnd nach den Bienen;
sein Junge auf dem Stein davor
schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

---

*) Mummel oder Mümmel (von vermummen) — eine weiße oder gelbe Lilie, die unter dem Wasser versteckt ist, aus welchem nur die Blüten hervorragen.

**) Niederd. Der Besitzer eines Bauernhauses ohne Hofstätte und beträchtlichen Acker; auch Kossat, Köthener, Käther genannt.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
dem Alten fällt die Wimper zu,
er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
drang noch in diese Einsamkeit.

Ein nicht minder schönes Bild entwirft Adalbert Stifter, wenn er die Dürre in der Haide mit folgenden Worten schildert:

Pfingsten kam näher und näher. Der glänzende Himmel war wochenlang ein glänzender geblieben, und wol hundert Augen schauten nun zu ihm ängstlich auf. Die Halme des Kornes standen so dünne, so zart, die wolligen Aehren pfeilrecht emporstreckend, wie ohnmächtige Lanzen. Die Haidelerche war verstummt; aber dafür tönte den ganzen Tag und auch in den warmen, thaulosen Nächten das ewige, einsame Zirpen und Wetzen der Heuschrecken über die Haide und der Angstschrei des Kibitzes. Das flinke Wässerlein ging nur noch wie ein dünner Seidenfaden über die graue Fläche, und das Korn und die Gerste standen fahlgrün und wesenlos in die Luft und erzählten bei jedem Hauche derselben mit leichtfertigem Rauschen ihre innere Leere. Die Baumfrüchte lagen klein und misreif auf der Erde, die Blätter waren staubig, und von Blümlein war nichts mehr auf dem Rasen, der sich selber wie rauschend Papier zwischen den Feldern hinzog. — Es war die äußerste Zeit. Man flehte mit Inbrunst zu dem verschlossenen Gewölbe des Himmels. Wol stand mancher Wolkenberg tagelang am südlichen Himmel, aber wenn es Abend wurde, zerging er, lösete sich in lauter wunderschöne, zerstreute Rosen am Firmamente auf und verschwand — und die Millionen freundlicher Sterne besetzten den Himmel.

So war Freitag vor Pfingsten gekommen. Das Bächlein war nun auch versiegt, das Gras bis auf eine Decke von schaalgrauem Filze verschwunden, nicht Futter gebend für ein einzig Kaninchen; nur der Wachholder stand mit eiserner Ausdauer da, der einzige lebhafte Feldbusch, das grüne Banner der Hoffnung; denn er bot freiwillig gerade heuer eine solche Fülle der größten blauen Beeren, so überschwenglich, wie sich keines Haidenbewohners Gedächtnis entsinnen konnte. — Wol standen wieder Wolken am Himmel, die in langen, milchweißen Streifen tausendfasrig und verwaschen die Bläue durchstreiften, sonst immer Vorboten des Regens; aber man traute ihnen nicht, weil sie schon drei Tage da waren und immer wieder verschwanden, als würden sie eingesogen von der unersättlichen Bläue. Mancher Hausvater ging händeringend zwischen den Feldern, und als es Abend geworden und selbst zerstückte Gewitter um den Rand des Horizontes standen, sah ein von der Stadt heimfahrender Bauer selbst die halbgestorbene Großmutter mitten im Felde knieen und mit emporgehobenen Händen beten, als sei sie durch die allgemeine Not zu Bewußtsein und Kraft gekommen. Die Wolken wurden dichter, aber blitzten nur und regneten nicht.

Pfingstsamstagsmorgen war angebrochen, und der ganze Himmel hing voll Wolken; aber noch war kein Tropfen gefallen. Die Weiber und Mägde standen auf dem Dorfplatze und hatten Fässer und Geschirre mitgebracht, um, wenn es regne und der Dorfbach sich fülle, doch auch heuer wie sonst ihre Festtagsreinigungen vornehmen zu können und feierliche Pfingsten zu halten. Aber es wurde Nachmittag, und noch kein Tropfen war gefallen; die Wolken wurden zwar nicht dünner — aber es kam auch Abend, und kein Tropfen war gefallen.

Des anderen Morgens, als sich die Augen aller Menschen öffneten, war der ganze Haidehimmel grau, und ein dichter, sanfter Landregen träufelte nieder. Alles, Alles war nun gelöset; die freudigen Festgruppen der Kirchgänger rüsteten sich und ließen gern das köstliche Naß durch ihre Kleider sinken, um nur zum Tempel Gottes zu gehen und zu danken.

4. Friedrich Körner.

III.

Benutzt wurden: das Thierleben in der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich von Tschudi. 2. Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1854. — Daneben Abhandlungen von Mendelsohn, Gude, Meyer, A. Stifter.

1. Friedrich von Matthison.

2. Wilhelm Osterwald.

3. Ich kann mir nicht versagen, hier ein Nachtgemälde aus der Alpenwelt zu geben, das O. Roquette in seiner Dichtung: „der Tag von St. Jakob" entwirft:

Warst du je eine Nacht auf Alpenhöhn?
O riesengroß ist solch ein Nachtgebild!
In Luft und Tiefen ists ein dumpf Getön,
du hörst es, wie der Erde Atem quillt,
der schlummernden, aus tiefstem Grund empor.
Die Nebeldünste siehst du dämmrig brauen,
sie ziehn und wallen wie ein Geisterflor;
du wähnst der Erde Riesentraum zu schauen;
es ruhen die Gestirne groß und rein,
in tausend Welten blickst du hoch hinein.
Durch alle Tiefen und durch alle Höhn
mit breiten Flügeln schwebt der Alpenfön,
beruhigt stimmt er hoch im Himmelssaal
mit Geistern an den ewgen Weltchoral.
Die Stunden fliehn, schon röten sich die Firnen,
der Morgenwind umschauert eisig kalt
im Alpenglühn der Schneegebirge Stirnen.
Tief liegt der Nebel, der im Thale wallt.
Das Schreckhorn ragt in hehrer Majestät,
in Purpur steht der Wetterhörner Glanz,
des Finsteraarhorns schlanke Säule späht
ob schon die Jungfrau glüh im Rosenkranz.
Wie stumme Götterbilder schaun gereiht
die hohen Alpenhörner in den Morgen,
unkundig jener Welt, die drunten weit
und tief sich müht mit ihren kleinen Sorgen.

4. Der Fön ist ein äußerst warmer Wind, der aus den brennenden Sandwüsten Afrikas herüber bis in die Schweizeralpen hineinweht. Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Himmel zeigt sich ein leichtes Schleiergewölbe, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgeröteten Himmel bleich und glanzlos unter. Die oberen Wolken glühen noch lange in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelen kälteren Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher scheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich-violette Färbung an. Die hohen Wälder beginnen fern zu rauschen, die Bergbäche tosen weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen kündigt sich der angelangte Fön an, worauf oft tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Fönfluten ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die 2 bis 3 Tage mit abwechselnder Gewalt die Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Wildbäche anschwellen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. Im ganzen Berggebiete bewirken sie enorme Schnee- und Eisschmelzungen, verändern dadurch mit einem Schlag das Bild der Landschaft und

zaubern in wenigen Tagen eine unglaublich rasch sich entwickelnde Vegetation hervor.

Fr. v. Tschudi.

5. Vergleiche das nachstehende Gedicht von E. Kauffer:

Die Lawine.

Sie braust herab vom Bergeshang;
sie stürzt und wächst in ihrem Falle,
und unter ihrem Donnergang
erdröhnt des Thales weite Halle.
Pfeilschnell rollt sie auf ihrer Bahn;
da wird kein Roß so schnell dich tragen:
sie sprengt heran und faßt dich an
und wird dich zürnend niederschlagen.

Das ist ein Sturm, der fröhlich wild
durchtobt des Thales lange Gassen;
das ist ein Fall, der das Gefild
begräbt in seinen Riesenmassen.
Auf, die ihrs könnt noch, flüchtet schnell!
Schon naht mit ehrnem Siegestritte
der kalte schreckliche Gesell
und steht als Tod in eurer Mitte.

Da wird es still; die Alpe schweigt;
verklungen sind die Donnerlieder,
und auf das Thal des Schreckens neigt
sich süße Himmelsruhe nieder.
Vom hohen Kloster aber gellt
das Glöcklein und die Priester singen:
„Ob deine Hand erbaut, zerschellt,
Herr, sei gelobt in allen Dingen!“

6. Johann Gabriel Seidl.

IV.

Benutzt wurden: Reise von Bern über den Gemmi und den Simplon nach den Borromäischen Inseln, beschrieben von F. Meisner. Bern, bei J. J. Burgdorfer. 1825. — Ein Jahr in Italien von A. Stahr. — Abhandlungen von K. A. Meyer und H. Masius.

1. Die Simplonstraße läuft von dem wallischen Orte Brieg bis zum piemontesischen Domo d'Ossola 14 Stunden lang mitten durch Felsen, über Abgründe und Ströme fort; unmerklich erhebt sie sich von dem Dorfe Glys (unterhalb Brieg) bis zu einer Höhe von 4014 Fuß und senkt sich dann wieder eben so unmerklich um 5255 Fuß. Sie führt über 22 Brücken und 6 Felsengänge, von denen der längste, der von Gondo, fast 700 Schritte lang und so breit, daß drei Fuhrwerke neben einander verbeifahren können, durch den härtesten Granit gehauen ist. — Es gibt keinen Paß über das Hochgebirge, auf welchem die Natur so viel Interessantes zusammengestellt hat, als auf diesem. Gelehrte, Künstler und selbst bloß neugierige Reisende, finden hier überall Gegenstände der Bewunderung, der Beobachtung und des Studiums würdig. Diese ungeheuren, wilden Felsen, diese Wälder, diese ewigen Eismassen, diese über die Felsen herabstürzenden Bergströme, deren fernes Getose die Stille der Thäler unterbricht — alles dieß bildet einen Schauplatz von Größe, der bei jedem Schritte sich verändert und die Seele tief und mächtig ergreift. Betrachtet man

die in unendlicher Mannigfaltigkeit sich darbietenden Gegenstände einzeln, so erblickt man überall die reizendsten Contraste. Hier ist ein finsterer Wald, dort eine einsame Hütte; bald ein drohend überhängender Fels, bald ein zwischen Felstrümmern rauschendes Bächlein; hier senkt sich der Blick hinab in ein lieblich grünendes Thal, oder bebt schaudernd zurück am Rande eines scheinbar bodenlosen Abgrundes; dort schweift das Auge umher an steilen Felsenwänden, deren Höhe es nicht zu ermessen vermag. Faßt man aber das Ganze in einen Blick zusammen, dann ist Alles Größe und Harmonie! — Wer über den Simplon reiset, der steht oft still, und weiß nicht, was er am meisten bewundern soll, ob die Schönheit und Größe der Naturscenen, oder das erstaunenswürdige Werk der menschlichen Kunst.

Schon im Jahr 1797 faßte Napoleon den Plan, die Straße bauen zu lassen; die Arbeiten wurden jedoch erst 1801 unter der Leitung des Ingenieurs Céard begonnen und im Oktober 1805 vollendet.

2. Der Lago maggiore (Lange See) ist 10 Meilen lang und wenig über eine Meile breit. Er ist das Ziel zahlloser Reisen, der Stoff mannigfacher begeisterter Schilderung, die Sehnsucht der durch die Beschreibung schon erregten Phantasie. Ein mildes Klima, das nur im Sommer zu drückender Hitze steigt, die reichste Abwechselung von Ansichten und Umgebungen, im Norden die schweizerischen Alpen, weiter nach Süden die üppigen Gefilde Italiens machen ihn zu einer paradiesischen Gegend, wie sie kein Maler reizender erfinden kann. Das Auge schweift über die Fülle dieser Naturwunder wie trunken dahin, bald ergriffen durch die eindrucksvolle Erhabenheit jener hohen Bergkronen, unter denen man am Ufer von Lavena den Monte Rosa und den Simplon in blauer Ferne unterscheidet, und von den nah an das Gewässer tretenden, schön bewaldeten Abhängen, bald gefesselt von der Menge freundlicher Ortschaften, zierlicher Türme und blühender Gärten, welche die südlichen Ufer umkränzen.

3. Nur in einzelen Theilen des mittleren Italiens herrscht eine ungesunde Luft. So in den sumpfigen Gegenden der Südküste, Maremmen genannt, zu welchen auch die berüchtigten pomptinischen Sümpfe bei Rom gehören. Selbst Theile von Rom sind im August und September durch die arria cativa höchst ungesund und fast unbewohnbar.

4. Emanuel Geibel.

5. Gottfried Kinkel.

6. „Licht ist der Zauber des Südens." (Gelzer).

7. Zwischen Nizza und Genua, an der geschützten Terasse der Seealpen, steht ein Dattelpalmenwald von ungefähr 4000 Stämmen. In Sicilien, das schon mehr ein afrikanisches Klima hat, gedeiht die Palme üppiger. Besser aber, als in Italien, kommt sie in Spanien fort. Bei Elche in Valencia findet sich ein Dattelpalmenwald von mindestens 50,000 Stämmen, die wol 50 Fuß und darüber messen. (Vgl. Willkomm, Reiseerinnerungen 1. Thl. S. 75).

Neapel.

Benutzt wurden: Weltkunde von Heinzelmann, Platens poetische Schilderungen von Neapel und eine Abhandlung von Jos. von Rehfues.

1. August Graf von Platen.

2. Vergleiche folgende Stelle von Platen („Einladung nach Sorrent"):

— Sieh, wie farbreich, doppeltes Grün vermischend,
hier vom Oelbaum rankt zu dem andern Oelbaum
Schlingen der Weinstock.
Dessen Frucht schon rebengesenkt herabreift:

Feige lockt, einhüllend in breiteres Laub sich,
Ja, bis tief, bergtief in der Schlucht gedeihst du schöne Citrone!

Zu den Worten des Textes: S. 51, Z. 7 v. oben — — — „in den klarsten aller Fluten spiegelt", vgl. man folgende Bemerkungen:

Das Golfwasser ist in einiger Entfernung vom Ufer vom schönsten, reinsten Indigoblau; doch wechseln die Farben beständig in den mannigfaltigsten Abstufungen. In grader Linie bis zum Fuße des Beschauers schwanken und blitzen die Lichter auf den Häuptern der Wellen, wie Geister, die auf und niedertauchen. Wann die Sonne in der See untergeht, sind diese Lichter rot und golden, und alle Farben des Regenbogens spiegeln auf dem Meere. Schlagen dann die Wogen ans Ufer und verbreiten sich flach über den Sand, so werden sie plötzlich zu flammendem Purpur, wandeln sich aber zurückfließend schnell wieder in weißen Schaum. Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, schimmern die Wellen in mattem phosphorischem Lichte; um des Fischers Ruder sprühen Funken, und die Spur seiner Barke ist Feuer.

V.

Quellen: die pontische Steppe, von J. G. Kohl. — Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge von Dr. M. J. Schleiden. (Leipzig, W. Engelmann) 1. Aufl. S. 325 bis 329.

VI.

Nach dem Englischen des Washington Irving mit Benutzung der Reisebilder von Theodor Dielitz und einer Mittheilung in der „Natur" von Dr. Ule und Dr. Müller über die spanischen Wälder.

1. Wir glauben dem Leser einen Gefallen zu thun, wenn wir hier die Schilderung eines **Stiergefechtes** folgen lassen, dem „Morgen und Abendland" entlehnt.

Um zu sehen, welche Lust den Spaniern ein Stiergefecht gewährt, muß man nach Madrid gehen, wo es den Bürgerkrieg und die Constitution vergessen macht, wo der gemeine Mann lieber drei Tage fastet, als sich dieses Vergnügen versagt. Am Morgen nach meiner Ankunft kam ich in die Straße, in welcher sich das Büreau der Stiergefechte befindet, und fand sie von dichten Menschenmassen gesperrt. Ein alter Herr gratulirte mir, zu so guter Stunde hierher gekommen zu sein, da der berühmte Montes, der erste Fechter des Landes und der Abgott der Nation, diesen Abend auftreten werde.

Die breite Alcalastraße war zu schmal, um den Menschenstrom zu fassen, der sich seit 3 Uhr ohne Unterbrechung und stets anschwellend gegen das Thor hinabwälzte, vor dem der Platz bereits dicht besetzt war. Ein majestätischer offener Circus mit amphitheatralischen Stufen nahm mich auf; immer mehr Menschen drängten sich herein, und bald war der große Raum so angefüllt, daß man nur noch übereinander aufgeschichtete Köpfe unterschied. Das Gedränge und der dadurch entstehende Lärm war unbeschreiblich. Man denke sich 10 bis 15,000 Menschen unter allen Zeichen der lebhaftesten Ungeduld des ersehnten

Kampfes harrend, welcher die Nerven des Fremden erschüttert und den Spanier ins höchste Entzücken versetzt!

Endlich trat der Corregidor in seine Loge. Schmetternde Trompeten verkünden den Anfang des Festes. Tiefe Stille tritt an die Stelle des bunten Verlangens; die Flügelthüren öffnen sich, und die altertümlich gekleideten Alguaziles reiten in die Arena und säubern sie von den sie bedeckenden Menschen. Jetzt öffnet sich eine andere Pforte, und der ergrimmte Stier rauscht herein, und hinter ihm schließt sich wieder die Wand. Verblüfft von dem Anblick der unermeßlichen Menge, deren Augen auf ihn gerichtet sind, bleibt er mitten im Circus stehen, sieht sich um, scharrt mit den Füßen den Sand auf und brüllt laut. Jetzt erblickt er die drei Picadores, die ruhig und kaltblütig mit festeingelegter Lanze seiner warten, und ihre Pferde halb gegen ihn gewendet haben. Die Pferde haben die Augen verbunden, ihre Reiter haben aber doppelt mit Rindsleder am Knie besetzte Beinkleider und Stiefeln an, tragen gestickte Jacken und altspanische graue Hüte, und führen die Lanze, welche bestimmt ist, nicht zu tödten, sondern die Wut des Thieres herauszufordern. Welche Spannung, welche Angst ergreift die ganze Versammlung! Ein leises Beben zuckt durch den ganzen Raum. Was wird er thun, ist er brav, greift er an, oder flieht er? Dieß sind die großen Fragen, die jetzt entschieden werden sollen.

Lange betrachtet der Stier seinen ersten Feind, der ihm den Speer entgegenhält. Er streckt die vordern Beine vor, wie wenn er sich den Anlauf nehmen wollte, er senkt die Hörner zum Stoß, jetzt ist der Augenblick, wo er ihn durchbohrt, und er wendet sich um, und geht ruhig auf die Thüre zu. „Feiger, Elender!" klingt es von allen Tribünen; der Stier wird ausgepfiffen und verhöhnt; allein die Picadores kennen ihren Feind, und bleiben auf ihrem Posten. Der Stier kommt zurück, da er keinen Ausweg findet, brüllt laut, und läuft gerade auf den dritten Picador los, der ihn am wenigsten erwartet. Hier spießt er das unglückliche Pferd hinter der Sattelgurte, hebt Roß und Reiter in die Höhe, läßt den Reiter in dieser furchtbaren Stellung, wie wenn er ihn dem Publikum zeigen wollte, und schleudert dann beide zu Boden, daß der Picador unter dem Pferde wie todt liegen bleibt. Dann wendet er sich mit Gebrüll zum zweiten, spießt das Pferd mit einem Horn, wirft es um, und der Reiter schwingt sich in diesem Augenblick zur Seite, und entkommt mit einem Satze in die Gallerie. Mittlerweile hatte sich der erstangegriffene Picador unter seinem Pferde aufgearbeitet, und dieses wieder auf die Beine gebracht. Es war gräßlich anzusehen, wie die Eingeweide dem armen Thiere bis zum Boden herabhingen. Dessenungeachtet wurde es wieder bestiegen und mit Spornstichen zum Gehen genötigt. Vergebens bot aber sein Reiter dem Stier den neuen Kampf an, und menschlicher als die spanische Nation, die solchem scheußlichen Schauspiele zujauchzte, wendete er sich jedesmal ab, sobald sich das bluttriefende Pferd, schwankend unter der Last des Reiters, ihm näherte. Er hatte es ja besiegt, und verschmähte, das Sterbende zum zweitenmale anzugreifen. Allein wie empört durch die Schamlosigkeit der rohen Menge, die ihn durch ihr Zurufen der Feigheit bezüchtigte, stürzte er sich plötzlich in zwei Sätzen auf den noch unversehrten Kämpfer, warf Mann und Reiter nieder, und würde den Reiter getödtet haben, wenn nicht in diesem furchtbaren Augenblicke alle Banderilleros in die Arena gesprungen und durch ihre Tücher seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hätten. Lautschallender Beifall krönte jetzt den tapfern Stier, und nun begann ein kleiner Krieg, der mit zu den schönsten Erscheinungen dieser gefährlichen Spiele gehört. Leicht, gewandt und keck umschwärmen zwölf Banderilleros in weißseidenen Strümpfen, rotem oder blauem kurzen Beinkleide und silbergestickter Jacke den immer rasender werdenden Stier, und necken ihn mit ihren bunten Tüchern, die sie bald über den Kopf werfen, bald vor ihm hinlegen, und die sich rasch über die Schranken retten, wenn er sie verfolgt. Oft fehlen nur Zolle, daß er einen erwischt, und er nimmt dann seine Rache an dem zurückgelassenen Tuch, das er grimmig zerstampft; oder er rennt mit den Hörnern gegen die Bretterwände und zertrümmert sie.

Nun versehen sich die Banderilleros mit ihren Wurfpfeilen, von denen sie den Namen haben, und die mit weißen Bändern umflochten und mit Widerhaken an den Enden versehen sind. Diese dem Thiere in den Nacken zu schlagen,

erfordert die größte Gewandtheit, und ist wol die schwerste Aufgabe im ganzen Kampfspiele. Der Banderillero läuft gerade auf den Stier zu, der ihm, der Beute endlich sicher, entgegenstürzt. Schon hält er ihn zwischen den Hörnern, schon senkt er den Kopf, um ihm den Todesstoß zu versetzen, da bekommt er einen Pfeil in den Hals, und der kühne Thäter entschlüpft mit einer unbegreiflich raschen Wendung. Ein Zoll, ein Haarbreit entscheidet hier über Leben und Tod, allein schon umschwärmen alle andern Banderilleros das schnaubende Thier, und hängen ihm von beiden Seiten ihre Pfeile ein, bis es ganz außer sich vor Schmerz und Wut ein wahres Löwengebrüll ausstößt und ganz rasend auf seine Peiniger losstürzt. Von nun an wird der Kampf sehr gefährlich, und der Stier, von den anhängenden Haken gestachelt und durch die Unmöglichkeit, sie abzuschleudern, noch wütender gemacht, kennt keine Furcht mehr, jagt die Banderilleros in der Arena herum, und folgt endlich einem derselben mit einem Satze über die Barriere in die Gallerie. Aber das Opfer seiner Rache war entflohen, und alle Toreros, und das unten sitzende erschreckte Publikum schlugen nun auf den unglücklichen Stier los, dessen Leiden indessen noch kein Ende nehmen sollten.

Durch eine Doppelthüre wieder in die Arena geschoben, betritt er am ganzen Leibe mit Blut bedeckt, zum zweiten Male den Kampfplatz, und scheint nicht wenig verwundert, sich wieder hier zu finden. Es ist ein feierlicher Augenblick, wie der Stier sich überall umsieht, und nun gleichsam die nahende Katastrophe ahnet, als die Trompeten schmetterten, und ihm gegenüber der Matador erscheint, den bloßen Degen unter dem purpurroten Mantel bergend, den er allein tragen darf. Der Stier fixirt seinen Feind, und sie stehen eine Weile Aug in Aug gegenüber. Dann scharrt er mit den Füßen, bückt sich, nimmt seinen Anlauf, und überrennt seinen Gegner, der seinen Stoß nicht gut angebracht, und nur durch die Geistesgegenwart der umflatternden Banderilleros gerettet wird, die durch ihre Tücher das wütende Thier ablocken, und durch ihren ganz eigentümlichen Zuruf seine Aufmerksamkeit auf sich wenden. Der Matador hatte sich ungeschickt benommen, und wurde ausgezischt. Er suchte seinen Fehler gut zu machen, allein sei es nun, daß der Stier durch Blutverlust schon zu sehr erschöpft war, oder seinen Gegner verachtete, er konnte nicht mehr zum Angriff gebracht werden, bis der Matador ihn so sehr reizen und stacheln ließ, daß er nochmals, aber matt, auf ihn einrannte, wobei er den Todesstoß ins Genick empfing, mit dem aufstehenden Schwerte im Nacken noch einige Mal wie Rettung suchend herum lief, sich dann seinen Platz zum Sterben aussuchte, niederfiel und mit einem brüllenden Seufzer verschied.

So endete der erste Auftritt dieses Dramas unter dem Toben und Schreien der Menge. Drei elegant aufgeputzte Maulthiere kamen angeschirrt in die Arena, und schleiften zuerst die beiden todten Pferde und dann den tapfern Stier davon, und die Discussionen im Publikum begannen.

Die folgenden Akte gleichen dem ersten, allein sie sind natülich in der Ausführung, die Niemand berechnen kann, sehr verschieden. Auffallend ist es, daß die Stiere nie den Reiter, sondern stets das Pferd angreifen, und ein großes Glück, daß sie nicht den vollen Gebrauch von ihrer furchtbaren Waffe machen, dessen diese fähig ist, auch niemals oder selten ihren Sieg verfolgen. Deßhalb gehen auch viele Pferde, aber selten Menschen zu Grunde, und diese sind in der Regel Schuld an ihrem Unglücke, an dem das Publikum deßhalb auch wenig Theil nimmt; denn hier hat nur der Sieger Recht, er mag Stier oder Mensch sein. Von der geschickten Handhabung des Tuches hängt vieles ab, allein das Studium der Bewegung des Thieres ist ein Haupt-Erfordernis für den Torero und daher ein besonderer Gegenstand des Unterrichts in den Fechtschulen. Doch auch Stiere haben ihre Launen, keine Regel ist ohne Ausnahme, aber jede Ausnahme von der Regel ist hier der Tod eines Menschen.

Die Stiere und die Toreros hatten durch fünf Gänge mit abwechselndem Glücke gekämpft, als ein kleiner Stier mit gewaltigen Sätzen in die Bahn sprang, sogleich den ersten Picador an die Wand schleuderte und sein Pferd todt drückte, dem zweiten Pferde das Herz durchstieß und dem dritten die Eingeweide herausriß. Alles dieß war das Werk eines Augenblicks; die Reiter hatten sich mühsam gerettet; die drei Pferde lagen sterbend umher, und der

Stier rannte, nach neuen Opfern suchend wie besessen umher. Die Banderilleros sollten schon längst herunter sein, aber es war, wie wenn Alles über diesen tollen Angriff erschrocken wäre. Das Publikum lärmte und stampfte mit den Stöcken, und hätte wol gern den tapfern Stier im Triumphe herumgetragen, wenn er sich nicht so unsinnig gebärdete. Da that sich die Thür auf, und ganz allein trat ein neuer Matador herein, der den Scharlachmantel so malerisch auf dem linken Arm und das blanke Schwert so spielend kräftig in der Rechten trug, und dabei in seiner ganzen Erscheinung so leicht, so fest, so sicher erschien, daß man sich Außerordentliches von ihm versprechen mußte. Ein weder diesen Abend, noch ich glaube je in meinem Leben gehörter Beifallssturm brach los, der schönste Willkommgruß für einen tapfern Ritter, und der laute Ausruf vieler Damen, „Göttlicher Montes!" belehrte mich, wem der Empfang galt. In der That: Montes verdient die Anerkennung der Spanier; denn die Aufgabe, die er sich heute gesetzt hatte, war schon allein im Stande, den Ruf eines Kämpfers zu begründen.

Montes konnte dem Publikum nicht danken, denn der Stier nahm sogleich seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Gleich einem Löwen fuhr er brüllend und springend vor dem ihm entgegengehaltenen Mantel des Matadors herum, der anfangs stehen blieb, und das Thier fixirte, denn das Auge spielt hier, wie bei schlimmen Pferden, eine Hauptrolle. Es ist dieß stets ein höchst wichtiger Moment, wo Alles in Spannung schwebt; hier aber war Montes allein und ohne alle Hilfe in der großen Arena, und seine Lage höchst gefährlich. Der Stier setzte an, um auf ihn einzudringen, und machte auch den Angriff so rasch, daß Montes überrannt werden mußte, wenn er nicht so außerordentlich gewandt war, und nun entstand ein förmlicher Zweikampf, wobei die List des Mannes stets die unbändige, noch ganz ungebrochene Kraft des wilden Thieres unschädlich zu machen wußte. Dieses furchtbare Spiel dauerte vielleicht fünf Minuten; allein was lag in dieser kurzen Zeit für eine Ewigkeit, woran hing hier ein Leben, das ein Fehltritt, eine nicht berechnete Bewegung des Stiers, auf der Hornspitze endet!

Die Zuschauer verlangten jetzt, daß man Montes nicht länger allein lasse; doch in diesem Augenblick hatte der Stier den ihm übergeworfenen Mantel durchbrochen und Montes in dem Moment, wo er ihm den Degen einrennen wollte, umgeworfen. Ein Schrei des Entsetzens flog durch den Circus, denn Montes war verloren: eben durchbohrte ihn der Stier mit einem Horn. Allein Montes gab sich nicht; eine mir noch jetzt unbegreifliche Wendung des schon liegenden Körpers brachte ihn außer dem Stoße, und nun ergriff er ein Mittel, wol das einzige, das ihm übrig blieb, aber auch das verzweifelste von allen. Unfähig zu entfliehen, faßte er den Stier an einem Horn, und begegnete dem Versuche desselben, ihn damit in die Luft zu schleudern, dadurch, daß er sich selbst einen möglichst lebhaften Schwung gab, und auf den Rücken des Stiers niederfiel. Er warf sich rückwärts von diesem hinab, und wäre nun doch am Ende zu Grunde gegangen, wenn nicht die Banderilleros, die seinen Befehl, ihn allein zu lassen, nicht länger achteten, sich von allen Seiten her auf die nun vollends in die höchste Wut geratene Bestie geworfen hätten. Das Thier faßte augenblicklich einen von ihnen, als er eben über die Ballustrade sprang, und quetschte ihm das Bein mit solcher Gewalt, daß er sogleich ins Spital gebracht werden mußte. Montes trat nun wieder zum Kampfe hervor, und hatte das Glück, auf den ersten Angriff des Thieres so sicher den Degen auf die rechte Herzstelle zu bringen, daß der Stier augenblicklich todt umfiel.

Das Entzücken des Publikums kannte keine Grenzen.

2. Adalbert von Chamisso.

3. Emanuel Geibel. — Man vergleiche mit der citirten Stelle die nachstehende Schilderung der Pflanzenwelt des Südens von Katharina Diez. (siehe: Joseph. Berlin 1855, S. 7).

Der Mandelbaum haucht süße Düfte,
die Myrte würzt die stillen Lüfte;
aus dichten Blättern glüht hervor
die volle reife Purpurtraube.

Die liebliche Olive blüht,
die brennende Granade glüht;
es fällt in süßer Fülle schwer
die reife Goldorange nieder;
die Palme raget hoch und her — —.

VII.

Ein Besuch auf Ceylon.

Grundlage der Bearbeitung ist eine Reisebeschreibung von Wilhelm Hoffmeister, nach neueren Berichten weiter ausgeführt.

1. Nur das Innere der Insel macht hiervon eine Ausnahme, denn hierher können jene Winde der hohen Berge wegen nicht gelangen, und die Atmosphäre ist deßhalb heiß und stockend, außer wenn sie durch zufällige Luftströme abgekühlt wird.

Thal von Kaschmir.

Nach Schilderungen von Blank, Bernier und neueren Reisebeschreibungen.

1. Der Pfau wird in keinem Lande außer Indien in seinem natürlichen, wilden Zustande gefunden, wo er den ersten Rang unter den Vögeln einnimmt und mit seinen prächtigen Farben die Einsamkeit der Wälder belebt. (Vergl. Dr. F. A. Wiese, Indien. I. Thl. S. 47). — „Ueber keinen Vogel, ja über kein Thier hat die Natur die Fülle ihrer Farben, verschwenderischer ausgeschüttet, und wenn er radschlagend alle Blendungen und Schatten seines aus tausend Schimmern und Scheinen gewebten Schweifes entfaltet, so erklärt man sich wol, wie Chrysippus sagen konnte, der arme Vogel sei nur vorhanden um des Schweifes willen. Salomos Flotten suchten ihn im fernen Ophir (1 Könige 10, 22); Alexander schickte ihn als kostbare Trophäe der indischen Zone nach Griechenland. Wie zu einem Schauspiele drängten sich die Athener zu diesem Thiere, das sie noch nie gesehen und dessen Leben Alexander durch strenge Gesetze vor Nachstellungen schützte. Erst dem raffinirten Luxus der Römerwelt war es vorbehalten, den Pfau als Schaugericht auf die Tafel zu stellen und mit Leckerbissen aus seinem Hirn den übersättigten Gaumen zu kitzeln. Diese Sitte erhielt sich im Mittelalter fort, mit einer besonderen Symbolik verknüpft. Die Ritter schwuren bei dem Pfau, und legten Gelübde auf denselben ab, wobei sie einander an Abenteuerlichkeiten überboten. So legte, als Konstantinopel von den Türken erobert war, die gesammte Ritterschaft am Hofe Philipps des Guten von Burgund ein Pfauengelübde zur Rüstung eines Kreuzzuges ab."
H. Masius.

2. Indiens Blumen sind unzählig und oft von äußerordentlicher Schönheit. Unter ihnen nimmt, wie überall, die Rose den ersten Rang ein. Die Kroanja, eine schöne weiße Rose, würzt die Luft der Thäler Delhi und Serinagur, und Orissa rühmt sich seiner Nusreen, Blumen von zarter Form und trefflichem Geruch, deren Blätter an der Außenseite weiß und inwendig gelb sind. Eine Schwester unserer weißen Wasserrose, die auf dem Wasser schwimmende Lotosblume, wird als heilig geehrt. H. Heine singt von ihr:

Die Lotosblume ängstigt
sich vor der Sonne Pracht,
und mit gesenktem Haupte
erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle
er weckt sie mit seinem Licht,
und sie entschleiert ihm freundlich
ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
und starret stumm in die Höh;
sie duftet und weinet und zittert
vor Liebe und Liebesweh.

Außer ihr sei noch erwähnt der großblumige Jasmin, die Atimukta, die Champaca, womit die Hindus ihr Haar schmücken und ihre Kleider parfümiren, die Ixora, ein 6 Fuß hoher Strauch, dessen runde, reiche, scharlachrote Blütentrauben so große Aehnlichkeit mit glühenden Kohlen haben, daß man ihn die „Waldflamme" genannt hat, und die Musaenda frondosa, die ihre schönen Blumen um 4 Uhr Nachmittags entfaltet und zu derselben Stunde des Morgens schließt.

3. Eine schöne Schilderung von Indien, die natürlich vorzugsweise auf Kaschmir paßt, gibt Heine in seinem „lyrischen Intermezzo":

— — —

Fort nach den Fluren des Ganges,
dort weiß ich den schönsten Ort.

Dort liegt ein rotblühender Garten
im stillen Mondenschein,
die Lotosblumen erwarten
ihr trautes Schwesterlein.*)

Die Veilchen kichern und kosen,
und schaun nach den Sternen empor;
heimlich erzählen die Rosen
sich duftende Märchen ins Ohr.

Es hüpfen herbei und lauschen
die frommen, klugen Gazell'n;
und in der Ferne rauschen
des heiligen Stromes Well'n.

Dort wollen wir niedersinken
unter dem Palmenbaum,
und Liebe und Ruhe trinken,
und träumen seligen Traum.

VIII.

Benutzt wurden Arbeiten von H. Berghaus, C. Ritter, R. Meyer, K. Müller, J. F. Schouw.

1. Jos. Christian Freiherr von Zedlitz.

2. Scheikh — arabischer Häuptling, dessen ganzes Vorrecht aber nur darin besteht, seinen Stamm gegen den Feind anzuführen, Unterhandlungen

*) Bezieht sich auf den Eingang des Gedichtes.

in Bezug auf Krieg und Frieden zu leiten, den Ort fürs Lager vorzuschlagen, ausgezeichnete Fremde zu empfangen und zu bewirten.

3. Christian Friedrich Scherenberg.

4. Vergleiche Hiob 39, 19 bis 25: „Kannst du dem Roß Kräfte geben oder seinen Hals zieren mit seinem Geschrei? Kannst du es schrecken, wie die Heuschrecken? — Es stampft auf den Boden und ist freudig und mit Kraft, und zieht aus den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht und fliehet vor dem Schwerte nicht. Wenn gleich wider es klinget der Köcher und glänzet beides, Spieß und Lanze. Es zittert und tobet und scharret die Erde und achtet nicht der Drommeten Hall. Wenn die Drommete erklinget, spricht es: Hui! und riecht den Streit von ferne, hört das Schreien und Jauchzen der Fürsten."

5. Alexander Graf von Würtemberg.

6. Karl Müller.

7. Sich selbst als die Enkel Adams, Noahs, Aads, Huds, Abrahams und Ismaels in reinem Blute und direkter Abstammung ihrer Geschlechtsreihen darstellend, sind den Beduinen das Kameel und die Dattelpalme aus Allahs Hand selbst, auch unmittelbar aus dem Paradiese, als ihre näheren Verwandte mitgegeben, und darum bleiben ihnen beide auch auf Erden göttergleich, und beide gehören in dem zukünftigen Leben wieder mit zu ihrem Paradiese.

C. Ritter.

8. In Westindien wird der Kaffeebaum nicht so hoch, weil man ihn beschneidet, damit seine Krone sich ausbreiten kann und er dadurch mehr und leichter zu erreichende Früchte gebe.

Die Kaffeepflanzungen sind sich hier in allen Niederlassungen mehr oder minder ähnlich. Umgeben gewöhnlich von dem tropischen Urwalde mit seinen Schattenlauben, seinen mächtigen Stammsäulen, seinen hochragenden Wipfelkronen und seinen wildverschlungenen Schmarotzergewächsen, Farrenkräutern und Riesengräsern, überwölbt von einem klarblauen Himmel, den nur zuweilen der Sturmesengel mit blitzenden Wolken und grimmwütenden Orkanen überzieht, bieten sie ein erfreuliches Bild des Wirkens der ordnenden Menschenhand und des Segens der Arbeit in dem üppigen Wirrwar der ungeregelten, unbezwungenen Natur, der sie als Rahmen einfaßt. Auf regelmäßigen, gleichgroßen, gewöhnlich durch Pfirsich-, Orangen- und Citronenbäume eingerahmten Vierecken stehen die Bäumchen nach der Schnur und in gleichen Entfernungen von einander. Sie werden durch fleißig wiederholtes Beschneiden gleich hoch, und der Boden zwischen ihnen durch ununterbrochenes Jäten frei von dem in tropischen Ländern mit unglaublicher Raschheit sich entwickelnden Unkraute erhalten. Zur Vermehrung der Stämmchen bedient man sich der Stecklinge, die aus ausgesuchtem Samen in einer schattig gelegenen Baumschule gezogen werden.

IX.

Benutzt sind: das Kameel von Rudolf Meyer und Erzählungen von Dr. F. Hoffmann, Dr. Schmidt und Dr. Dielitz.

1. Das ganze nördliche Afrika ist, mit Ausnahme der Küstenländer, von einer Sandwüste bedeckt, welche sich 600 M. in die Länge, 200 M. in die Breite erstreckt und einen Flächenraum von 80,000 Quadrat-Meilen — also mehr, als ein Drittel von ganz Europa — umfaßt. Die Araber nennen dieselbe el Bahar billa maa: „Meer ohne Wasser." „Ein Zug klippiger Höhen, Felsenriffe und Oasen, der sich etwa unter 30° O. L. von Tripoli gegen Borun hinzieht, theilt diese Wüste ganz deutlich in zwei Hälften. Die westliche, Sahel (Ebene) genannt, ist die bei weitem größere, höher gelegene, wasser-

losere, das eigentliche Flugsandmeer. Der östliche Wüstentheil, die eigentliche Sahara, hat Kalk-, Kies- oder Salzboden; doch bildet sich auf dieser festen Tenne ebenfalls ein feiner Sand, der aber nicht die ganze Fläche bedeckt, sondern sich besonders in Vertiefungen oder um hervorragende Gegenstände aufhäuft. In zwei Streifen, zwischen Aegypten und Barka und zwischen Barka und Tripoli, erreicht die Wüste das mittelländische Meer." Dr. Daniel.

Zu der am Schluße mitgetheilten morgenländischen Sage folgende Notiz! „In der größten und nördlichen Oase in der Sahara, der Oase Siwah, war im Altertum der Orakeltempel des Jupiter Ammon, den Alexander befragte. Reisende fanden in einem Palmenhaine noch Trümmer eines Tempels und auch den mit Widderhörnern abgebildeten Kopf des Gottes."

2. Karl Müller.

3. Ferdinand Freiligrath („Mirage").

4. Man nennt diese Luftspiegelungen, die man in fast allen größeren Ebenen zu beobachten Gelegenheit hat Fata morgana, weil der Aberglaube sie für das Werk der Fata (Fee) Morgane hielt*). Sie zeigen sich namentlich bei stillem, hellem und warmem Wetter dem beobachtenden Auge in täuschender Ferne und entsteben durch die eigentümliche Lichtbrechung in nahe übereinander-liegenden Lichtschichten von verschiedener Temperatur.

5. Vergleiche die folgenden Strophen, die ich dem soeben erschienenen Gedichte: „Joseph" von Katharina Diez. (Berlin, 1855. Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei) entnehme:

Mondbeglänzt die stille Wüste liegt und flüstert wie im Traume,
aber nach und nach lebendig wird es in dem weiten Raume,
nach und nach aus dunkeln Höhlen hebt es sich mit schnellem Schritte;
und des Sandes Körner knirschen auf dem Weg der fliehnden Tritte.
Ihre schaurigen Bewohner lassen los die Felsenklüfte,
gierig spähn sie nach dem Raube und ihr Ruf durchdringt die Lüfte!
Wild, mit langem Schweif den Boden schlägt der Löwe, seine Mähne
schüttelt er, dem hellen Mondlicht zeigt er glänzend seine Zähne;
grausig durch die nächtge Stille schallt des Schakals heisres Lachen,
der Hyäne Augen funkeln, drohend gähnt der weite Rachen. —
Immer mächtiger entfaltet sich des Wüstenschooßes Hülle,
immer kräftiger und lauter schallt und rauscht ihr Kampfgebrülle,
immer mehr zum dunkeln Knäuel wird das gräßliche Gewimmel,
und herab wie stumm vor Schrecken schaut der kalte Sternenhimmel.

Dieselbe Dichterin schildert die Mittagsglut der Wüste mit den Worten:

Brennend liegt des Mittags Sonne auf der Wüste, still und glühend
steht das tiefe Meer des Sandes, farbenglitzernd, funkensprühend,
keines Lüftchens Hauch durchziehet die versengten Dorngesträuche,
lautlos stehn die dürren Bäume und die ausgedörrten Teiche.
Müd und schlaff des Geyers Flügel hängt am schwarzen Felsen nieder,
kraftlos aus der glühnden Wolke senkt der Adler sein Gefieder. —

X.

Nach dem Englischen der Professoren Leslie, Jameson und H. Murray mit Benutzung von Abhandlungen Schleiden's und Körner's frei bearbeitet.

1. A. Bube.

2. In erstaunlicher Größe breitet sich die schöne, schwarz und braun glänzende nordische Nabelflechte über den kalten und nackten Erdboden hin.

*) Weitere Bezeichnungen sind: Kimmung, Seegesicht und das französische mirage.

Dazu gesellen sich einige eßbare Arten, unter denen das sogenannte isländische Moos die wichtigste Stelle einnimmt. „Es wächst in den ärmsten nördlichen Ländern sehr häufig und auch hin und wieder in unseren deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Haideplätzen. Seine Blätterlappen, welche ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, nach oben in schmale Aestlein zertheilt, die sich in noch kleinere mit zwei Spitzen enden. Die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Rötliche fallend, glatt, die hüglige Außenfläche ist bleichfarbig (weißlich oder grünlich-gelb). Am bitteren Geschmacke, der sehr stark ist, kennt man aber das isländische Moos am beßten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vortreffliches Mittel, welches oft noch Rettung verschafft. Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brod davon backen oder es, mit Milch gekocht, genießen.“

Dr. Schubert.

3. Dieses olivenfarbige Wasser begreift etwa den vierten Theil des grönländischen Meeres oder gegen 20,000 Quadrat-Meilen in sich, weßhalb denn auch die Zahl der medusenartigen Thierchen, welche es enthält, weit außer aller Berechnung liegt. Scoresby schätzt den Inhalt von zwei Quadrat-Meilen zu 23,888,000,000,000,000 und da diese Zahl die gewöhnlichen menschlichen Worte und Begriffe übersteigt, so sucht er sie durch die Bemerkung anschaulich zu machen, daß, um jene Thierchen zu zählen, 80,000 Menschen seit Erschaffung der Welt damit hätten beschäftigt sein müssen.

4. Ein grönländischer Küchenzettel, von Cranz mitgetheilt, zeigt folgende Gerichte: 1) gedörrte Heringe; 2) getrocknetes, 3) gekochtes, 4) halbrohes, halbverfaultes Seehundsfleisch; 5) gekochte Alken, eine Art Seemöven; 6) ein Stück von einem halbverfaulten Wallfischschwanze — der Hauptleckerbissen, worauf die Gäste des Festgelags geladen waren; 7) gedörrter Lachs; 8) gedörrtes Rennthierfleisch; 9) Confituren mit Krähebeeren, mit dem Magen von Rennthieren vermischt; 10) dasselbe Gericht, mit Thran angemacht.

XI.

Nach einer Schilderung Gude's mit Benutzung der Darstellungen von A. von Humboldt, Dr. J. Moritz, Fr. Körner und Andern bearbeitet.

1. Gottfried August Bürger.

2. Nach dem Englischen. — „Der Wälschhahn ist der amerikanische Nationalvogel, der Schmuck der Urwälder Louisanas, und dem einsamen Blockhause der Verkünder des Morgens. Auf den Wipfeln der Cypressen und Magnolien begrüßen seine geselligen Schaaren das Frühlicht, und die hohen Wälder ertönen dann von ihrem Ruf in meilenweiter Runde. Hier ist seine Heimat, von hier aus wanderte er im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts bei uns ein.

In Europa ist der Puter entartet; der Goldglanz seines Gewandes hat sich in fahles Grau oder schmutziges Weiß verwischt; mürrisch und grämlich zieht er auf dem Hofe des Pächters umher. Sein trübdunkles Auge steht voll Aerger; wenn es nicht in heißen Zorn aufsprüht. Er geht dann pfeifend, kollernd und schnaubend der Wand entlang, alle Federn sträuben sich empor, der Schwanz spreitet den mächtigen Fächer, die halbgeblähten Flügel rauschen starrend auf die Erde hin. Seine Korpulenz schwillt bis zur Ungestalt, er kocht vor Grimm, tief am Halse schwellen die fleischigen Klunker herab, die seltsamen Bartborsten richten sich auf, und über den Schnabel wächst eine wunderbare, blutrote Nase, die wie eine Fleischquast darüber hinabtropft. Diese Aufgeblasenheit und der blinde Zorn bewog Franklin, statt seiner — wie er anfangs beabsichtigte — die Sterne in die Flagge Nordamerikas zu setzen.“

Dr. Masius.

XII.

Mit Benutzung der Beschreibungen und Schilderungen von Alexander von Humboldt, K. F. Ph. von Martius, von Leonhard, Prinz Adalbert von Preußen, Daniel, Vogel und Andern.

1. A. Grün besingt in „Schutt", S. 128. die Palme mit folgenden Worten:

— — — Es steigt
einsam ihr Riesenschaft; hoch oben zweigt
ein Dom von Laub, als sei gestellt hinauf
ein Tempel auf des Obelisken Knauf!

Mauritia ists, die Palm, im lauen Wind
des Wipfels grüne Fächer wiegend lind!
die Krone säuselt auf den luftgen Höhn,
wie Menschenwort, harmonisches Getön:

„Willkommen Fremdling! Sprich, was thut dir Not?
Verlangst du Brod, sieh meine Frucht ist Brod,
und dürstet dich, trink meinen Palmenwein,
ich will dir Acker, Quell und Weinberg sein!

Bist nackt du, web ein Kleid aus meinem Bast,
und schläfert dich, ruh unter mir, mein Gast,
mein Schatten wirkt dir Decken leicht und nett,
ich will dir Wollenheerde sein und Bett!

Willst beten du, wölb ich dir grünen Dom,
und willst du schaun auf Land und Meeresstrom,
von meinen Höhn siehst dus in Fried uno Sturm;
ich will dir Kirche sein und Wart und Turm!

Sieh hier wild freie Söhne der Natur!
Ich bin ihr Reich, ihr Haus und ihre Flur;
auf Wieg und Brautbett senk ich Palmenreis,
ihr Sterblied säusl ich einst als Glocke leis. —

2. Man würde sich von diesen sonderbaren, der Tropenwaldung eigentümlichen Gewächsen eine sehr irrige Vorstellung machen, wollte man sie mit unserem kletternden Epheu oder unseren schlingenden Bohnen, Winden und Hopfenpflanzen vergleichen; damit haben sie im Ganzen wenig und zum Theil gar keine Aehnlichkeit. Das unendliche Heer der Schlingpflanzen besteht nicht, wie jene, aus einjährigen, grünen, saftreichen, schwachen Stengeln; es besteht aus holzigen, kräftigen, dürr und alt erscheinenden, zum Theil sehr starken, mindestens rohr- und fingersdicken, mitunter armgleichen Stengeln, die überall wie Bindfäden, Reife und Taue frei von den Aesten der Baumkronen herabhängen. Solche Gewächse, wie die kletternden Epheupflanzen in unseren Wäldern, gibt es zwar auch im Tropenwalde, aber das bei weitem größere Heer der Schlingpflanzen ist anderer Art; fast mehr den Weinreben, als dem Epheu vergleichbar. H. Burmeister.

3. Ferd. Freiligrath schildert den Urwald des nördlichen Amerikas, dort „wo ihn säumet die Savanna" in folgenden Strophen (dem Ciclus „der ausgewanderte Dichter" entnommen):

— Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze
die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
und jede Tann ist eine starre Lanze.

Mit riesgem Nacken an den Himmel stemmen
die Berge sich; still, doch belebt die Auen.
Am Strome drüben, auf den schneegen Dämmen,
seh ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragts gleich Renngeweihen;
der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
das Birkhuhn schwirrt und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. — —

XIII.

L. Schefer: Reise nach Südindien. — M. J. Schleiden: Pflanzengeographie. — L. Bromme: Zonengemälde.

1. Dr. M. J. Schleiden charakterisirt in seinem Buch: „die Pflanze und ihr Leben" die neuholländischen Wälder mit folgenden Worten: Sie zeigen eine ganz besondere Physiognomie, die fast überall in diesem seltsamen Lande sich wiederfindet. Die Bäume und Sträucher haben lederartige Blätter, die Mehrzahl derselben ist mit einem weißen, harzigen Staube bedeckt, der ihnen einen äußerst monotonen, trübseligen, blaßgrünen Schein verleiht. Die Hauptbäume sind Eucalypten, Akacien, Prachtfaden und Cajeputarten. Mehrere andere Pflanzen können neben den genannten kaum zählen und leben unter dem Schutz dieser hohen graulichen, weit auseinander stehenden Stämme, deren mageres, unaufhörlich zitterndes Blätterwerk an die Trauerweiden mahnt. Schöne Grasbüschel mit langen schlanken Halmen wachsen in der ganzen Ausdehnung dieser Büsche, und darin nisten Kängerubs, Ringeltauben und andere Vögel. Die Stralen der Sonne dringen leicht durch die schmalen, stets auf ihren langen Stielen sich schwingenden Blätter und machen ein zweifelhaftes, mit flüchtigen Schatten sich mischendes Licht. Das Auge blickt weithin durch die Gewölbe von Zweigen und Blättern, und wird weniger durch die Dichtigkeit der Vegetation, als durch den stets wechselnden Glanz eines ungewissen mystischen Lichtes aufgehalten.

XIV.

Benutzt wurden: Zimmermann „das Meer und seine Bewohner". — M. J. Schleiden. — Fr. Körner („Unterseeische Landschaften").

1. Heinrich Heine; von dem wir noch einige andere, trefflich gelungene Seebilder besitzen. So: „Morgengruß", der als Seitenstück zu der als Motto gesetzten „Begrüßung des Meeres" von A. Grün hier eine Stelle finden mag.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal,
aus jauchzendem Herzen,
wie einst dich begrüßten
zehntausend Griechenherzen,
unglückbekämpfende, heimatverlangende,
weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
sie wogten und brausten,

die Sonne goß eilig herunter
die spielenden Rosenlichter,
die aufgescheuchten Mövenzüge
flatterten fort, lautschreiend;
es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
und weithin erscholl es, wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
wie Träume der Kindheit seh ich es flimmern
auf deinem wogenden Wellengebiet,
und alte Erinnerung erzählt mir aufs Neue
von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
die du geheimnisvoll bewahrst
dort unten im klaren Krystallhaus. — —

Nicht minder schön besingt Nikolaus Lenau einen „Seemorgen" in folgenden Strophen:

Der Morgen frisch, die Winde gut,
die Sonne glüht so helle;
und brausend geht es durch die Flut.
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
doch wie sie sich auch bäumen,
dem Schiff sich werfend in die Bahn,
in toller Mühe schäumen:

Das Schiff, voll froher Wanderlust,
zieht fort unaufgehalten,
und mächtig wird von seiner Brust
der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von goldner Stralenhand,
aus dem Gesprüh der Wogen
kommt ihm zur Seit ein Irisband
hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
seh ich die Flut sich dehnen,
die uferlose; mich ergreift
ein ungeduldig Sehnen. — —

2. Johann Wolfgang von Goethe. — „Dieses kleine Gedicht ist ein treffliches Naturbild, das nur Goethes Meisterhand mit so wenigen Strichen vollenden konnte."

3. Friedrich von Schiller („der Taucher").

Das sowol im Texte, als in den Anmerkungen Behandelte mit einem Blick zusammenfassend und zu Einem Bilde rundend und ergänzend, stehe hier zum Schluß ein nach A. von Humboldt („Physiognomik der Gewächse"), M. J. Schleiden („Pflanzengeographie"), H. A. Daniel und Andern bearbeiteter Artikel über das

Leben in der Schöpfung.

Wenn der Mensch mit regsamem Sinne die Natur durchforscht, oder in seiner Phantasie die weiten Räume der organischen Schöpfung mißt, so wirkt unter den vielfachen Eindrücken, die er empfängt, keiner so tief und mächtig, als der, welchen die allverbreitete Fülle des Lebens erzeugt. Ueberall, selbst am beeisten Pol, ertönt die Luft von dem Gesang der Vögel, wie von dem Sumsen schwirrender Insekten. Nicht die unteren Schichten allein, in welchen die verdichteten Dünste schweben, auch die oberen, ätherisch reinen sind belebt. Wir bedürfen, um uns davon zu überzeugen, keiner künstlichen Instrumente — das bloße Auge genügt schon; nehmen wir aber erst solche zu Hilfe, so enthüllen sich uns noch größere Wunder. Räderthiere, Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. Unbeweglich und im Scheintod versenkt, schweben sie in den Lüften, bis der Thau sie zur nährenden Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen, wirbelnden Körper einschließt, und den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.

Neben den entwickelten Geschöpfen trägt der Luftkreis auch zahllose Keime künftiger Bildungen, Insekteneier und Eier der Pflanzen, die durch Haar- und Federkronen zur langen Herbstreise geschickt sind. Selbst den belebenden Staub, den bei getrennten Geschlechtern die männlichen Blüten ausstreuen, tragen Winde und geflügelte Insekten über Meer und Land den weiblichen Pflanzen zu. Wohin der Blick des Naturforschers dringt, ist Leben oder Keim zum Leben verbreitet.

Dient aber auch das bewegliche Luftmeer, in das wir getaucht sind und über dessen Oberfläche wir uns nicht zu erheben vermögen, vielen organischen Geschöpfen zur notwendigsten Nahrung, so bedürfen dieselben doch noch einer gröberen Speise, welche nur der Boden dieses gasförmigen Oceans darbietet. Dieser Boden ist zweifacher Art. Den kleineren Theil bildet die trockene Erde, unmittelbar von Luft umflossen; den größeren Theil bildet das Wasser, vielleicht einst vor Jahrtausenden durch elektrisches Feuer aus luftförmigen Stoffen zusammengeronnen, und jetzt unaufhörlich in der Werkstatt der Wolken, wie in den pulsirenden Gefäßen der Thiere und Pflanzen, zersetzt.

Unentschieden ist es, wo größere Lebensfülle verbreitet sei, ob auf dem Continent oder in dem unergründlichen Meere. In diesem erscheinen gallertartige Seegewürme, bald lebendig, bald abgestorben, als leuchtende Sterne. Ihr Phosphorlicht wandelt die grünliche Farbe des unermeßlichen Oceans in ein Feuermeer um. Unauslöschlich ist der Eindruck jener stillen Tropennächte der Südsee, wo aus der duftigen Himmelsbläue das hohe Sternbild des Schiffes und das gesenkt untergehende Kreuz ihr mildes planetartiges Licht ausgießen, und wo zugleich in der schäumenden Meeresflut die Delphine ihre leuchtenden Furchen ziehen. Aber nicht der Ocean allein, auch die Sumpfwasser verbergen zahllose Gewürme von wunderbarer Gestalt. Dem Auge fast unerkennbar sind die Cyclidien, die gefranzten Trichoden und das Heer der Naiden, theilbar durch Aeste, wie die Lemna, deren Schatten sie suchen. — Von mannigfaltigen Luftgemengen umgeben und mit dem Lichte unbekannt, atmen die

gefleckte Askaris, welche die Haut des Regenwurms, die silberglänzende Leukophra, welche das Innere der Ufernaide, und das Pentastoma, welches die weitzellige Lunge der tropischen Klapperschlange bewohnt. So sind auch die verborgensten Räume der Schöpfung mit Leben erfüllt.

Verweilen wir zunächst bei den Geschlechtern der Pflanzen, auf deren Dasein ja das Dasein der thierischen Schöpfung beruht!

Ungleich ist der Teppich gewebt, den die blütenreiche Flora über den nackten Erdboden ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt, lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tödtet, bald die reifende Frucht erhascht. Doch überall darf der Mensch sich der nährenden Pflanzen erfreuen. Trennt im Meeresboden ein Vulkan die kochende Flut, und schiebt plötzlich einen schlackigen Fels hervor; oder erheben, um an eine friedlichere Naturerscheinung zu erinnern, die einträchtigen Lithophyten ihre zelligen Wohnungen, bis sie nach Jahrtausenden, über den Wasserspiegel hervorragend, absterben, und ein flaches Koralleneiland bilden: so sind die organischen Kräfte sogleich bereit, den todten Fels zu beleben. Was den Samen so plötzlich herbeiführt, ob wandernde Vögel, oder Winde, oder die Wogen des Meeres, ist bei der großen Entfernung der Küsten schwer zu entscheiden. Aber auf dem nackten Steine, sobald ihn zuerst das Licht berührt, bildet sich in den nordischen Ländern ein Gewebe sammtartiger Fasern, die dem unbewaffneten Auge als farbige Flecken erscheinen. Einige sind durch hervorragende Linien bald einfach, bald doppelt begrenzt; andere sind in Furchen durchschnitten und in Fächer getheilt. Mit zunehmendem Alter verdunkelt sich die lichte Farbe. Das fernleuchtende Gelb wird braun, und das bläuliche Grau der Leprarien verwandelt sich nach und nach in ein staubartiges Schwarz. Die Grenzen der alternden Decke zerfließen in einander, und auf dem dunkeln Grunde bilden sich neue zirkelrunde Flechten von blendender Weiße. So lagert sich schichtenweise ein organisches Gewebe auf das andere, und wie das sich ansiedelnde Menschengeschlecht bestimmte Stufen der sittlichen Cultur durchlaufen muß, so ist die allmälige Verbreitung der Pflanzen an bestimmte physische Gesetze gebunden. Wo jetzt hohe Waldbäume ihre Gipfel lustig erheben, da überzogen einst zarte Flechten das erdenlose Gestein. Laubmoose, Gräser, krautartige Gewächse und Sträucher füllen die Kluft der langen, aber ungemessenen Zwischenzeit aus. Was im Norden Flechten und Moose, das bewirken in den Tropen Portulaceen, Gomphrenen und andere fette niedrige Uferpflanzen. Die Geschichte der Pflanzendecke und ihre allmälige Ausbreitung über die öde Erdrinde hat ihre Epochen, wie die Geschichte des späteren Menschengeschlechtes.

Ist aber auch Fülle des Lebens überall verbreitet; ist der Organismus auch unabläßig bemüht, die durch den Tod entfesselten Elemente zu neuen Gestalten zu verbinden: so ist diese Lebensfülle und ihre Erneuerung doch nach Verschiedenheit der Himmelsstriche verschieden. Periodisch erstarrt die Natur in der kalten Zone; denn Flüssigkeit ist Bedingnis zum Leben. Thiere und Pflanzen, — Laubmoose und andere Kryptogamen abgerechnet — liegen hier viele Monate durch im Winterschlafe vergraben. In einem großen Theile der Erde haben daher nur solche organische Wesen sich entwickeln können, welche einer beträchtlichen Entziehung von Wärmestoff widerstehen, oder einer langen Unterbrechung des Lebensfunctionen fähig sind. Je näher dagegen den Tropen, desto mehr nimmt Mannigfaltigkeit der Bildungen, Anmut der Form und des Farbengemisches, ewige Jugend und Kraft des organischen Lebens zu.

Wenn wir von den scheebedeckten Eisflächen des höchsten Nordens, wo nur noch die rote Schneealge an eine pflanzliche Organisation erinnert, uns nach Süden wenden, so breitet sich vor uns zunächst ein Gürtel aus, in welchem Moose und Flechten den Boden bedecken und eine eigentümliche Vegetation niedriger, mit unterirdischen Stengeln perennirender, meist groß- und schönblumiger Kräuter, die sogenannten Alpenpflanzen, der Natur einen eigentümlichen Charakter verleihen. Fast sämmtliche Pflanzen bilden kleine, flache, vereinzelte Polster; Pyrola, Andromeda, Pedicularis, Löffelkraut,

Mohne, Hahnenfuß und andere sind charakteristische Gattungen für diese Flora, in der kein Baum, kein Strauch gedeiht.

Verlassen wir diese Region und gehen mehr nach Süden, so zeigen sich anfänglich kleine niedrige Gebüsche von Birken, dann mehr zusammenhängende Wälder, zu denen sich Kiefern und andere Nadelhölzer hinzugesellen und wir befinden uns endlich in einem zweiten größeren Vegetationsgürtel, der sich dadurch charakterisirt, daß alle Wälder der Ebene fast ausschließlich aus Nadelhölzern gebildet sind. Kiefern und Fichten, Zürbeln und Lärchen bilden große und ausgedehnte Waldmassen; an Bächen und auf feuchtem Boden finden sich Weiden und Erlen ein. Auf dürren Hügeln wächst die Rennthierflechte und das isländische Moos. In der Preißelbeere, Multebeere (Rubus Chamaemorus), Johannisbeere und anderen bietet schon freiwillig die Natur, wenn auch spärliche, Nahrungsmittel, und ein reicher Flor bunter Blumen dient zur Verzierung der Zone, die sich in Scandinavien bis an die Nordgrenze des Weizenbaues, in Rußland und Asien aber fast bis Kasan und Jakutzk erstreckt.

Schon in Drontheims Umgebungen fängt, wenn auch noch spärlich, der Obstbau an; bald tritt die kraftvolle Eiche auf; Schonen, Seeland, Schleswig und Holstein nähren die prachtvollsten Buchenwälder. Etwa in der Breite von Frankfurt a. M. gesellt sich noch ein Baum hinzu, der sich durch seine kühne, malerische Verästelung der Eiche an die Seite stellt, die er durch die Pracht seines Laubes, sowie durch den Nutzen seiner Früchte weit übertrifft, die edle Kastanie nämlich. Pyrenäen, Alpen und Kaukasus bilden die Südgrenze dieser Zone, in welcher mehr nach Osten die Linde und Ulme in so reichlichem Maße zur Waldbildung beitragen, daß erstere selbst den Verwüstungen widersteht, welche die Esthen zur Anfertigung ihrer Lindenbastschuhe anrichten. In dem Hopfen, Epheu und der Waldrebe finden sich hier die ersten Repräsentanten tropischer Schlingpflanzen ein. Mit dem düstern Schatten der Wälder wechselt das lachende Grün der Wiesen, und der Mensch hat sich in Besitz der Erde gesetzt, die wilde Vegetation bis auf das Notwendigste für Holz- und Heubedarf beschränkend, und reiche Saaten lohnen seinen Fleiß.

Die Alpen übersteigend, sehen wir uns plötzlich von ganz anderen Pflanzenformen umgeben; an die großen Wälder aus Laubhölzern, deren lederartige, glänzende Blätter den leichten Winter überdauern; um deren Stämme sich die Reben und feuerfarbigen Bignonien schlingen — schließen sich ähnliche Gebüsche, von Myrte, Tinus, Erdbeerbäumen und Pistacien gebildet. Hin und wieder findet sich eine Zwergpalme ein, Labiaten und und kreuzblütige, und schönblütige Cistrosen ersetzen im Sommer die Frühlingsflor duftender Hyacinthen und Narcissen; aber selten noch in günstigsten Lagen erfreut sich das vom Glanz der immergrünen Blätter, oder von dem grellen Farbenspiel nackter, zackiger Gebirgszüge geblendete Auge des milden Schimmers grünender Wiesen. Dafür hat sich der Mensch in diesem Gürtel immergrüner Laubhölzer der Frucht der Hesperiden bemächtigt. Es ist — wie schon oben S. 41 bemerkt —

das Land, wo die Citronen blühn,
im dunkeln Laub die Goldorangen glühn.

Endlich treten wir in die Tropengegenden ein, und die herrlichsten Gestalten der Pflanzenwelt stellen sich uns nun dar. Vor allen die Palmen, denen von jeher der Preis der Schönheit zuerkannt wurde. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schafte mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt; der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe. Zu den Palmen gesellt sich die Banane, ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Dichtbelaubte Ceibaarten mit zartwolligen, großen, herzförmigen oder eingeschnittenen Blättern prangen mit prachtvollen, oft purpuroten Blüten; zu riesigen Holzmassen erwächst der Baobab (Affenbrodbaum, Adansonia digitata). Die wunderlichen kaktusähnlichen Formen blattloser Wolfsmilcharten, durch ihre giftige oder wolschmeckende süße Milch ausgezeichnet, verraten eine eigentümliche

Bildungskraft in der Natur, und der Drachenbaum in den Gärten von Orotova auf Teneriffa, eine riesige baumartige Lilienpflanze, erzählt dem sinnigen Lauscher die Sagen von vielen Jahrtausenden.

Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dürren Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben hier Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anacardienund der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und den Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüten der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüten und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse ist es oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüten und Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche von einander getrennt einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden.

Auch für die Thierwelt gilt im Allgemeinen das Gesetz vom Pol und Aequator, oder von Armut und Reichtum, was sogar für Metalle und Edelsteine Wahrheit behält. Die riesenhaftesten und prächtigsten Thiere bewohnen die heißen Zone, aber auch zugleich die reißendsten und giftigsten. Die kleine, aber schlanke Form unserer Eidechse dehnt sich im Süden zu dem kolossalen und gepanzerten Körper furchtbarer Krokodille aus; in den ungeheuren Katzen von Afrika und Amerika, im Tiger, im Löwen, im Jaguar, ist die Gestalt eines unserer kleinsten Hausthiere im vielfach vergrößerten Maßstabe wiederholt. Die zierliche Giraffe, der Strauß, der Condor, die prangenden Papageien, die farbenschillernden Colibris, aber auch die Boa, die Klapper- und Brillenschlange: das sind einzele Bilder aus der tropischen Thierwelt. In der gemäßigten Zone nehmen die großen, reißenden Thiere ab; nur die Raubthiere des Hundegeschlechts und die Bären sind Bewohner des Nordens. Die Vögel sind weniger bunt, aber im Ganzen sangreicher. Giftige Insekten verschwinden mehr und mehr.

Wandern wir nun, statt von den Polen nach dem Aequator, von Westen nach Osten, oder von Osten nach Westen um die Erde, so treten auch auf diesem Wege gar mancherlei Eigentümlichkeiten der Thier- und Pflanzenwelt hervor. Wie Europa, besitzt Nord-Amerika seine schattigen, aus Eichen, Buchen, Birken und Nadelhölzern bestehenden Waldungen, seine grasreichen Weideplätze, seine der unsrigen entsprechende Thierwelt. Aber genau untersucht, erscheint uns jede einzele Baumart eine andere, jedes dort einheimische Thier von den unsrigen verschieden. Ueberall zeigt uns dieser Erdtheil eigentümliche Formen und Gestalten: seine mit Händen an den Hinterbeinen versehenen fleischfressenden Beutelratten, seine Meerschweinchen, seine zottigen Faulthiere, seine Gürtelthiere und andere. Das Lama ist das einzige, urspünglich amerikanische Hausthier. In der östlichen Theilen hat man kein gezähmtes milchgebendes Geschöpf, kein Brod lieferndes Samenkorn gekannt, als bis es die Europäer den Bewohnern zugeführt haben. Vor seiner Entdeckung hat Amerika außer der Kartoffel kein Nahrungsgewächs hervorgebracht, das zu mehr als den Bedürfnissen des Luxus zu rechnen gewesen wäre.

Ganz anders verhält sich dagegen die östliche Ländermasse der Erde. Asien, die Wiege der Bildung, und das von dem Lichte der Aufklärung durchdrungene Europa sind die beiden Erdtheile, auf denen die schaffende Kraft der Natur ihre edelsten, schönsten und nutzbarsten Wesen ins Desein treten ließ. Vier große Gebiete sind auf der östlichen Halbkugel zu unterscheiden. Der erste umfaßt ganz Europa, Nordafrika und Nordasien. Ausgedehnte Waldungen, von Nadelhölzern im Norden und kätzchenblumige Laubhölzer im Süden, die zahlreichen Doldengewächse in den mittleren und die Lorbeerbäume, Myrten und Nelkengewächse, welche sich in den südlicheren Gegenden ihnen zugestellen, geben die auffallendsten Merkmale dieser Gegenden ab. Innerhalb ihrer Grenzen sind alle unsere Fruchtbäume und Nahrungspflanzen entstanden, hier ist die Geburtsstätte sämmtlicher Hausthiere.

Zwei andere große Gebiete sind Afrika und Indien mit China und den Sunda-Inseln. Afrika ist der eigentümlichste Erdtheil auf der östlichen Halbkugel. Seine wasserarmen Landstrecken scheinen nur eine einzige große Fläche in seinem Inneren zu verraten. Wälder und Wiesen, die Geburtsstätten eines reichlichen organischen Lebens, fehlen ihm; nur an den feuchten Küsten oder im Quellande der größeren Flüsse hat sich ein üppigerer Pflanzenwuchs gestalten können, der vielfache Haidekräuter erzeugt. Dahin gehören auch dem allgemeinen Anblick nach die Epacrideen und Diosmen: eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüten desto reizender contrastirt. — Zahlreiche Antilopen, der zierliche Schmuck unabsehbarer Ebenen, beweiden den afrikanischen Boden; gestreifte Pferde oder Zebras schließen sich ihnen an, während einsam oder in kleineren Gruppen die gespenstische Gestalt der Giraffe uns begegnet. Aber nicht bloß das friedliche Geschlecht der Wiederkäuer, auch die grausame Hyäne, das ungeheure Nilpferd, die häßlichen Paviane, die reiterhohen Strauße und die zierlichen Perlhühner gehören zu den Eigentümlichkeiten dieses Welttheils.

Völlig verschieden von Afrikas weitausgedehnten Ebenen ist das südöstliche asiatische Hochland mit seinen benachbarten Inselgruppen, eine Gegend der Mannigfaltigkeit, wie es keine andere auf der Erdoberfläche geben mag. Riesenhafte und zugleich kluge Elephanten verraten die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Bodens, während der blutgierige Tiger, das größte und gefährlichste Raubthier der Erde, die zügellose Leidenschaft bekundet, welche ein mit den Drangsalen der Not unbekanntes Wesen anzudeuten pflegt. Hier ist die Heimat des Reises, des schönsten Brodkornes der Erde, hier wachsen alle edleren Gewächse, hier haben die Baumwolle, der Thee, die Camellie, das Moschusthier, die Seidenraupe und die nutzbare Gattung der Haushühner nebst den Fasanen und Pfauen ihre ursprüngliche Heimat. Paradiesvögel bilden im Osten, Perlenmuscheln nach Westen die merkwürdigsten Grenzsteine der zwischen ihnen lebenden thierischen Wesen.

Ein anderes Reich macht endlich noch Neuholland mit den Inseln der Südsee aus. Sonderbarer noch als Afrika gestaltet ist Neuholland durch den Mangel aller Säugethiere, die nicht zu den Beutelthieren gehören, einige Nagethiere und den allgemein verbreiteten Hund abgerechnet. Eben so auffallend unterscheidet es sich durch seine schmalblättrigen, graubelaubten Bäume und seine luftigen, schattenlosen Wälder von allen übrigen Erdtheilen. Seine merkwürdigen Schnabelthiere, seine hochbeinigen Kängeruhs, seine mit Rüsselnasen versehene Seehunde haben nirgends ihres Gleichen. Aermer noch ist die dasige Inselwelt. Kein Säugethier scheint auf den Inseln Australiens ursprünglich ansässig gewesen zu sein, keine eigentümliche Pflanzenfamilie seine ebenen und hohen Eilande zu bekleiden. Kokospalmen und Brodbäume sind auf diesen Inseln die nutzbaren Gewächse; aber keine saftreiche Frucht, kein schönfarbiger Blütenschmuck ist ihnen zu Theil geworden.

So treten uns überall Eigentümlichkeiten in der Thier- und Pflanzenwelt entgegen, wir mögen von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten unsere Erde umwandern. Aber auch dann wird das Thier- und Pflanzenleben sich vor unseren Augen ändern, wenn wir in einer und derselben Gegend aus den Ebenen nach den hohen Bergen und Gebirgszügen aufsteigen. Die Spitzen der Alpen haben wir schon einmal erklommen und so wollen wir denn jetzt zum Schluß unserer Wanderung nach kurzer Rast unter jenen fünftausendjährigen Dracänen den Pic von Teyde ersteigen. Am flachen Fuße desselben hat der Mensch vom Boden Besitz genommen und die ursprüngliche Vegetation verdrängt. Durch Weinberge und Maisfelder steigen wir aufwärts bis uns die Schatten immergrüner Lorbeern umfangen. Seidelbastarten und ähnliche Pflanzen schließen sich an, wir durchwandern auf eine Zeitlang einen Gürtel immergrüner Laubhölzer. Auf einer Höhe von 4000 Fuß verlieren sich die Pflanzen, die uns bis dahin begleitet haben. Nur eine geringe Anzahl eigentümlicher Gewächse deutet uns eine schnell durchschrittne Zone sommergrüner Laubhölzer an, und wir sind umgeben von den harzigen Stämmen der canarischen Kiefer. Ein Gürtel Nadelhölzer schützt uns gegen die Sonnenstralen bis zu einer Höhe von

6000 Fuß; dann wird die Vegetation plötzlich niedrig, durch niedriges Gebüsch geht sie über in eine Flor, welche ganz den Charakter der Alpenkräuter trägt, bis zuletzt nackter Fels jedem organischen Leben eine Schranke setzt und nur deßhalb kein Schnee und Eis die Spitze des Berges bedeckt, weil seine Höhe von 11430 Fuß bei einer dem Wendekreise so nahen Lage nicht bis in die Region des ewigen Schnees hinaufreicht. Den weiten Weg von Spitzbergen bis zu den Canaren, eine Ausdehnung von mehr als 50 Breitegraden, haben wir, wenn wir ihn nach den Vegetationsgrenzen beurtheilen, hier aufwärtssteigend in wenigen Stunden zurückgelegt.

GESCHICHTE DER GEOGRAPHIE
Sammlung Hanno Beck

GESCHICHTE DER GEOGRAPHIE
Sammlung Hanno Beck

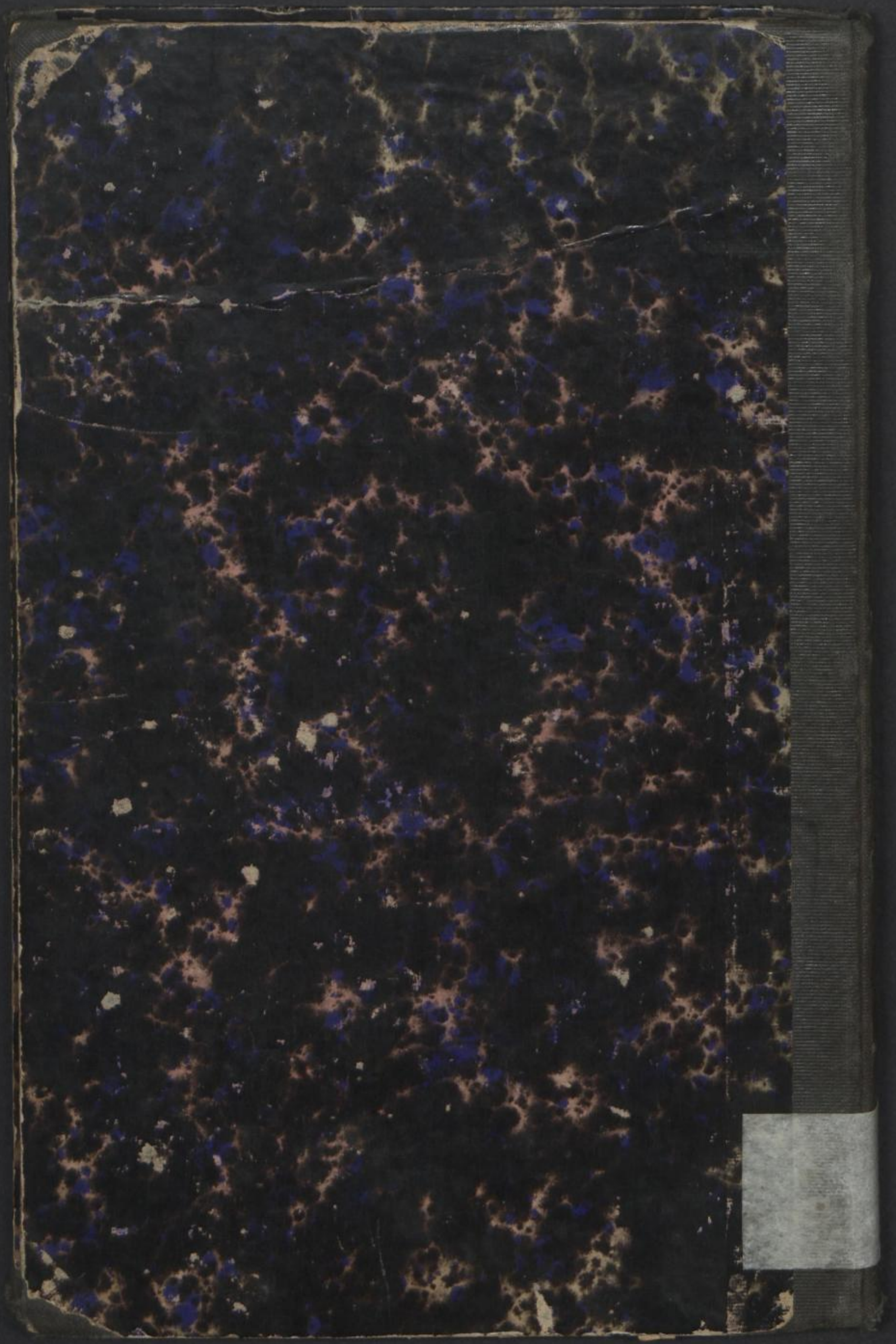
001449

GESCHICHTE DER GEOGRAPHIE

Sammlung Hanno Beck

E 26919

SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut für Länderkunde



SLUB
Wir führen Wissen.
Leibniz-Institut
für Länderkunde
ifl